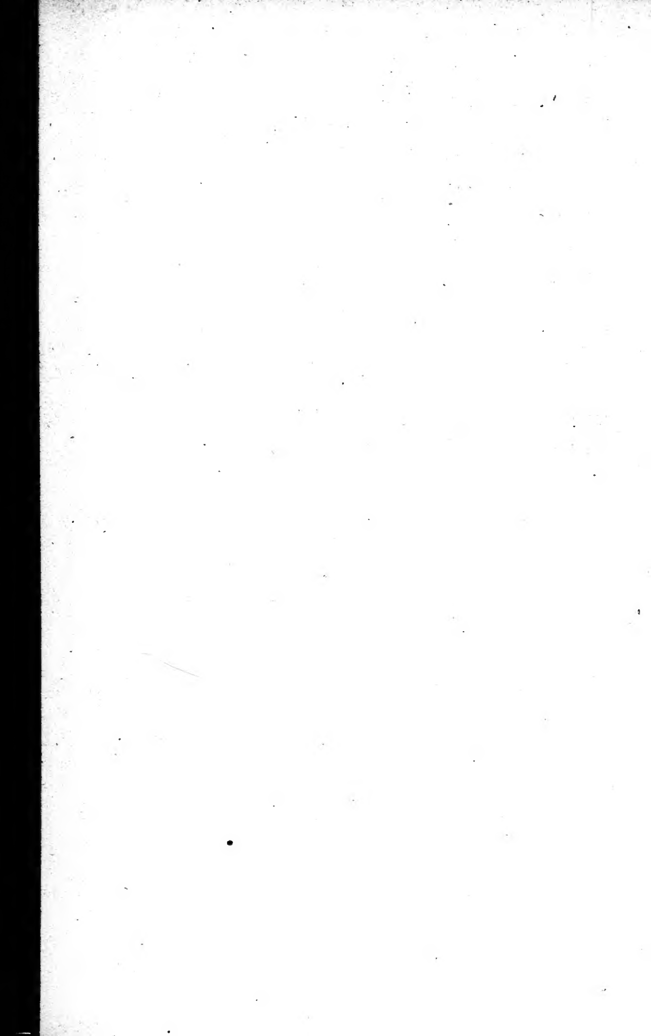
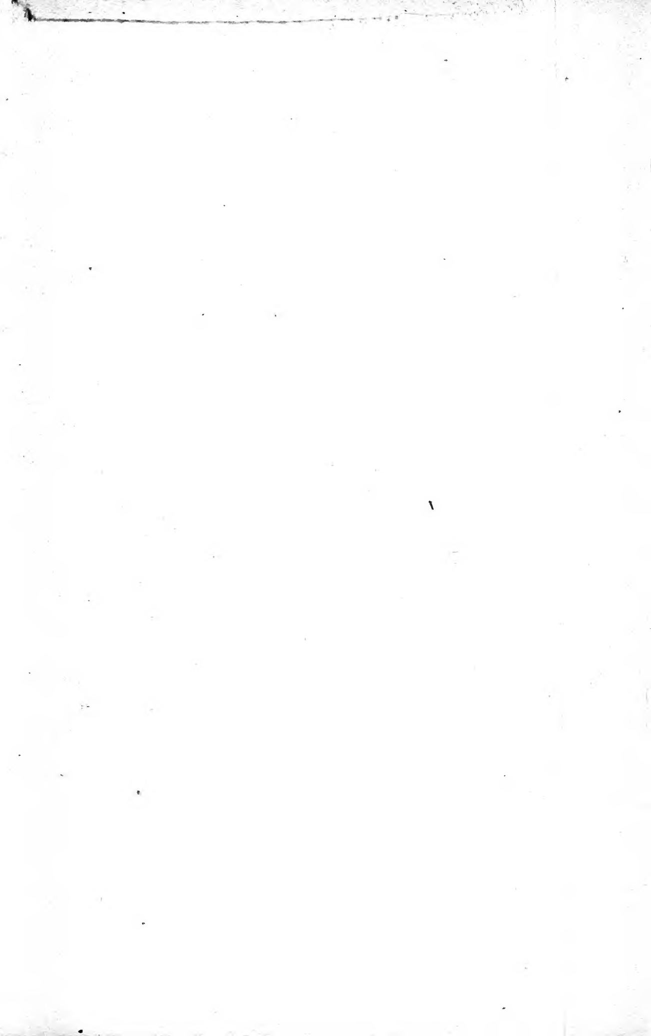
Waldheimat

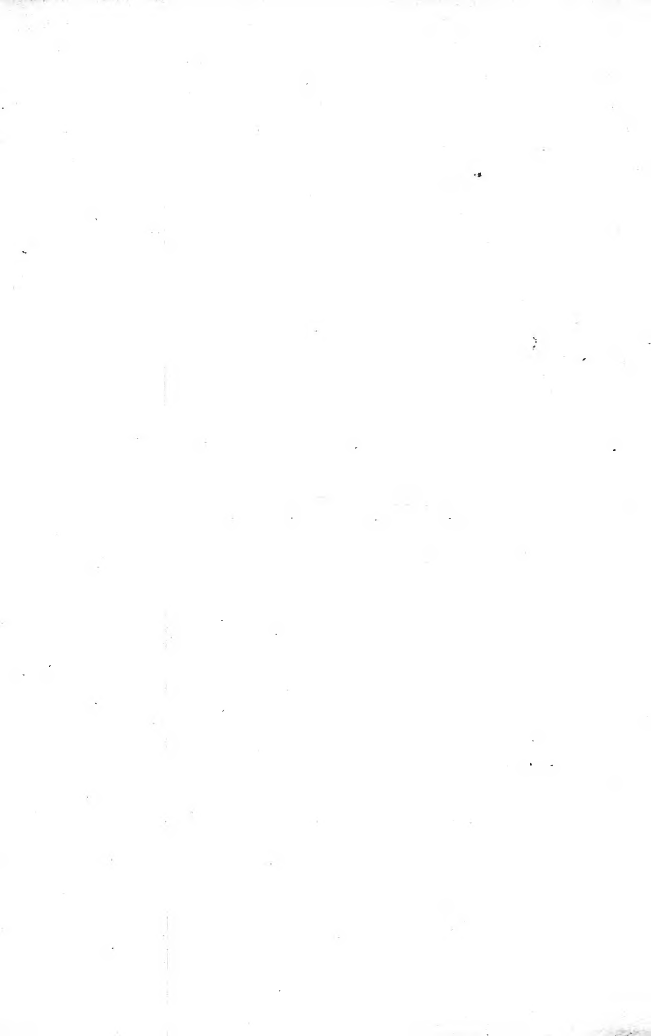
Kindesjahre



Waldheimat.

I. Band: Kindesjahre.







P. K. Rosegger



Erinnerungen aus der Jugendzeit

von

P. K. Rosegger.

I. Band: Kindesjahre.



Dritte vermehrte Auflage.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1886.

Waldheimat.





Vorwort zur dritten Auflage.

Als vor einigen Jahren der „Waldheimat" zweite Auflage in 5000 Exemplaren gedruckt worden ist, hat der Verfasser von diesem Denkmale seiner Jugend Abschied genommen, ohne Hoffnung, sich jemals wieder reformirend mit seinem Lieblingswerke befassen zu können.

Denn er hält es sonst stets für seine Pflicht, jede sich ihm bietende Gelegenheit wahrzunehmen, um — sei es in der Eintheilung, sei es im Stile oder im Inhalte — nach bestem Ermessen jedes einzelne Werk zu klären und zu vervollkommnen.

Besonders willkommen ist ihm daher die nun nothwendig gewordene dritte Auflage der „Wald-

heimat", weil sie ihm die Möglichkeit bietet, von neuem ordnend und verbessernd in das Werk einzugreifen. Vor Allem ist Einiges hier ausgeschieden worden, was strenge genommen nicht aus dem Gegenstand heraus-, sondern in denselben hineingewachsen war. Hingegen sind die in letzterer Zeit entstandenen Erinnerungen und Aufzeichnungen der Kindes- und Jugendzeit aus anderen Bänden der „Ausgewählten Schriften", in denen sie einstweilen Platz gefunden, der „Waldheimat", der sie angehören, einverleibt worden.

In Erwägung des beziehungsweise autobiographischen Charakters dieses Buches ist auch die streng sachliche eigene Lebensbeschreibung des Verfassers der „Waldheimat" angereiht worden. Dieselbe befindet sich am Schlusse des zweiten Bandes.

Graz, im Mai 1885.

R.



Eingang.

Kindeszeit und Kindesheim!

Es ist das alte Lied vom Paradiese. Es giebt Gemüther, denen dieses Paradies nimmer verloren ist, und wäre auch längst die Stirne gefurcht vor Sorgen, das Haar gebleicht vor Alter; in denen das Reich Gottes fortwährt und in der Erinnerung noch reiner und herrlicher ersteht, als es in der Wirklichkeit je sein konnte; aber Kinder sind Poeten und — umgekehrt. Es ist eine wunderbare Eigenschaft unserer Seele — eine Spur der Göttlichkeit — daß wir in der Regel vergangenes Ungemach unschwer zu vergessen pflegen, während das längst verblühte Schöne und Angenehme der Erinnerung treu bleibt und also abgesondert von den Schlacken der Alltäglichkeit eine ideale Welt in uns aufbaut.

Wir nennen jene Menschen zwar Träumer, in denen die Vergangenheit eine größere Rolle spielt,

als die Gegenwart; ja, als die Plane und Hoffnungen für die Zukunft. Die Vergangenheit ist abgeschlossen und fertig, sie steht uns als ein Ganzes gegenüber. Sie ist ein Traum, und doch sage ich, sie ist das reellste Gut, weil es unwandelbar ist und nicht verloren sein kann, so lange die Seele lebt.

Wenn ich in diesem Buche von Kindes- und Jugendtagen des Waldbauernbuben erzähle, so möge man die Dinge auf meine Person beziehen oder auch nicht. Die Erzählungen dieses Buches wollen zu jener Gattung von Wahrheit gehören, welche allgemein ist und die durch den Mund des Poeten bedeutsamer wird. Grundlage meiner Schrift sind die Verhältnisse, die in jener Gegend bestanden und zum großen Theile noch bestehen, und ferner die Zufälle und Ereignisse, die in mein eigenes Leben oder in das meiner Verwandten hereinspielten. Schon mancher Kopf ist darüber geschüttelt worden, wieso ich in meiner Bauernhütte all die verschiedenen Zustände und Sitten und die vielen wunderlichen Kerle kennen gelernt hätte und ob denn Alles so bei der Hand gewesen, oder von allen Seiten herbeigekommen wäre, um sich von mir beschreiben zu lassen? Die Frage ist sehr gerechtfertigt, denn in meiner entlegenen Waldbauernhütte kann ein blöder Junge nicht viel Volksstudien gemacht haben. Als ich zu einem Schneidermeister in die Lehre kam, da erst eröffnete sich mir die Bauernwelt. Die Bauernhand-

werker, als der Schuster, der Schneider, der Weber
der Böttcher u. s. w., sind in vielen Alpengegenden
eine Art von Nomadenvolk. Sie haben wohl irgend
eine bestimmte Wohnung, entweder im eigenen Häus-
chen, oder in der gemietheten Stube eines Bauern-
hofes, wo ihre Familie lebt, wo sie ihre Habselig-
keiten bergen und wo sie ihre Sonn- und Feiertage
zubringen; am Montagsmorgen aber nehmen sie ihr
Werkzeug auf den Rücken oder in die Seitentasche
und gehen auf die Ster, d. h. sie gehen auf Arbeit
aus und heimsen sich im Bauernhause, wohin sie
bestellt sind, für so lange ein, bis sie die bestimmte
Arbeit, den Hausbedarf, verfertigt haben. Dann
wandern sie wieder zu einem anderen Hof. Der Hand-
werker wird in einem Sterhause wie zur Familie
gehörig betrachtet und ist in wenigen Tagen ein-
geweiht in die Verhältnisse, Eigenarten und Geheim-
nisse des Hauses.

Ich habe im Laufe meiner fünf Schneiderjahre
in siebenundsechzig verschiedenen Häusern gearbeitet
und weitergehende Erfahrungen gemacht, als sie in
diesem Buche mitgetheilt werden können. So sind
den „Kindesjahren" die „Lehrjahre" beigefügt, in
denen ich von meinem Handwerkerleben erzähle.
Gehört ja doch auch dieses ganz und gar meiner
Waldheimat an.

Was die Zeitfolge des Erzählten anbelangt, mag
es wohl sein, daß mir mein Gedächtniß bisweilen

einen kleinen Streich spielt, oder auch daß ich der Abrundung einzelner Bilder wegen hie und da eine kleine Verschiebung vorgenommen habe, so daß einmal etwas in einem späteren Absatz erzählt wird, was vielleicht chronologisch in einen früheren gehörte. Der Dichter verantwortet hier den Biographen. Dasselbe gilt auch für Orts- und Personennamen und für manch Anderes, dessen wörtliche Wiedergabe aus Rücksichten nicht gerathen ist.

„Waldheimat“ nenne ich mein Buch, weil mir dieser Begriff am besten die Zustände und Geschehnisse zu begründen und zu erklären scheint, von denen hier die Rede sein wird. Es ist ja ein wunderliches Seelenleben, welches sich Manchem in dem Schatten der Tannenwälder, in den thauigen Wiesenthälern und auf den stillen Hochmatten entwickelt. Was war ich für ein Schwärmer für Gott und seinen Himmel, für alles Geheimnißvolle und Unbegreifliche! Und wie bin ich so weltdurstig gewesen, daß, da ich doch nicht hinaus konnte in die große, ich mir eine eigene kleine Welt schuf. Sie ist auch darnach geworden. Der Ernst ward zum Spiel und das Spiel zum Leben, und an jedem Ereignisse, das geschah, und an jedem Menschen, den ich kannte, hing ein Stück meines kindischen Herzens. Als endlich noch die Jahre dazukamen, in denen der heiße Funke beginnt zu glimmen, wurde die Unruhe noch größer. — Es wird Anderen auch so ergehen. — Lange that

ich, wie es der Brauch war, bis ich plötzlich aus dem Kreise sprang. Jauchzend flog ich in die Welt, voll jener Sehnsucht, die mich heute wieder zurückzieht in den Wald.

— — 's ist lange vorbei. Das Nest unter den Fichten ist verwüstet worden von dem Geier des bösen Geschickes. Fremde Bewohner waren in dasselbe gezogen und hatten ebenfalls ihre Noth darin gelitten. Es war als hätte die Drangsal auf immerwährende Zeiten Besitz ergriffen von dem Waldhause.

Möge der alte Bau auf der Bergeshöhe endlich zerfallen. Mögen die Auen, auf denen der Waldbauernbub die Schafe geweidet, die Felder, über welche er den Pflug geleitet — die Gründe all, die durchdrungen sind von dem Schweiße des Vaters und der Thräne der Mutter — mögen sie in wenigen Jahren überwoben sein mit dem grünen, heiligen Schleier des Waldes. Der liebe Frieden wird sein, Eichhörnchen, Rehe und Hirsche werden wohnen in der Waldheimat; Finken und Amseln, Spatzen und Lerchen und allerlei fröhliche Vögel werden das Gewipfel beleben.

Und so wird es nach mir dort sein, wie es lange vor mir gewesen ist.

Der Verfasser.



Vom Urgroßvater, der auf der Tanne saß.

An die Felder meines Vaters grenzte der Ebenwald, der sich über Höhen weithin gegen Mitternacht erstreckte und dort mit den Hochwaldungen des Heugraben und des Teufelsstein zusammenhing. Zu meiner Kindeszeit ragte über die Fichten- und Föhrenwipfel dieses Waldes das Gerippe einer Tanne empor, auf welcher der Sage nach vor mehreren hundert Jahren, als der Türke im Lande war, der Halbmond geprangt haben und unter welcher viel Christenblut geflossen sein soll.

Mich überkam immer ein Schauern, wenn ich von den Feldern und Weiden aus dieses Tannengerippe sah; es ragte so hoch über den Wald und streckte seine langen, kahlen, wildverworrenen Aeste so wüst gespensterhaft aus, daß es ein unheimlicher Anblick war. Nur an einem einzigen Aste wucherten noch einige dunkelgrüne Nadelballen und über diese ragte

ein scharfkantiger Strunk, auf dem einst der Wipfel gesessen. Den Wipfel mußte der Sturm oder ein Blitzstrahl geknickt haben — die ältesten Leute der Gegend erinnerten sich nicht, ihn auf dem Baume gesehen zu haben.

Von der Ferne, wenn ich auf dem Stoppelfelde die Rinder oder die Schafe weidete, sah ich die Tanne gern an; sie stand in der Sonne röthlich beleuchtet über dem frischgrünen Waldessaume, und war so klar und rein in die Bläue des Himmels hineingezeichnet. Dagegen stand sie an bewölkten Tagen, oder wenn ein Gewitter heranzog, starr und dunkel da; und wenn im Walde weit und breit alle Aeste fächelten und sich die Wipfel tief neigten vor dem Sturme, so stand sie still, fast ohne alle Regung und Bewegung.

Wenn sich aber ein Rind in den Wald verlief und ich, es zu suchen, an der Tanne vorüber mußte, so schlich ich gar angstvoll dahin und gedachte an den Halbmond, an das Christenblut und an andere entsetzliche Geschichten, die man von diesem Baume erzählte. Ich wunderte mich aber auch über die Riesigkeit des Stammes, der auf der einen Seite kahl und von vielen Spalten durchfurcht, auf der anderen aber mit rauhen, zersprungenen Rinden bedeckt war. Der unterste Theil des Stammes war so dick, daß ihn zwei Männer nicht hätten zu umspannen vermocht. Die ungeheuren Wurzeln, welche zum Theile

kahl dalagen, waren ebenso ineinander verschlungen und verknöchert wie das Geäste oben.

Man nannte den Baum die Türkentanne oder auch die graue Tanne. Von einem starrsinnigen oder übermüthigen Menschen sagte man in der Gegend: „Der thut, wie wenn er die Türkentanne als Hutsträußl hätt'!“ Und heute, da der Baum schon längst zusammengebrochen und vermodert ist, sagt man immer noch das Sprüchlein.

In der Kornernte, wenn die Leute meines Vaters, und er voran, der Reihe nach am wogenden Getreide standen und die „Wellen“ herausschnitten, mußte ich auf bestimmte Plätze die Garben zusammentragen, wo sie dann zu je zehn in „Deckeln“ zum Trocknen aufgeschöbert wurden. Mir war das nach dem steten Viehhüten ein angenehmes Geschäft, umsomehr, als mir der Altknecht oft zurief: „Trag' nur, Bub', und sei fleißig; die Garbentrager werden reich!“ Ich war sehr behend und lief mit den Garben aus allen Kräften; aber da sagte wieder mein Vater: „Bub', Du laufst ja wie närrisch! Du trittst Halme in den Boden und Du beutelst die Körner aus. Laß Dir Zeit!“

Als es aber gegen Abend und in die Dämmerung hineinging und als sich die Leute immer weiter und weiter in das Feld hineingeschnitten hatten, so daß ich mit meinen Garben weit zurückblieb, begann ich unruhig zu werden. Besonders kam es mir vor, als fingen sich die Aeste der Türkentanne dort, die in un-

sicheren Umrissen in den Abendhimmel hineinstand, zu regen an. Ich redete mir zwar ein, es sei nicht so, und wollte nicht hinsehen — konnte es aber doch nicht ganz lassen.

Endlich, als die Finsterniß für das Kornschneiden zu groß wurde, wischten die Leute mit thaunassem Grase ihre Sicheln ab und kamen zu mir herüber und halfen mir unter lustigem Sang und Scherz die Garben zusammentragen. Als wir damit fertig waren, gingen die Knechte und Mägde davon, um in Haus und Hof noch die abendlichen Verrichtungen zu thun; ich und mein Vater aber blieben zurück auf dem Kornfelde. Wir schöberten die Garben auf, wobei der Vater diese halmaufwärts aneinander=lehnte und ich sie zusammenhalten mußte, bis er aus einer letzten Garbe den Deckel bog und ihn auf den Schober stülpte.

Dieses Schöbern war mir in meiner Kindheit die liebste Arbeit; ich betrachtete dabei die „Romstraße" am Himmel, die hinschießenden Sternschnuppen und die Johanniswürmchen, die wie Funken um uns herumtanzten, daß ich meinte, die Garben müßten zu brennen anfangen. Dann horchte ich wieder auf das Zirpen der Grillen, und ich fühlte den milden Thau, der gleich nach Sonnenuntergang die Halme und Gräser und gar auch ein wenig mein Jöpplein befeuchtete. Ich sprach über all das mit meinem Vater, der mir in seiner ruhigen, gemüthlichen Weise

Auskunft gab und über Alles seine Meinung sagte, wozu er jedoch oft bemerkte, daß ich mich darauf nicht verlassen solle, weil er es nicht gewiß wisse.

So kurz und ernst mein Vater des Tages in der Arbeit gegen mich war, so heiter, liebevoll und gemüthlich war er in solchen Abendstunden. Vor Allem half er mir immer meine kleine Jacke anziehen und wand mir seine Schürze, die er in der Feldarbeit gern trug, um den Hals, daß mir nicht kühl werde. Wenn ich ihn mahnte, daß auch er sich den Rock zuknöpfen möge, sagte er stets: „Kind, mir ist warm genug.“ Ich hatte es oft bemerkt, wie er nach dem langen, schwierigen Tagewerk erschöpft war, wie er sich dann für Augenblicke auf eine Garbe niederließ und die Stirne trocknete. Er war durch eine langwierige Krankheit ein arg mitgenommener Mann; er wollte aber nie etwas davon merken lassen. Er dachte nicht an sich, er dachte an unsere Mutter, an uns Kinder und an den durch mannigfaltige Unglücksfälle herabgekommenen Bauernhof, den er uns retten wollte.

Wir sprachen beim Schöbern oft von unserem Hofe, wie er zu meines Großvaters Zeiten gar reich und angesehen gewesen und wie er wieder reich und angesehen werden könne, wenn wir Kinder, einst erwachsen, eifrig und fleißig in der Arbeit sein würden, und wenn wir Glück hätten.

In solchen Stunden beim Kornschöbern, das oft spät in die Nacht hinein währte, sprach mein Vater

mit mir auch gern von dem lieben Gott. Er war vollständig ungeschult und kannte keine Buchstaben; so mußte denn ich ihm stets erzählen, was ich da und dort von dem lieben Gott schon gehört hatte. Besonders wußte ich aus Predigten dem Vater Manches zu erzählen von der Geburt des Herrn Jesus, wie er in der Krippe eines Stalles lag, wie ihn die Hirten besuchten und mit Lämmern, Böcken, und anderen Dingen beschenkten, wie er dann groß wurde und Wunder wirkte und wie ihn endlich die Juden peinigten und an's Kreuz schlugen. Gern erzählte ich auch von der Schöpfung der Welt, von den Patriarchen und Propheten und von den Zeiten des Heidenthums. Dann sprach ich auch aus, was ich vernommen von dem jüngsten Tage, von dem Weltgerichte und von den ewigen Freuden, die der liebe Gott für alle armen, kummervollen Menschen in seinem Himmel bereitet hat.

Ich erzählte das Alles in unserer Redeweise, daß es der Vater verstand, und er war dadurch oft sehr ergriffen.

Ein anderesmal erzählte wieder mein Vater. Er wußte wunderbare Dinge aus den Zeiten der Ureltern, wie diese gelebt, was sie erfahren und was sich in diesen Gegenden einst für Sachen zugetragen, die sich in den heutigen Tagen nicht mehr ereignen.

„Hast Du noch nie darüber nachgedacht", sagte mein Vater einmal, „warum die Sterne am Himmel stehen?"

„Ich habe noch gar nie darüber nachgedacht,“ antwortete ich.

„Wir denken nicht daran,“ sprach mein Vater weiter, „weil wir das schon so gewöhnt sind.“

„Es wird wohl endlich eine Zeit kommen, Vater,“ sagte ich einmal, „in welcher kein Stern mehr am Himmel steht; in jeder Nacht fallen so viele herab.“

„Die da herabfallen, mein Kind,“ versetzte der Vater, „das sind keine rechten Sterne, wie sie unser Herrgott zum Leuchten erschaffen hat; — das sind Menschensterne. Stirbt auf der Erde ein Mensch, so lischt am Himmel ein Stern aus. Wir nennen das Sternschnuppen; — siehst Du, dort hinter der grauen Tanne ist just wieder eine niedergegangen.“

Ich schwieg nach diesen Worte eine Weile, endlich aber fragte ich: „Warum heißen sie jenen wilden Baum dort die graue Tanne, Vater?“

Mein Vater bog eben einen Deckel ab, und als er diesen aufgestülpt hatte, sagte er: „Du weißt daß man ihn auch die Türkentanne nennt. Die graue Tanne heißen sie ihn, weil sein Geäste und sein Moos grau ist, und weil auf diesem Baume Dein Urgroßvater die ersten grauen Haare bekommen hat. — Wir haben hier noch sechs Deckel aufzusetzen, und ich will Dir dieweilen eine Geschichte erzählen, die sehr merkwürdig ist.“

„Es ist schon länger als achtzig Jahre,“ begann mein Vater, „seitdem Dein Urgroßvater meine Groß-

mutter geheiratet hat. Er war sehr reich und schön und er hätte die Tochter des angesehensten Bauers zum Weib bekommen. Er nahm aber ein armes Mädchen aus der Waldhütten herab, das gar gut und sittsam gewesen ist. Von heute in zwei Tagen ist der Vorabend des Festes Mariä Himmelfahrt; das ist der Jahrestag, an welchem Dein Urgroßvater zur Werbung in die Waldhütten ging. Es mag wohl auch im Kornschneiden gewesen sein; er machte frühzeitig Feierabend, weil durch den Ebenwald hinein und bis zur Waldhütten hinauf ein weiter Weg ist. Er brachte viel Bewegung mit in die kleine Wohnung. Der alte Waldhütter, der für die Köhler und Holzleute die Schuhe flickte, ihnen zu Zeiten die Sägen und die Beile schärfte und nebenbei Fangschlingen für Raubthiere machte — weil es zur selben Zeit in der Gegend noch viele Wölfe gab — der Waldhütter nun ließ seine Arbeit aus der Hand fallen und sagte zu Deinem Urgroßvater: „Aber Josef, das kann doch nicht Dein Ernst sein, daß Du mein Lenerl zum Weib haben willst, das wär' ja gar aus der Weis'!" Dein Urgroßvater sagte: „Ja deswegen bin ich heraufgegangen den weiten Weg, und wenn mich das Lenerl mag und es ist ihr und Euer redlicher Willen, daß wir zusammen in den heiligen Ehestand treten, so machen wir's heut' richtig und wir gehen morgen zum Richter und zum Pfarrer und ich laß dem Lenerl mein Haus und Hof verschreiben, wie's Recht

und Brauch ist." — Und das Mädchen hatte Deinen Urgroßvater lieb und es sagte, es wolle seine Hausfrau werden. Dann verzehrten sie zusammen ein kleines Mahl und endlich, als es schon zu dunkeln begann, brach der Bräutigam auf zum Heimweg.

Er ging über die kleine Wiese, die vor der Waldhütten lag, auf der aber jetzt schon die großen Bäume stehen, und er ging über das Geschläge und abwärts durch den Wald und er war gar freudigen Gemüthes. Er achtete nicht darauf, daß es bereits finster geworden war, und er achtete nicht auf das Wetterleuchten, das zur Abendzeit nach einem schwülen Sommertag nichts Ungewöhnliches ist. Auf eines aber wurde er aufmerksam, er hörte von den gegenüberliegenden Waldungen ein heulendes Gebelle. Er dachte an Wölfe, die nicht selten in größeren Rudeln die Wälder durchzogen; er faßte seinen Knotenstock fester und nahm einen schnelleren Schritt. Dann hörte er wieder nichts, als zeitweilig das Kreischen eines Nachtvogels, und sah nichts, als die dunklen Stämme, zwischen welche der Fußsteig führte und durch welche von Zeit zu Zeit das Leuchten zuckte. Plötzlich vernahm er wieder das Heulen, aber nun viel näher, als das erstemal. Er fing zu laufen an. Er lief was er konnte; er hörte keinen Vogel mehr, er hörte nur immer das entsetzliche Heulen, das ihm auf dem Fuße folgte. Als er hierauf einmal umsah, bemerkte er hinter sich durch das Geäst funkelnde

Lichter. Schon hört er das Schnaufen und Lechzen der Raubthiere, die ihn verfolgen, schon denkt er bei sich: 's mag sein, daß morgen kein Versprechen ist beim Pfarrer! — da kommt er heraus zur Türkentanne. Kein anderes Entkommen mehr möglich — rasch faßt er den Gedanken und durch einen kühnen Sprung schwingt er sich auf den untersten Ast des Baumes. Die Bestien sind schon da; einen Augenblick stehen sie bewegungslos und lauern; sie gewahren ihn auf dem Baum, sie schnaufen und mehrere setzen die Pfoten an die rauhe Rinde des Stammes. Dein Urgroßvater klettert weiter hinauf und setzt sich auf einen dicken Ast. Nun ist er wohl sicher. Unten heulen sie und scharren an der Rinde; — es sind ihrer viele, ein ganzes Rudel. Zur Sommerszeit war es doch selten geschehen, daß Wölfe einen Menschen anfielen; sie mußten gereizt oder von irgend einer anderen Beute verjagt worden sein. Dein Urgroßvater saß lange auf dem Ast; er hoffte, die Thiere würden davonziehen und sich zerstreuen. Aber sie umringten die Tanne und schnürfelten und heulten. Es war längst schon finstere Nacht; gegen Mittag und Morgen hin leuchteten alle Sterne, gegen Abend hin aber war es grau und durch dieses Grau schossen dann und wann Blitzscheine. Sonst war es still und es regte sich im Walde kein Aestchen.

Dein Urgroßvater wußte nun wohl, daß er die ganze Nacht in dieser Lage würde zubringen müssen;

er besann sich aber doch, ob er nicht Lärm machen und um Hilfe rufen sollte. Er that es, aber die Bestien ließen sich nicht verscheuchen; kein Mensch war in der Nähe, das Haus zu weit entfernt.

Damals hatte die Türkentanne unter dem abgerissenen Wipfelstrunk, wo heute die wenigen Reiserbüschel wachsen, noch eine dichte, vollständige Krone aus grünenden Nadeln. Da denkt sich Dein Urgroßvater: „Wenn ich denn schon einmal hier Nachtherberge nehmen soll, so klimme ich noch weiter hinauf unter die Krone.“ Und er that's und ließ sich oben in einer Zweigung nieder, da konnte er sich recht gut an die Aeste lehnen.

Unten ist's nach und nach ruhiger, aber das Wetterleuchten wird stärker und an der Abendseite ist dann und wann ein fernes Donnern zu vernehmen. — Wenn ich einen tüchtigen Ast bräche und hinab stiege und einen wilden Lärm machte und gewaltig um mich schlüge, man meint', ich müßt' den Rabenäsern entkommen! so denkt Dein Urgroßvater — thut's aber nicht; er weiß zu viele Geschichten, wie Wölfe trotz alledem Menschen zerrissen haben.

Das Donnern kommt näher, alle Sterne sind verloschen — 's ist finster wie in einem Ofen; nur unten am Fuße des Baumes funkeln die Augensterne der Raubthiere. Wenn es blitzt, steht wieder der ganze Wald da. Nun beginnt es gar zu sieden und zu kochen im Gewölke wie in tausend brauenden

Kesseln. Kommt ein fürchterliches Gewitter, denkt sich Dein Urgroßvater und verbirgt sich unter die Krone, so gut er kann. Der Hut ist ihm hinabgefallen und er hört es, wie die Bestien den Filz zerfetzen. Jetzt zuckt ein Strahl über den Himmel, es ist einen Augenblick hell, wie zur Mittagsstunde — dann bricht in den Wolken ein Schnalzen und Krachen und Knallen los, und weithin hallt es im Gewölke.

Jetzt ist es still, still in den Wolken, still auf der Erde — nur um einen gegenüberliegenden Wipfel flattert ein Nachtvogel. Aber bald erhebt sich der Sturm, es rauscht in den Bäumen, es tost durch die Aeste, eiskalt ist der Wind. Dein Urgroßvater klammert sich fest an das Geäste. Jetzt flammt wieder ein Blitz, schwefelgrün erleuchtet ist der Wald; alle Wipfel neigen sich, biegen sich tief; die nächststehenden Bäume schlagen, es ist als fielen sie heran. Aber die Tanne steht starr und ragt hoch über den ganzen Wald. Unten rennen die Raubthiere wild durcheinander und heulen. Plötzlich saust ein Körper durch die Aeste wie ein Steinwurf. Da leuchtet es wieder — ein schneeweißer Knollen hüpft auf den Boden und kollert dahin. Dann dichte Nacht. Es braust, siedet, tost, krachend stürzen Wipfel. Ein Ungeheuer mit weitschlagenden Flügeln, im Augenblicke des Blitzes gespenstige Schatten werfend, naht in der Luft, stürzt der Tanne zu und birgt sich gerade über Deinem Urgroßvater in die Krone. Ein Habicht war's,

Junge, ein Habicht, der auf der Tanne sein Nest gehabt."

Mein Vater hatte bei dieser Erzählung keine Garbe angerührt; ich hatte den ruhigen, schlichten Mann bisher auch nie mit solcher Lebhaftigkeit sprechen gehört.

„Wie 's weiter gewesen?" fuhr er fort. „Ja, nun brach es erst los; das war Donnerschlag auf Donnerschlag, und beim Leuchten war zu sehen, wie weißen Wurfspießen gleich Eiskörner auf den Wald niedersausten, an die Stämme prallten, auf den Boden flogen und wieder hoch emporsprangen. So oft ein Hagelknollen an den Stamm der Tanne schlug, gab es im ganzen Baume einen hohlen Schall. Und über dem Heugraben gingen Blitze nieder und auf den jenseitigen Wald gingen Blitze nieder; plötzlich war eine blendende Gluth, ein heißer Luftdruck, ein Schmettern, und es loderte eine Fichte.

Und die Türkentanne stand da, und Dein Urgroßvater saß unter der Krone im Geäste.

Die brennende Fichte warf weithin ihren Schein und nun war zu sehen, wie ein röthlicher Schleier lag über dem Walde, wie nach und nach das Gewebe der kreuzenden Eisstücke dünner und dünner wurde, und wie viele Wipfel keine Aeste, dafür aber weiße Streifen hatten, wie endlich der Sturm in einen mäßigen Wind überging und ein dichter Regen rieselte.

Die Donner wurden seltener und dumpfer und zogen sich gegen Mittag und Morgen; aber die Blitze leuchteten noch ununterbrochen.

Am Fuße des Baumes war kein Heulen und kein Augenfunkeln mehr. Die Raubthiere waren durch das wilde Wetter verscheucht worden. Stieg denn Dein Urgroßvater wieder von Ast zu Ast bis zum Boden. Und er ging heraus durch den Wald über die Felder gegen das Haus.

Es war schon nach Mitternacht. Es war an dem darauffolgenden Morgen ein frischer Harzduft gewesen im Walde — die Bäume haben geblutet aus unzähligen Wunden. Und es war ein beschwerliches Gehen gewesen über die Eiskörner und es war eine sehr kalte Luft.

Als der Bräutigam zum Hause kommt und kein Licht in der Stube sieht, wundert er sich, daß in einer solchen Nacht die Leute so ruhig schlafen können. Haben aber nicht geschlafen, waren zusammengewesen in der Stube um ein Kerzenlicht. Sie hatten nur die Fenster mit Brettern verlehnt, weil der Hagel alle Scheiben eingeschlagen hatte.

„Bist in der Waldhütten blieben, Sepp?“ sagte Deine Ururgroßmutter. Dein Urgroßvater aber antwortete: „Nein, Mutter, in der Waldhütten nicht.“

Als sie darauf am Frauentag Alle über die Verheerung und Zerstörung hin zur Kirche gingen, fanden sie im Walde unter dem herabgeschlagenen Reisig

und Moos manchen todten Vogel und manch anderes Thier; unter einem geknickten Wipfel lag ein todter Wolf.

Dein Urgroßvater ist bei diesem Gange sehr ernst gewesen; da sagt auf einmal das Lenerl von der Waldhütten zu ihm: „O, Du himmlisch' Mirakel! Sepp, Dir wachst ja schon ein graues Haar!"

Später hatte er Alles erzählt, und nun nannten die Leute den Baum, auf dem er dieselbige Nacht hat zubringen müssen, die graue Tanne!" —

Das ist die Geschichte, wie sie mir mein Vater eines Abends beim Kornschöbern erzählt hat und wie ich sie später aus meiner Erinnerung niedergeschrieben. Als wir dann nach Hause gingen zur Abendsuppe und zur Nachtruhe, blickte ich noch mehreremale hin auf den Baum, der hoch über dem Wald in den dunklen Abendhimmel hineinstand.

Von dieser Zeit ab fürchtete ich mich nicht mehr, wenn ich an der grauen Tanne vorüberging. Und sie stand noch jahrelang da, zur Winters= und Sommerszeit in gleicher Gestalt — ein wild verworrenes Gerippe von Aesten, mit den wenigen dunkelgrünen Nadelballen auf der Krone und dem scharfkantigen Strunk über derselben.

Ich war schon erwachsen. Da war es in einer Herbstnacht, daß mich mein Vater aufweckte und sagte:

„Wenn Du die graue Tanne willst brennen sehen, so geh' vor das Haus!"

Und als ich vor dem Hause stand, da sah ich über dem Walde eine hohe Flamme lodern und aus derselben qualmte finsterer Rauch in den Sternenhimmel auf. Wir hörten das Dröhnen der Flammen und wir sahen das Niederstürzen einzelner Aeste; dann gingen wir wieder zu Bette. Am Morgen stand über dem Wald ein schwarzer Strunk mit nur wenigen Armen — und hoch am Himmel kreiste ein Geier.

Wir wußten nicht, wie sich in der stillen, heiteren Nacht der Baum entzündete, und wir wissen es noch heute nicht. In der Gegend ist Vieles über dieses Ereigniß gesprochen worden und man hat demselben Wunderliches und Bedeutsames zu Grunde gelegt. Noch einige Jahre starrte der schwarze Strunk gegen den Himmel, dann brach er nach und nach zusammen und nun stand nichts mehr empor über dem Wald.

Auf dem Stocke und auf den letzten Resten des Baumes, die langsam in die Erde wachsen und vermodern, wächst das Moos.



Als Großvater freien ging.

Beim Kreuzwirth auf der Höh' saßen sie um den großen Tisch herum: Fuhrleute von oben und unten, Gewerbsleute von Pöllau und Vorau, Holzarbeiter vom Rabenwald und Masenberg, Grenzwächter von der ungarischen Markung.

Mein armer Großvater, der Waldbauer von Alpel, war auch unter ihnen. Er war damals eigentlich noch lange nicht mein Großvater, und ihm war sie voll und rund, die Welt, die später jedesmal ein Loch bekam, so oft das schlimme, tollwitzige Enkelein nicht bei ihm war. So geht's auf der Welt, man meint in jungen Jahren, man hätte es fertig mit Allem und ahnt nicht, welche Herzensgewalten noch in der Zukunft schlummern.

Und daß ich denn erzähle. Mein Großvater — Natz — Natz, wie er eigentlich hieß . . . nein, da ich einmal da bin, so will ich ihn doch lieber Großvater heißen schon in seiner Jugendzeit — mein

Großvater also ging damals gerade „im Heiraten um“. Immer war er auf dem Viehhandel aus, oder im Mostkaufen, oder im Wallfahrten, oder in diesem und jenem — und keinem Menschen sagte er's, warum er eigentlich wanderte. Der hübschen Mägdlein und jungen Witwen gab es genug im Lande; mancher Bauer sagte, er gebe auch eine gute Aussteuer mit, bevor man noch wußte, daß er eine heiratsfähige Tochter habe. Aber mein Großvater war einer von denen, die nach etwas Anderem gucken. Er hatte den Glauben, für jeden Mann gebe es nur Ein Weib auf der Welt, und es käme für den Heiratslustigen darauf an, dasselbe aus allen anderen lächelnden und winkenden Weibern herauszufinden. Er hat nach jahrelanger Suche schließlich die Rechte und Einzige gefunden, aber nicht in der weiten Welt draußen, sondern ganz nahe — zehn Minuten seitab von seinem Vaterhause. Dort war sie eines Sonntags im langen Heidelbeerkraut herumgegangen, um für ihre Mutter frische Beeren zu sammeln. Das Lockenköpfchen und vom Busen ein erklecklicher Theil ragte hervor, alles Andere stak im Kraut.

Mein Großvater lugte ihr durch das Gezweige des Dickichts zu, sprach sie aber nicht an. Und als sie fort war, schlich auch er davon und dachte: Jetzt geh ich morgen noch einmal in die Pöllauergegend hinab, und wenn mir keine Gescheite (so viel als Passende) unterkommt, so laß ich's gut sein und nimm die da.

So war er noch einmal in der Pöllauergegend gewesen. Und dort hatte er richtig Eine aufgetrieben, die reicher und feiner war, als das Mädel im Heidekraut; aber gar zu gerngebig. Das freute ihn wohl für den Augenblick, doch ließ er's dabei bewenden; eine Häusliche wollte er haben und er lenkte seine Schritte heimwärts — der Sparsameren zu.

Und da war's unterwegs, daß er beim Kreuzwirth auf der Höh' einkehrte. Er saß anfangs abseits beim Ofenbanktischchen, trank ein Glas Apfelmost und biß ein Stück schwarzes Brot dazu. Seine Gedanken hatte er — wie alle Freiersleute — nicht beisammen; seine Ohren nahmen wohl Theil an dem lebhaften Gespräche der gemischten Gesellschaft, die um den großen Tisch herumsaß und Wein trank. Die Grenzwächter hatten draußen in der Holzhauerhütte schwerverpönten ungarischen Tabak gefunden und wollten demnach den Eigner desselben mit sich fort zum Gerichte führen. Da kamen jedoch andere Männer des Waldes herbei und mit gehobenen Knütteln stellten sie den Grenzwächtern die Wahl, was ihnen lieber wäre: Prügel oder zehn Maß beim Kreuzwirth, denn mit dem Schergengeschäft wär's diesmal nichts. Wollten die Ueberreiter, wie man die Grenzer nannte, sofort zu ihren Gewehren greifen; diese waren aber jählings in den Händen der Holzhauer — sonach wählten sie von den beiden verfügbaren Dingen die zehn Maß Wein beim Kreuzwirth. Nun saßen die

Grenzwächter lustig unter den lustigen Zechern, hielten Bruderschaft mit den Waldleuten und Fuhrmännern und stopften schließlich ihre Pfeifen mit jenem Tabak, den sie in der Holzhauerhütte in Beschlag genommen hatten.

Zum Kartenspielen kam's und viel Silbergeld kollerte auf dem Tisch herum. Einer der Holzhauer, ein schielendes, weißhaariges Männlein, war nicht glücklich; sein bockederner Beutel, der manchen gewichtigen, schrillenden Fall auf den Tisch gethan hatte, der immer tiefer umgestülpt werden mußte, bis die dürren gierigen Finger auf sein silbernes Eingeweide kamen — der Beutel gab endlich nichts mehr herfür. Da zog das Männchen seine Taschenuhr hervor: „Wer kauft mir den Knödel ab?" Die Uhr ging im Kreis herum; es war ein tüchtiges Zeug mit drei schweren Silbergehäusen und einer Schildkrötenschale am Rücken, welche ringsum mit Silbernieten besetzt war. Ein Spindelwerk ferner, mit einem gewaltigen Zifferblatt, auf welchem der Messingzeiger just die dritte Nachmittagsstunde anzeigte.

Dreißig Gulden verlangte der Mann für die Uhr; man lachte ihm hell in's Gesicht, der Eigenthümer aber behauptete: „Was wollt Ihr wetten! ehe der Zeiger auf halb vier steht, ist die Uhr verkauft!" Darauf lachten sie noch unbändiger.

Mein Großvater, der hatte von seiner Ofenbank aus die Sache so mitangesehen. Diese verkäufliche Uhr

mit dem Schildkrötengehäuse, sie machte ihm die Seele heiß. So eine Uhr war längst seine Passion gewesen; und wenn er nun als Bräutigam eine könnte im Hosenbusen tragen, oder wenn er sie gar der Braut zur Morgengabe spenden möchte! Eine Uhr! Eine Sackuhr! Eine silberne Sackuhr mit Schildkrötengehäuse! —

So weit kam's, daß mein Großvater aufstand, zum großen Tisch hinging und das Wort sprach: „Geh', laß mich das Zeug anschauen!"

„He, Du bist ja der Bauer von Alpel!" rief der alte Holzhauer, „na, Du kannst leicht ausrucken und Dir darf ich's unter vierzig Gulden gar nicht geben!"

Mein Großvater hatte aber nicht viel im Sack; darum sagte er: „Steine haben wir dies Jahr mehr im Alpel als Geld."

„Was willst denn, Bauer, hast nicht groß Haus und Grund?"

„Im Haus steht der Tisch zum Essen, aber auf dem Grund wächst lauter Heidelkraut," entgegnete mein Großvater.

„Und Korn und Hafer!" rief Einer drein.

„Wohl, wohl, ein wenig Hafer," sagte mein Großvater.

„Hafer thut's auch," rief der Weißkopf, „weißt Bauer, wenn Du einverstanden bist, ich laß Dir die Uhr billig."

„Damit bin ich schon einverstanden,“ antwortete mein Ahn.

„Gut,“ und sofort riß ihm der Holzhauer die Uhr wieder aus der Hand, wendete sie um, daß das Schildkrötengehäuse nach oben lag, „siehst Du die Silbernieten da am Rand herum?“

„Sind nicht übel,“ entgegnete mein Großvater.

„Uebel oder nicht,“ rief der schielende Weißkopf, „nach diesen Nieten zahlst mir die Uhr. — Für die erste Niete giebst mir ein Haferkorn, für die zweite giebst mir zwei Haferkörner, für die dritte vier, für die vierte acht, und so verdoppelst mir den Hafer bis zur letzten Niete, und die Uhr gehört Dein mitsammt der Silberkette und dem Frauenthaler, der d'ran hängt.“

„Gilt schon!“ lachte mein Großvater, bei sich bedenkend, daß er für eine solche Uhr eine handvoll Hafer doch leicht geben könne.

Der Kreuzwirth hatte im selben Augenblick meinen Großvater noch heimlich in die Seite gestoßen, der aber hielt das für lustige Beistimmung und schlug seine Rechte in die des Alten. „Es gilt, und alle Männer, die beim Tisch sitzen, sind Zeugen!“

Er hatte aber keinen Hafer bei sich.

That nichts. Sofort brachte der Kreuzwirth ein Schäffel herbei, um durch Zählen der Körner, wie mein Ahn meinte, die Rechnung zu bestimmen.

Sie setzten sich um den Hafer zusammen, mein Großvater, vom frischen Apfelmost im Kopfe erwärmt,

lachte in seinen jungen Bart; des Gewinnes gewiß, freute er sich schon auf die großen Augen, die das Heidelbeermägdlein zur gewichtigen Uhr machen werde.

Zuerst wurden die Nieten gezählt, die um das Schildkrötenblatt herumliefen; es waren deren gerade siebzig. Dann kam's an die Haferkörner; mein Großvater sonderte sie mit den Fingern, der Holzhauer zählte nach, und die Anderen überwachten das Geschäft.

Erste Niete: ein Korn; — zweite Niete: zwei Körner; — dritte Niete: vier Körner; — vierte: acht Körner; — fünfte: sechzehn; — sechste: zweiunddreißig; — siebente: vierundsechzig; — achte: hundertachtundzwanzig; — neunte: zweihundertsechsundfünfzig; — zehnte Niete: fünfhundertzwölf Körner. — „Wirthin, den kleinen Schöpflöffel her!" — Das ist gerade ein gestrichener Schöpflöffel voll.

Mein Großvater schob die Körner mit der Hand hin: „Macht's weiter, ich seh's schon, es wird schier ein Metzen herauskommen."

Und die Anderen zählten: Eilfte Niete: zwei Schöpflöffel voll Hafer; — zwölfte Niete: vier Löffel voll; — dreizehnte: acht Löffel; — vierzehnte: sechzehn Löffel voll. Das macht eine Maß. — Fünfzehnte Niete: zwei Maß; — sechzehnte: vier Maß. — Das ist ein Maßl (Schäffel). — Siebzehnte Niete: zwei Maßl; — achtzehnte: vier Maßl; — neunzehnte: acht Maßl; — zwanzigste Niete: sechzehn Maßl, oder ein Wecht. —

Jetzt that mein Großvater einen hellen Schrei. Die Anderen zählten fort und bei der dreißigsten Niete kostete die Uhr über tausend Wecht Hafer. Das war mehr, als die Jahresernte der ganzen Gemeinde Alpel.

„Jetzt hab' ich mein Haus und Grund verspielt," knurrte der Freier.

„Sollen wir noch weiter zählen?" fragten die Männer.

„Wie Ihr wollt," antwortete mein Großvater mit rollenden Augen.

Bei der dreiundvierzigsten Niete hatten sie eine Million Wecht Hafer. Bei der fünfzigsten rief mein Großvater, die Hände zusammenschlagend, aus: „O Du himmlischer Herrgott, jetzt hab' ich Deinen ganzen Hafer verthan, den Du seit der Schöpfung der Welt hast wachsen lassen!"

„Sollen wir weiter zählen?" fragten die Männer.

„Nicht nöthig," antwortete das weißköpfige Männlein gemessen, „das Uebrige schenk ich ihm."

Mein Großvater — er erbarmt mir heute noch — war blaß bis in den Mund hinein. Er hatte es in seiner Kindheit schon gehört, die Weltkugel mit Allem was auf ihr, drehe sich im Kreise; jetzt fühlte er's deutlich, daß es so war — ihm schwindelte. — Da geht er in's Heiraten aus und verthut sein ganzes Gütel. — „Alle Rösser auf Erden," rief er, „fressen

nicht so viel Hafer, als die lumpigen paar Nieten da in der Uhr!"

„Steck' sie ein, Bauer, sie gehört ja Dein," sagte der alte Waldmann, „und zahl' den Bettel aus."

„Ihr Leut'," stotterte mein Großvater, „Ihr habt mich übertöppelt (überlistet)."

„Du bist auch nicht auf den Kopf gefallen," entgegnete man ihm, „Du kannst zählen, wie jeder Andere — und die ehrenwerthen Zeugen!"

„Ja, ja, die ehrenwerthen Zeugen," rief mein Ahn, „lauter Leut', die geschwärzten Tabak rauchen!"

„Sei still, Bauer!" flüsterte ihm der Kreuzwirth zu, „umliegend (ringsum) ist der Wald! Wenn sie Dich angehen, ich kann Dir nicht helfen."

Der alte Weißkopf schielte in den wurmstichigen Tisch hinein; er mochte merken, daß für ihn hier eigentlich doch nichts Rechtes herauskam, er sagte daher zu meinem Großvater: „Weißt, Bauer, Du könntest jetzt wohlfeil zu einem Körndl (Korn, Getreide) kommen. Ich will Hafer verkaufen. Gib mir dreißig Gulden für den ganzen."

Abgemacht war's. Leichten Herzens legte mein Großvater dreißig Gulden auf den Spieltisch und eilte davon. Im freien Wald sah er auf die Uhr; der Zeiger stand auf halb vier.

Mein Ahn kehrte heim, warb um das Heidelbeermädchen und verehrte ihm die Uhr zum Brautgeschenk. „Aber," sagte er, „mein Schatz, das nehm' ich mir

aus, Du mußt mir für die erste Silberniete da einen Kuß geben, und bei jeder weiteren Niete die Küsse verdoppeln!"

Das arglose Mädchen ging d'rauf ein. —

Die Leutchen sind über achtzig Jahre alt, sind meine Großeltern geworden, doch starben sie lange bevor großmutterseits die Uhr bezahlt war. Und wir Nachkommen werden kaum jemals im Stande sein, diese Schuld der Großmutter vollends wett zu machen.





Das fahrende Zechen im Waldland.

Zur Zeit, als mein Großvater auf dem Waldbauernhofe saß, saß auf einem der nächsten Nachbarhöfe der Bauer Winfred Isidor Bernhard. Die beiden Höfe lagen sich auf zwei Bergen gegenüber und schauten sich an. Der eine war ernsthaft und stillsam, man sah auf seinen Feldern die Ochsen lautlos mit dem Pfluge dahinkriechen oder hörte das dumpfe Geklapper der Dreschkolben auf der Tenne. Der andere Hof lachte und wiederhallte stets in heiterem Lärme. Der stille Hof gehörte meinem Großvater, der laute aber dem Winfred, der ein lustiger Mann war. Der Winfred ging mit seinem runden Bänchlein und seinem grünen Sammtbarettlein wie ein Edelherr nur so um den Hof herum und schaute lachend auf die mageren Wiesen und steinigen Felder hinaus und gab seinem Gesinde lachend die Befehle und wackelte dann wieder in seine Stube und aß was rar war und trank was klar

war — heißt das, nicht allzu klar, denn eitel Brunnenwassers wegen schmaust sich der Deutsche keinen Durst an. Oftmals wunderte sich mein Großvater darüber, daß auch bei seinem leichtlebigen Nachbar die Wirthschaft ging und allem Anscheine nach sogar besser als in anderen Höfen, wo man tagsüber arbeiten und nachtsüber sorgen müsse. — „Na, 's ist ja recht," meinte mein Großvater, „wer das kunnt, dem sei's vergunnt."

Zu diesem Nachbar Winfred Isidor Bernhard kam eines Tages ein entferntstehender Vetter auf Besuch. Dieser Vetter war unter den Franzosenkriegen viel in der Welt herumgewirbelt worden, und alle Weine, die mittagwärts der Alpen gekeltert, und alle Biere, die mitternachtwärts gebraut wurden, hatte er verkostet. Seines Zeichens war er Pferdehändler und so kam er eines Tages auf einem Rappen herangeritten gen den Hof des Winfred.

An diesem Tage hub ein scharfes Zechen an. Es war im Spätherbst, am Tage der heiligen Apostel Simon und Judas. Winfred hatte den Rappen zu gefülltem Troge und den Reiter an den eichenen Tisch geführt, der, von eichener Wandbank zur Hälfte umgeben, unverrückbar schwer dastand. Ein grauer Steinkrug kam herbei, dem standen Tröpflein auf seiner Bauchung, und dem entströmte ein kühlender Wohlduft. Behutsam, aber kundig des Handgriffs, stellte Winfred den Krug auf den Tisch: „Vetter Wolfgang, ich bring' Dir's!"

„Ich bring' Dir's wieder, Winfred. Wir haben draußen jetzo die Welt umgestülpt und Dein Hof, der steht noch fest. So bleib's. Ich bring' Dir's."

Und indem sie nun tranken auf den Bestand des Hofes, fingen sie an, denselben zu versaufen. Sie setzten sich zusammen.

Draußen im Stalle schlachtete der Knecht einen Schöps; in der Küche buk die Hausfrau Krapfen. Als das Ankunftsmahl in lauter Heiterkeit verzehrt war, begann das Trinken. Es währte die ganze Nacht. Als der Tag aufging, legte sich der Vetter Wolfgang auf die eine Bank und der Vetter Winfred auf die andere. Und als sie gegen Mittag erwachten, kam ein frischer Krug.

„Auf was trinken wir?" fragte Wolfgang.

„Gestern haben wir auf Deine Ankunft getrunken und auf meinen Hof," antwortete der Bauer, „heute trinken wir auf die Verjagung der Franzen."

Das war angenommen. Am dritten Tage tranken sie auf des Wolfgang Rappen. Am vierten — das war der einunddreißigste October — tranken sie auf Martin Luther, denn der Vetter Wolfgang hatte früher einen Proceß mit dem Pfarrer von Langenwang eines schiefen Pferdehandels wegen gehabt und zur Rache dafür war er jetzt stocklutherisch geworden. Am fünften Tage tranken sie den Heiligen Gottes Eins zu, am nächsten Tage brachten sie es den Seelen im Fegefeuer.

An einem weiteren Tage — nachdem nun der wildeste Durst gelöscht war — begann das Kartenspielen. Was der Wolfgang gewann, wurde gemeinsam verzehrt, was der Winfred gewann, wurde gemeinsam vertrunken.

Da war es am Tage des heiligen Martin, als sich des Pferdehändlers Hosentaschen leer fanden. „So mag's an die Hosen selber gehen."

Der Winfred spielte keck, sein Weib, das stets den frischen Trunk zu besorgen hatte, konnte ihre Beklommenheit kaum mehr verbergen. Jetzt das letzte Blatt — ihr Mann hatte des Gastes Hosen gewonnen. Er schenkt sie zurück. — Nein, Spielschulden läßt man sich nicht schenken. Wolfgang reißt die Hosen von den Beinen. Da hub der Winfred gewaltig an zu lachen. Mit beiden Zeigefingern deutete er auf den Gast und lachte, daß er schier unter den Tisch kollerte. Was war's? Ein zweites Beinkleid hatte der Rossehändler an! Ja, das war der Erste, der die Unterhosen in unsere Gegend gebracht hatte, nachdem seit der Einführung des Beinkleides unter den Germanen mehr als dreizehnhundert Jahre verflossen waren, ohne daß ein Paar Hosen nicht genügt hätte. Im Jahre 1860 hat das uralte Männlein noch gelebt und mein Schneidermeister hat einmal mit leuchtenden Augen auf dasselbe gewiesen: „Schau ihn an, Lehrbub, schau ihn gut an, der hat die Unterhosen in's Land gebracht."

Nun wieder zurück zu unserem Eichentisch. Am Kathrinentage, das ist der 25. November, saßen sie noch an demselben und aßen und tranken und spielten und lachten und beide behaupteten, eine so lustige Zeit, wie diese, sei seit der Welterschaffung noch nicht gewesen. Zu Anfang des Advents, als die beiden Männer einen Tag weniger als fünf Wochen lang gezecht hatten, kam die Hausfrau mit kummervoller Miene zur Thür herein und machte die Mittheilung, daß die Fässer leer seien, daß der Schweinstall leer sei, desgleichen auch die Vorrathskammer.

„So," sagte Winfred, „schon leer?"

„Das macht nichts," meinte der Vetter Wolfgang, „so werde ich jetzt zum Nachbar gehen."

„Ich gehe auch mit," rief der Winfred, „der Waldbauer da drüben auf dem andern Berg, der so schlau auf uns herüberschaut, der hat auch Sachen, hat zwei Stardin Holzapfelmost im Keller, langt uns bis über Neujahr. Also auf, Kumpan!"

Das Weib des Winfred aber war dem Waldbauer, meinem Großvater, wohlgewogen; daher lief sie jetzt auf kürzestem Wege zu ihm herüber und sprach: „Nachbar, sperr' Thür und Thor zu, ich vermein' Dir's gut, sperr' Thür und Thor zu!"

„Rucken Franzosen an?"

„Deutsche rucken an. Zechen wollen sie bei Dir."

„Das ist kein schlechtes Vorhaben," sagte mein Großvater. „Wie viel sind ihrer?"

„O Waldbauer, diese Zecher zählen nicht nach Personen, sie zählen nach Tagen und Wochen. Sie werden nicht vom Fleck gehen, so lange noch ein Tröpflein in Deinem Keller, ein Krümlein in Deiner Kammer ist. Zwei sind ihrer, mein Haus haben sie aufgefressen, jetzt heben sie mit Deinem an."

Sagte mein Großvater: „Wenn das Solche sind, dann will ich sie schon begasten. Sie sollen kommen."

Da ritten sie schon heran, der Wolfgang auf seinem Rappen, der Winfred auf einem alten Klöpper, den er sich zum „in die Kirche fahren" angeschafft hatte. Mein Großvater erhob ein Freudengeschrei über den seltsamen Besuch, dann ließ er die Pferde absatteln und zusammen an einen Schlitten spannen, um mit demselben vom Walde Brennholz heimzuführen. Zu den beiden Ankömmlingen sagte er, daß er wohl verhoffe, sie wären zu keinem anderen Zweck in den Waldbauernhof gekommen, als um ihm die Ehre zu erweisen, eine Jause bei ihm einzunehmen.

„Das versteht sich," rief der lustige Winfred, „Du kennst uns: wir essen was rar ist und trinken was klar ist, so lang bis es gar ist. Nachher kommst auch Du mit uns, Waldbauer, und wir gehen um ein Häusel weiter."

„Nur ist halt jetzt," sagte der Waldbauer, „da drin in meiner Stuben der Tisch noch nicht gedeckt. Dieweilen das besorgt wird, seid Ihr schon so gut und helft mir auf der Tenne die etlichen Schober

Korn ausdreschen, auf daß ich nachher fertig bin und mich zu Euch setzen kann."

Dachte der Pferdehändler: Dreschen? Korn ausdreschen? dem Waldbauer Korn ausdreschen? Aber der Winfred Isidor Bernhard sagte: „Es gilt! das Dreschen macht Appetit."

Und als sie bis zum Abend gedroschen hatten, gingen sie in's Haus und setzten sich zum Nachtmahl. Das bestand aus Milchsuppe, Sauerkraut und Bohnen; es war sehr gut gekocht. Der Waldbauer macht allerlei Schnurren, um seine werthen Gäste zu erheitern, und als die Bohnen verzehrt waren, sagte er: „Mit den Krapfen müßt Ihr schon geduldén, bis sie fertig sind."

„Gerne," antwortete der Pferdehändler, „gerne wollte ich mich gedulden, wenn ich von der Küche herein nur ein klein Bissel was prasseln thät' hören. Aber in Deiner Küche ist es still, wie in einer Todtenkammer."

„Laß nur Zeit," sagte der Gastgeber, „'s ist halt von der Mühle das Mehl noch nicht da."

„Wann wird's denn kommen, von der Mühl das Mehl?" fragte der Nachbar Winfred sehr lustig, worauf der Waldbauer noch lustiger zur Antwort gab: „Das Mehl von der Mühl -- das ist leicht auszurechnen: Heute haben wir das Korn ausgedroschen, morgen werden wir's sieben, entspreuen, in die Mühle tragen, übermorgen kann's gemahlen

werden und am Tage drauf haben wir unsere Krapfen."

Noch in derselbigen Nacht haben sich die beiden Vettern fein bedankt für die Gastfreundschaft und sind davongeritten.

Wie mein Großvater, so hatte es manch Anderer gemacht, um den alten Brauch der fahrenden Zecher abzubringen. Es war das doch eine merkwürdige Entartung der altdeutschen Gastlichkeit gewesen. Nach Geburts- oder Hochzeits-Feierlichkeiten wurde das Zechen oftmals so lange ausgedehnt, bis alle Vorräthe des Festgebers verpraßt waren, dann zogen die Schlemmer weiter zu einem nächsten Hause, das sie gut oder übel neuerdings bewirthen mußte. In der Pfarre Fischbach starb ein alter Feldhäusler. Die Leidtragenden versammelten sich zum üblichen Todtenmahle, allein der Verstorbene war ein armer Schlucker gewesen und sie wurden nicht satt. Sie verabredeten sich, in den nächsten Bauernhof zu gehen und eine Mahlzeit zu begehren. Es geschah; und als sie hier gegessen hatten, nahmen sie den Gastgeber mit und brachen in einem nächsten Hofe ein und aßen und tranken, was da war; so zogen sie von Haus zu Haus und wuchsen immer mehr an, nicht blos an Gestalt, sondern auch an Zahl, weil sie stets den Gastgeber mit sich nahmen. Vor Weihnachten hatten sie mit ihrer Fahrt begonnen und als der Winter um war, stand kein Haus in der Pfarre, in welchem sie nicht ihr

Todtenmahl gehalten hätten. Nun waren Einige dabei, die wieder von vorne anfangen wollten, da ließ der Pfarrer die Rotte auseinanderjagen.

In den alten bösen Zeiten hatte dieses fahrende Zechen und Schwelgen seinen Grund. War heute ein Vorrath im Hause, so holte ihn morgen der Lehensherr, oder eine Räuberbande, oder der fahrende Kriegsmann, oder gar ein Schwarm von Magyaren, Türken oder Welschen — da war's doch besser, man setzte sich heute in guter Kameradschaft zusammen und verthat in Saus und Braus, was zu verthun war. Als jedoch die Leute frei und die Zustände geordnet wurden, als das, was von dem Fleißigen erworben worden, sein wahrhaftiges Eigenthum war, da kam die Sparsamkeit auf. Die lustigen Käuze und Nichtsthuer aber wollten von der alten Art nicht lassen, und so kam es, daß sich Reste von dieser Sitte bis in unsere Zeit erstreckten.

Bei einem der letzten fahrenden Zechen bin ich — um der Entwicklung hier vorzugreifen — selbst dabei gewesen. Unser mehrere Bauernbursche kamen von der Recrutirung zurück. Mit den Wirthshäusern waren wir fertig und auch mit dem Gelde. Jetzt sprachen wir in einem Bauernhause zu und verlangten zu essen. Es waren nur ein paar Weiber daheim und die waren froh, sich mit einer Pfanne Eierkuchen loskaufen zu können. Vor einem nächsten Hause, in welchem wir gutgegohrenen Apfelmost wußten, be-

gehrten wir mit lautem Geschrei zu trinken, worauf das Hofthor aufging und uns ein gewaltiger Wasserstrahl in's Gesicht sprang, daß wir nach rückwärts taumelten und pudelnaß davonliefen. Der Bauer hatte mit seiner Hausfeuerspritze uns den Durst gründlich gelöscht; bei mir ist dieser seither nicht mehr in dem Maße angewachsen, daß ich nöthig gehabt hätte, zur altehrwürdigen Institution des fahrenden Zechens meine Zuflucht zu nehmen.





Um's Vaterwort.

Ich habe im Grunde keine schlechte Erziehung genossen, sondern vielmehr gar keine. War ich ein braves, frommes, folgsames, anstelliges Kind, so lobten mich meine Eltern; war ich das Gegentheil, so zankten sie mich derb aus. Das Lob that mir fast allezeit wohl, und ich hatte dabei das Gefühl, als ob ich in die Länge ginge, weil manche Kinder wie Pflanzen sind, die nur bei Sonnenschein schlank wachsen.

Nun war mein Vater aber der Ansicht, daß ich nicht allein in die Länge, sondern auch in die Breite wachsen müsse, und dafür sei der Ernst und die Strenge gut.

Meine Mutter hatte nichts als Liebe. Liebe braucht keine Rechtfertigung, aber die Mutter sagte: wohlgeartete Kinder würden durch Strenge leicht ver-

dorben, die Strenge bestärke den in der Jugend stets vorhandenen Trotz, weil sie ihm fort und fort neue Nahrung gebe. Er schlummere zwar lange, so daß es den Anschein habe, die Strenge wirke günstig, aber sei das Kind nur erst erwachsen, dann tyrannisire es Jene, von denen es in seiner Hilflosigkeit selbst tyrannisirt worden sei. Hingegen lege die liebevolle Behandlung den Widerspruchsgeist schon beizeiten lahm; Kinderherzen seien wie Wachs, ein Stück Wachs lasse sich nur um die Finger wickeln, wenn es erwärmt sei.

Mein Vater mochte derselben Ansicht sein, allein er verstand es nicht, seiner Wärme und Liebe Ausdruck zu geben; bei all seiner Milde hatte der mit Arbeit und Sorgen beladene Mann ein stilles, ernstes Wesen; seinen reichen Humor ließ er vor mir erst später spielen, als er vermuthen konnte, daß ich genug Mensch geworden sei, um denselben aufzunehmen. In den Jahren, da ich das erste Dutzend Hosen zerriß, gab er sich nicht just viel mit mir ab, außer wenn ich etwas Unbraves angestellt hatte, in diesem Falle ließ er seine Strenge walten. Seine Strenge und meine Strafe bestand gewöhnlich darin, daß er vor mich hintrat und mir mit schallenden, zornigen Worten meinen Fehler vorhielt und die Strafe andeutete, die ich verdient hätte.

Ich hatte mich beim Ausbruche der Erregung allemal vor den Vater hingestellt, war mit nieder=

hängenden Armen wie versteinert vor ihm stehen geblieben und hatte ihm während des heftigen Verweises unverwandt in sein zorniges Angesicht geschaut. Ich bereute in meinem Innern den Fehler stets, ich hatte das deutliche Gefühl der Schuld, aber ich erinnere mich auch an eine andere Empfindung, die mich bei solchen Strafpredigten überkam: es war ein eigenartiges Zittern in mir, ein Reiz- und Lustgefühl, wenn das Donnerwetter so recht auf mich niederging. Es kamen mir die Thränen in die Augen, sie rieselten mir über die Wangen, aber ich stand wie ein Bäumlein, schaute den Vater an und hatte ein unerklärliches Wohlgefühl, das in dem Maße wuchs, je länger und je ausdruckvoller mein Vater vor mir wetterte.

Wenn hierauf Wochen vorbeigingen, ohne daß ich etwas heraufbeschwor, und mein Vater immer gütig und still an mir vorüberschritt, begann in mir allmählich wieder der Drang zu erwachen und zu reifen, etwas anzustellen, was den Vater in Wuth bringe. Das geschah nicht, um ihn zu ärgern, denn ich hatte ihn überaus lieb; es geschah gewiß nicht aus Bosheit, sondern aus einem anderen Grunde, dessen ich mir damals nicht bewußt war.

Da war es einmal am heiligen Christabend. Der Vater hatte den Sommer zuvor in Mariazell ein schwarzes Crucifixlein gekauft, an welchem ein aus Blei gegossener Christus und die aus demselben

Material gebildeten Marterwerkzeuge hingen. Dieses Heiligthum war in Verwahrung geblieben bis auf den Christabend, an welchem es mein Vater aus seinem Gewandkasten hervornahm und auf das Hausaltärchen stellte. Ich nahm die Stunde wahr, da meine Eltern und die übrigen Leute noch draußen in den Wirthschaftsgebäuden und in der Küche zu schaffen hatten, um das hohe Fest vorzubereiten, ich nahm das Crucifixlein mit Gefahr meiner geraden Glieder von der Wand, hockte mich damit in den Ofenwinkel und begann es zu verderben. Es war mir eine ganz seltsame Lust, als ich mit meinem Taschenfeitel zuerst die Leiter, dann die Zange und den Hammer, hernach den Hahn des Petrus und zuletzt den lieben Christus vom Kreuze löste. Die Theile kamen mir nun getrennt viel interessanter vor als früher im Ganzen; doch jetzt, da ich fertig war, die Dinge wieder zusammensetzen wollte, aber nicht konnte, fühlte ich in der Brust eine Hitze aufsteigen, auch meinte ich, es würde mir der Hals zugebunden. — Wenn's nur beim Ausschelten bleibt diesmal ...? — Zwar sagte ich mir: Das schwarze Kreuz ist jetzt schöner als früher; in der Hohenwanger Capelle steht auch ein schwarzes Kreuz, wo nichts d'ran ist, und gehen doch die Leute hin, zu beten. Und wer braucht zu Weihnachten einen gekreuzigten Herrgott? Da muß er in der Krippe liegen, sagt der Pfarrer. Und das will ich machen.

Ich bog dem bleiernen Christus die Beine krumm und die Arme über die Brust und legte ihn in das Nähkörbchen der Mutter und stellte so mein Kripplein auf den Hausaltar, während ich das Kreuz in dem Stroh des Elternbettes verbarg, nicht bedenkend, daß das Körbchen die Kreuzabnahme verrathen müsse.

Das Geschick erfüllte sich bald. Die Mutter bemerkte es zuerst, wie närrisch doch heute der Nähkorb zu den Heiligenbildern hinaufkäme?

„Wem ist denn das Crucifixlein da oben im Weg gewesen?“ fragte gleichzeitig mein Vater.

Ich stand etwas abseits und mir war zu Muthe wie einem Durstigen, der jetzt starken Myrrhenwein zu trinken kriegen sollte. Indeß mahnte mich eine absonderliche Beklemmung, jetzt womöglich noch weiter in den Hintergrund zu treten.

Mein Vater ging auf mich zu und fragte fast bescheidentlich, ob ich nicht wisse, wo das Kreuz hingekommen sei? Da stellte ich mich schon kerzengerade vor ihn hin und schaute ihm in's Gesicht. Er wiederholte seine Frage, ich wies mit der Hand gegen das Bettstroh, es kamen die Thränen, aber ich glaube, daß ich keinen Mundwinkel verzogen habe.

Der Vater suchte das Verborgene hervor und war nicht zornig, nur überrascht, als er die Mißhandlung des Heiligthums sah. Mein Verlangen nach dem Myrrhenwein steigerte sich. Der Vater stellte das kahle Crucifixlein auf den Tisch. „Nun

sehe ich wohl," sagte er mit aller Gelassenheit und langte seinen Hut vom Nagel. „Nun sehe ich wohl, er muß endlich rechtschaffen gestraft werden. Wenn einmal der Christi-Herrgott nicht sicher geht . . .! Bleib' mir in der Stuben, Bub'!" fuhr er mich finster an und ging dann zur Thüre hinaus.

„Spring' ihm nach und schau' zum Bitten!" rief mir die Mutter zu, „er geht Birkenruthen abschneiden."

Ich war wie an den Boden geschmiedet. Gräßlich klar sah ich, was nun über mich kommen würde, aber ich war außer Stande, auch nur einen Schritt zu meiner Abwehr zu machen. Kinder sind in solchen Fällen häufig einer Macht unterworfen, die ich nicht Eigensinn oder Trotz nennen möchte, eher Beharrungszwang; ein Seelenkrampf, der sich am ehesten selbst löst, sobald ihm nichts Anspannendes mehr entgegengestellt wird. Die Mutter ging ihrer Arbeit nach, in der abendlich dunkelnden Stube stand ich allein und vor mir auf dem Tisch das verstümmelte Crucifix. Heftig erschrak ich vor jedem Geräusch. Im alten Uhrkasten, der dort an der Wand bis zum Fußboden niederging, rasselte das Gewicht der Schwarzwälder-Uhr, welche die fünfte Stunde schlug. Endlich hörte ich draußen auch das Schnee-Abklopfen von den Schuhen, es waren des Vaters Tritte. Als er mit dem Birkenzweig in die Stube trat, war ich verschwunden.

Er ging in die Küche und fragte mit wild herausgestoßener Stimme, wo der Bub sei? Es begann im Hause ein Suchen, in der Stube wurden das Bett und die Winkel und das Gesiedel durchstöbert, in der Nebenkammer, im Oberboden hörte ich sie herumgehen, ich hörte die Befehle, man möge in den Ställen die Futterkrippen und in den Scheunen Heu und Stroh durchforschen, man möge auch in den Schachen hinausgehen und den Buben nur stracks vor den Vater bringen — diesen Christabend solle er sich für sein Lebtag merken! Aber sie kehrten unverrichteter Dinge zurück. Zwei Knechte wurden nun in die Nachbarschaft geschickt, aber meine Mutter rief, wenn ich etwa zu einem Nachbar über Feld und Wald gegangen sei, so müsse ich ja erfrieren, es sei mein Jöpplein und mein Hut in der Stube. Das sei doch ein rechtes Elend mit den Kindern!

Sie gingen davon, das Haus wurde fast leer und in der finstern Stube sah man nichts mehr als die grauen Vierecke der Fenster. Ich stak im Uhrkasten und konnte durch die Fugen desselben hervorgucken. Durch das Thürchen, welches für das Aufziehen des Uhrwerkes angebracht war, hatte ich mich hineingezwängt und innerhalb des Verschlages hinabgelassen, so daß ich nun im Uhrkasten ganz aufrecht stand.

Was ich in diesem Verstecke für Angst ausgestanden habe! Daß es kein gutes Ende nehmen

konnte, sah ich voraus, und daß die von Stunde zu Stunde wachsende Aufregung das Ende von Stunde zu Stunde gefährlicher machen mußte, war mir auch klar. Ich verwünschte den Nähkorb, der mich anfangs verrathen hatte, ich verwünschte das Crucifixlein — meinen Leichtsinn zu verwünschen, darauf vergaß ich. Es gingen Stunden hin, ich blieb in meinem aufrechtstehenden Sarge und schon saß mir der Eisenzapfen des Uhrgewichtes auf dem Scheitel und ich mußte mich womöglich niederducken, sollte das Stehenbleiben der Uhr nicht Anlaß zum Aufziehen derselben und somit zu meiner Entdeckung geben. Denn endlich waren meine Eltern in die Stube gekommen, hatten Licht gemacht und meinetwegen einen Streit begonnen.

„Ich weiß nirgends mehr zu suchen," hatte mein Vater gesagt und war erschöpft auf einen Stuhl gesunken.

„Wenn er sich im Wald vergangen hat oder unter dem Schnee liegt!" rief die Mutter und erhob ein lautes Weinen.

„Sei still davon!" sagte der Vater, „ich mag's nicht hören."

„Du magst es nicht hören und hast ihn mit Deiner Herbheit selber vertrieben."

„Mit diesem Zweiglein hätte ich ihm kein Bein abgeschlagen," versetzte er und ließ die Birkenruthe auf den Tisch niederpfeifen.

„Aber jetzt, wenn ich ihn erwisch', schlag' ich einen Zaunstecken an ihm entzwei."

„Thue es, thue es — 'leicht thut's ihm nicht mehr weh," sagte die Mutter und setzte das Weinen fort. „Meinst, Du hättest Deine Kinder nur zum Zornauslassen? Da hat der lieb' Herrgott ganz Recht, wenn er sie beizeiten wieder zu sich nimmt! Kinder muß man lieb haben, wenn etwas aus ihnen werden soll."

Hierauf er: „Wer sagt denn, daß ich den Buben nicht lieb hab'? In's Herz hinein, Gott weiß es! Aber sagen mag ich ihm's nicht; ich mag's nicht und ich kann's nicht. Ihm selber thut's nicht so weh als mir, wenn ich ihn strafen muß, das weiß ich!"

„Ich geh' noch einmal suchen!" sagte die Mutter.

„Ich will auch nicht dableiben!" sagte er.

„Du mußt mir einen warmen Löffel Suppe essen! 's ist Nachtmahlszeit," sagte sie.

„Ich mag jetzt nichts essen! Ich weiß mir keinen andern Rath," sagte mein Vater, kniete zum Tisch hin und begann still zu beten.

Die Mutter ging in die Küche, um zur neuen Suche meine warmen Kleider zusammenzutragen, für den Fall, als man mich irgendwo halberfroren finde. In der Stube war es wieder still und mir in meinem Uhrkasten war's, als müsse mir vor Leid und Pein das Herz brechen. Plötzlich begann mein Vater aus seinem Gebete krampfhaft aufzuschluchzen.

Sein Haupt fiel nieder auf den Arm und die ganze Gestalt bebte.

Ich that einen lauten Schrei. Nach wenigen Secunden war ich von Vater und Mutter aus dem Gehäuse befreit, lag zu Füßen des Vaters und umklammerte wimmernd seine Knie.

„Mein Vater, mein Vater!" Das waren die einzigen Worte, die ich stammeln konnte. Er langte mit seinen beiden Armen nieder und hob mich auf zu seiner Brust und mein Haar ward feucht von seinen Zähren.

Mir ist in jenem Augenblicke die Erkenntniß aufgegangen.

Ich sah, wie abscheulich es sei, diesen Vater zu reizen und zu beleidigen. Aber ich fand nun auch, warum ich es gethan hatte. Aus Sehnsucht, das Vaterantlitz vor mir zu sehen, ihm in's Auge schauen zu können und seine zu mir sprechende Stimme zu hören. Sollte er schon nicht mit mir heiter sein, so wie es andere Leute waren und wie er es damals, von Sorgen belastet, so selten gewesen, so wollte ich wenigstens sein zorniges Auge sehen, sein herbes Wort hören; es durchrieselte mich mit süßer Gewalt, es zog mich zu ihm hin. Es war das Vaterauge, das Vaterwort.

Kein böser Ruf mehr ist in die heilige Christnacht geklungen und von diesem Tage an ist Vieles anders geworden. Mein Vater war seiner Liebe zu

mir und meiner Anhänglichkeit an ihn inne geworden und hat mir in Spiel, Arbeit und Erholung wohl viele Stunden sein liebes Angesicht, sein treues Wort geschenkt, ohne daß ich noch einmal nöthig gehabt hätte, es mit Bosheit erschleichen zu müssen.





Was bei den Sternen war.


Selbst der Naturforscher giebt es diesmal zu, was der Poet behauptet, daß nämlich im Waldlande die Sterne heller leuchten als sonst wo. Das macht die reine, feuchte Luft, sagt der Eine; der Andere hingegen meint, der kindliche Glaube der Einschichtbewohner sei Ursache, daß der Sternenhimmel so hell und hold niederfunkle auf den weiten stillen Wald.

Hat doch mein Vater zu mir gesagt, als wir noch beisammen auf dem Holzbänklein unter der Tanne gesessen:

„Du bist mein liebes Kind. Und jetzt schau zum Himmel hinauf, die Augen Gottes blicken auf uns herab."

Ei freilich, ich konnte mir's wohl denken, Einer, der auf des Menschen Haupt die Haare zählt, muß hunderttausend Augen haben. Nun war es aber schön zu sehen, wie mir der liebe Gott mit seinen Augen

zublinzelte, als wollte er mir was zu verstehen geben; — ja, und ich konnte es doch um Alles nicht errathen, was er meinte. — Ich nahm mir wohl vor, recht brav und folgsam zu sein, besonders bei Nacht, wenn Gott da oben seine hunderttausend Augen aufthut, und die guten Kinder zählt, und die bösen sucht und recht scharf anschaut, auf daß er sie kennt am jüngsten Tag.

Ein andermal saß ich auf demselben Holzbänkchen unter der Tanne, an Seite meiner Mutter. Es war bereits späte Abendstunde, und die Mutter sagte zu mir:

„Du bist ein kleiner Mensch, und die kleinen Leute müssen jetzt schon in's Bett gehen, schau, es ist ja die finstere Nacht, und die Engel zünden schon die Lichter an, oben in unseres Herrgotts Haus."

Mit solchen Worten ein Kind zur Ruhe bringen? Das war übel geplant.

„In unseres Herrgotts Haus die Lichter?" fragte ich, sofort durchaus für den Gegenstand eingenommen.

„Freilich," entgegnete die Mutter, „jetzt gehen alle Heiligen von der Kirche heim, und im Hause ist eine große Tafel und da setzen sie sich zusammen und essen und trinken was, und die Englein fliegen geschwind herum und zünden alle Lichter an, und den großen Kronleuchter auch, der mitten hängt, und nachher laufen sie zu den Pfeifen und Geigen und machen Musik."

„Musik?" entgegnete ich, in der Anschauung des Bildes versunken. „Und der Wollzupfer-Michel, ist der auch dabei?"

Der Wollzupfer-Michel war ein alter blinder Mann gewesen, der bei uns Waldbauern das Gnadenbrot genossen und dafür zuweilen Schafwolle gezupft und gekraut hatte. Wenige Wochen vor diesem Abendgespräche war er gestorben.

„Ja Du," versetzte die Mutter auf meine Frage, „der Wollzupfer-Michel, der sitzt ganz voran bei unserem lieben Herrgott selber, und er ist hoch in Ehren gehalten von allen Heiligen, weil er auf der Welt so arm gewesen und so verachtet und im Elend hat leben müssen, und weil er doch Alles so geduldig ertragen hat."

„Wer giebt ihm denn beim Essen auf den Teller hinaus?" war meine weitere Frage.

„Nu wer denn?" meinte die Mutter, „das wird schon sein heiliger Schutzengel thun." Sogleich aber setzte sie bei: „Du Närrisch, der Michel braucht jetzt ja gar keine Behelfer mehr, im Himmel ist er ja nimmer blind; im Himmel sieht er seinen Vater und seine Mutter, die er auf der Welt niemalen hat gesehen. Und er sieht den lieben Herrgott selber und unsere liebe Frauen, und Alle, und zu uns sieht er auch herab. Ja freilich, mit dem Michel hat's gar eine glückselige Wendung genommen, und hell singen und tanzen wird er bei der himm-

lischen Musik, weil der heilige David harfenspielen thut."

„Tanzen?" wiederholte ich und suchte mit meinen Augen das Firmament ab.

„Und jetzt, Bübel, geh' schlafen!" mahnte die Mutter. Wohl machte ich die Einwendung, daß sie im Himmel erst die Lichter angezündet hätten und also gewißlich auch noch nicht schlafen gingen; aber die Mutter versetzte mit entschiedenem Tone, im Himmel könnten sie machen was sie wollten, und wenn ich fein brav wäre und einmal in den Himmel käme, so könnte ich auch machen was ich wollte.

Ging zu Bette und hörte in selbiger Nacht die lieben Englein singen. —

Wieder ein andermal saß ich mit der Ahne auf der hölzernen Bank unter den Tannen.

„Guck', mein Bübel," sagte sie, gegen das funkelnde Firmament weisend, „dort über das Hausdach hin, das ist Dein Stern."

Ein helles, flimmerndes Sternchen stand oft und auch heute wieder über dem Giebel des Hauses; aber daß selbes mein Eigenthum wäre, hörte ich nun von der Ahne das erstemal.

„Freilich," belehrte sie weiter, „jeder Mensch hat am Himmel seinen Stern, das ist sein Glücksstern oder sein Unglücksstern. Und wenn ein Mensch stirbt, so fällt sein Stern vom Himmel."

Todeserschrocken war ich, als gerade in diesem Augenblicke vor unseren Augen eine Sternschnuppe sank.

„Wer ist jetzt gestorben?“ fragte ich, während ich sogleich schaute, ob mein Sternchen wohl noch über dem Dachgiebel stehe.

„Kind,“ sagte die alte Ahne, „die Welt ist weit, und hätten wir nur Ohren dazu, wir thäten Tag und Nacht nichts hören, als Todtenglockenklingen.“

Focht mich dieweilen nicht an.

„Ahndl,“ fragte ich; denn Kinder, die in ihrem Haupte ja so viel Raum für Vorstellungen und Eindrücke haben, sind unermüdlich im Fragen, „Ahndl, wo hast denn Du deinen Stern?“

„Mein Kind,“ antwortete sie, „der ist schon völlig im Auslöschen, den sieht man nimmer.“

„Und ist das ein Glücksstern gewesen?“

Da schloß sie mich an ihre Brust und hauchte: „Wird wohl so sein, Du herzlieber Enkel, wird wohl so sein!“

* * *

Ein alter Schuhmacher kam zuweilen in unser Haus, der redete wie ein Heide. Wir Menschen, meinte der alte Schuhmacher, kämen nach dem Tode weder in den Himmel noch in die Hölle, sondern auf einen Stern, wo wir so, wie auf dieser Welt, wieder geboren würden und je nach Umständen weiter lebten.

Das Närrischeste aber sagte schon der Schulmeisterssohn aus Grabenbach, der als Student einmal zu uns kam. Der schwätzte von Bären und Hunden und Wasserschlangen, die da oben am Himmel herumliefen, und ein Widder und ein Walfisch sei auch dabei; und gar eine Jungfrau wollte er durch seine Augengläser gesehen haben. Dieser Schulmeisterssohn war schuld daran, daß mich mein Vater nicht studiren lassen wollte.

„Wenn sie solche Narrheiten lernen in der Stadt," sagte mein Vater, „daß sie auf unseres Herrgotts gold'nem Firmament lauter wilde Thiere sehen, nachher hab' ich genug. Mein Bub', der bleibt daheim."

Eine junge Magd hatten wir im Hause; die war gescheit, die hat einmal was gesagt, was mir heute das Herz noch warm macht. Sie hatte es sicherlich von ihrem alten Ziehvater, der so ein Waldgrübler gewesen war. Der Mann hat etwas Wundersames in seinem Kopfe gehabt; er wäre gern Priester geworden, aber blutarm, wie er war, sind ihm alle Wege dazu verlegt gewesen. Da wurde er Kohlenbrenner. Ich habe den Alten oft heimlich belauscht, wenn er auf seinem Kohlenmeiler stand und Messe las, oder wenn er den Vögeln des Waldes vorbetete, wie voreinst der heilige Franciscus in der Wüste. Von diesem Manne mag unsere junge Magd das seltsame Wort gehört haben.

„Der Sternenhimmel da oben,“ sagte sie einmal, „das ist ein großmächtiger Liebesbrief mit goldenen und silbernen Buchstaben. Für's Erste hat ihn der liebe Herrgott den Menschen geschrieben, daß sie doch nicht ganz auf ihn vergessen sollten. Für's Zweite schreiben ihn die Menschen für einander. Das ist so: Wenn zwei Leut', die sich rechtschaffen lieb haben, weit auseinander müssen, so merken sie sich vorher einen hellen Stern, den sie beide von aller Fremde aus sehen können, und auf dem ihre Augen zusammenkommen. — Dasselbig funkelnde Ding dort,“ setzte die Magd leise und ein wenig zögernd bei, indem sie auf ein glühend Sternlein deutete, das hoch über dem Waldrande stand, „dasselbig Ding, das schaut zu dieser jetzigen Stund' auch der Hans an, der weit d'rin im Welschland ist bei den Soldaten. Ich weiß wohl, er wird nicht vergessen, es glänzt wie der kein Stern so hell auf dem ganzen Firmament.“

* * *

Eines Tages mußte ich am Waldrande spät Abends noch die Rinder weiden, die tagsüber im Joche gegangen waren. Sonst war in solchen Stunden lieb Ahne bei mir, aber die war nun schon seit länger unpaß und mußte zu Hause bleiben. Jedoch hatte sie mir versprochen, oftmals vor das Haus herauszutreten und den Hühnerpfiff zu thun, damit

mir in der einschichtigen stillen Nacht nicht zu grauen beginne.

Ich stand zagend neben meinen zwei Rindern, die auf der thaunassen Wiese eifrig grasten, aber ich hörte heute keinen jener lustigen Pfiffe, welche meine Ahne mittelst zweier Finger, die sie in den Mund legte, so vortrefflich zu machen verstand, gewöhnlich zu dem Zwecke, um die Hühner damit zusammen zu locken.

Das Haus lag still und traurig oben auf dem Berge. Von der tiefen Schlucht herauf hörte ich das Rieseln des Wässerleins, das ich sonst hier noch nie vernommen hatte. Hingegen schwiegen heute die Grillen ganz und gar. Ein Uhu krähte im Walde und erschreckte mich dermaßen, daß ich die Hörner des Rindes erhaschte und dieselben gar nicht mehr loslassen wollte.

Der Sternenhimmel hatte heute einen so heiligen Ernst; mir war, als hörte ich durch die große Stille das Saitenspiel des heiligen Sängers David klingen. — Siehe, da löste sich plötzlich ein Stern und fiel in einem scharfen Silberfaden, der gerade über unser Haus niederging, vom Himmel herab. — —

Mir zuckte es heiß durch's Herz, mir blieb der Athem stehen. — Jetzt ist die Ahne gestorben! sagte ich endlich laut, das ist ihr Stern gewesen. Ich hub an zu schluchzen. Da hörte ich vom Hause her bereits des Vaters Stimme, ich sollte eilends heimzu treiben.

Bald jagte ich in den Hof ein. Das Haus war in allen Fenstern beleuchtet; ein Geräusch und Gepolter war, und Leute eilten hin und her nach allen Ecken und Winkeln.

„Geschwind, Peterle, geh' her!" rief es mir von der Thür aus zu, und es war die Stimme der Ahne. Ich lief in das Haus — was hab' ich gehört? Kleinkindesgeschrei.

„Ein Brüderlein hast kriegt," rief die Ahne, „das hat ein Engel vom Himmel gebracht!"

So war es. Mutter lag schon im Bette und sie hielt das winzige Kindlein an der Brust.

Ein Engel vom Himmel! Ja ich habe ihn fliegen gesehen.

„Ahndl," sagte ich, „es ist nicht wahr, daß Sterne fallen! Lauter Engel sind es, die mit Kindlein niederfliegen vom Himmel!"

Ich verharre bei diesem Glauben noch heute, da ich vor einer Wiege stehe, in die mir selbst ein liebes himmlisches Wunder gegeben ist.



Wie ich dem lieben Herrgott mein Sonntagsjöppl schenkte.

In der Kirche zu Ratten steht links am Hochaltare eine fast lebensgroße Reiterstatue. Der Reiter auf dem Pferde ist ein stolzer Kriegsmann mit Helm und Busch und einem kohlschwarzen Schnurrbärtchen. Er hat das breite funkelnde Schwert gezogen und schneidet mit demselben seinen Mantel entzwei. Zu Füßen des sich bäumenden Rosses kauert eine Bettlergestalt in Lumpen.

Als ich noch so ein nichtiger Knirps war, wie er einem ordentlichen Menschen kaum zum Hosensack emporgeht, führte mich meine Mutter gern in diese Kirche. In der Nähe der Kirche steht eine Mariencapelle, die sehr gnadenvoll ist und in welcher meine Mutter gern betete. Als oft kein Mensch sonst mehr in der Capelle war, und vom Thurme schon die Mittagsglocke in den heißen Sommer-Sonntag hinausklang, kniete die Mutter immer noch in einem

der Stühle und klagte Marien ihr Anliegen. Die „liebe Frauen" saß auf dem Altare, legte die Hand in den Schoß und bewegte weder den Kopf, noch die Augen, noch die Hände, und da konnte meine Mutter nachgerade sagen, was sie wollte.

Ich hielt mich lieber in der großen Kirche auf und sah den schönen Reiter an.

Und einmal, als wir auf dem Wege nach Hause waren und mich die Mutter an der Hand führte, und ich immer drei Schritte machen mußte, so oft sie einen that, warf ich meinen kleinen Kopf auf zu ihrem guten Angesichte und fragte: „Zuweg steht denn der Reiter allfort auf der Wand oben und zuweg reitet er nicht zum Fenster hinaus auf die Gasse?"

Da antwortete die Mutter: „Weil du so kindische Fragen thust und weil es nur ein Bildniß ist, das Bildniß des heiligen Martin, der, ein Soldat, ein sehr gutthätiger frommer Mann gewesen und jetzt im Himmel ist."

„Und ist das Roß auch im Himmel?" fragte ich.

„Sobald wir zu einem rechten Platz kommen, wo wir rasten können, so will ich Dir vom heiligen Martin was erzählen," sagte die Mutter und leitete mich weiter, und ich hüpfte neben ihr her. Da wartete ich schon sehr schwer auf das Rasten und in einemfort rief ich: „Mutter, da ist ein rechter Platz!"

Erst als wir in den schattigen Wald hineinkamen, wo ein platter, moosiger Stein lag, fand sie's gut genug, da setzten wir uns nieder. Die Mutter band das Kopftuch fester und war still, als habe sie vergessen, was sie versprochen. Ich starrte ihr fort und fort auf den Mund, dann guckte ich wieder zwischen den Bäumen hin, und mir war ein paarmal, als hätte ich durch das Gehölz den schönen Reitersmann reiten gesehen.

„Ja, 'leicht wohl, mein Bübel," begann meine Mutter plötzlich, „allzeit soll man den Armen Hilfe reichen um Gotteswillen. Aber so, wie der Martin gewesen, traben heutzutag nicht viel Herrenleut' herum auf hohem Roß. — Daß im Spätherbst der eiskalte Wind über unsere Schafheide streicht, das weißt wohl, hast Dir ja selber d'rauf im vorigen Jahr schier die Tatzelein erfroren. Siehst Du, völlig eine solche Heide ist's auch gewesen, über die der Reitersmann Martinus einmal geritten an einem späten Herbstabend. Steinhart ist der Boden gefroren, und das klingt ordentlich, so oft das Roß seinen Huf in die Erden setzt. Die Schneeflöcklein tänzeln umher, kein einziges vergeht. Schon will die Nacht anbrechen und das Roß trabt über die Heide, und der Reitersmann zieht seinen weiten Mantel zusammen, so eng es halt hat gehen mögen. Bübel, und wie er so hinfährt, da sieht er auf einmal ein Bettelmännlein kauern an einem Stein; das hat nur ein zerrissenes

Jöppel an und zittert vor Kälte und hebt sein betrübtes Auge auf zum hohen Roß. Hu, und wie das der Reiter sieht, hält er an sein Thier und ruft zum Bettler nieder: Ja, Du lieber armer Mann, was soll ich Dir reichen? Gold und Silber hab' ich nicht und mein Schwert kannst Du nimmer brauchen. Wie soll ich Dir helfen? — Da senkt der Bettelmann sein weißes Haupt nieder gegen die halbentblößte Brust und thut einen Seufzer. Der Reiter aber zieht sein Schwert, zieht seinen Mantel von den Schultern und schneidet ihn mitten auseinander. Den einen Theil des Kleidungsstückes läßt er hinabfallen zu dem armen zitternden Greise: Hab' vorlieb damit, mein nothleidender Bruder! — Den andern Theil des Mantels schlingt er, so gut es geht, um seinen eigenen Leib und reitet davon."

So hatte meine Mutter erzählt und dabei mit ihrem eiskalten Herbstabende den schönen Hochsommertag so frostig gemacht, daß ich mich fast schauernd an ihr lindes Busentuch schmiegte.

„'s ist aber noch nicht ganz aus, mein Kind," fuhr die Mutter fort, „wenn Du es nun gleichwohl weißt, was der Reiter mit dem Bettler in der Kirche bedeutet, so weißt Du's noch nicht, was weiter geschehen ist. Wie der Reitersmann nachher in der Nacht daheim auf seinem harten Polster ruhsam schläft, kommt derselbige Bettler von der Heide zu seinem Bett, zeigt ihm lächelnd den Manteltheil,

zeigt ihm die Nägelwunden an den Händen und zeigt ihm sein Angesicht, das nicht mehr alt und kummervoll ist, das strahlet wie die Sonnen. Derselbe Bettelmann auf der Heid' ist der lieb' Herrgott selber gewesen. — So, Bübel, und jetzt werden wir wieder anrucken."

Da erhoben wir uns und stiegen den Bergwald hinan.

Bis wir heim kamen, waren uns zwei Bettelleute begegnet; ich guckte jedem sehr genau in das Gesicht; ich hab' gemeint, es dürfte doch der liebe Herrgott dahinter stecken.

Gegen Abend desselben Tages, als ich mein Sonntagskleidchen des sparsamen Vaters wegen schon hatte ablegen sollen, und nun wieder in dem vielfarbigen Werktagshöslein herumlief und hüpfte und nur noch das völlig neue graue Jöppel trug, das ich nicht ablegen wollen und mir noch für den Tagesrest erbeten hatte, und als die Mutter auch schon lange wieder bei ihrer häuslichen Arbeit war, eilte ich gegen die Schafheide hinauf. Ich mußte die Schäflein, worunter auch ein weißes Lämmchen als mein Eigenthum war, heim in den Stall führen.

Wie ich aber so hinhüpfe und Steinchen schleudere und damit die goldenen Abendwolken treffen will, sehe ich plötzlich, daß dort am Fels ein alter weißköpfiger sehr arm gekleideter Mann kauert. Da stehe ich erschrocken still, getraue mir keinen Schritt mehr

zu thun und denke bei mir: Jetzt, das ist aber doch ganz gewiß der lieb' Herrgott.

Ich habe gezittert vor Furcht und Freude, ich habe mir gar nicht zu helfen gewußt.

Wenn es doch der lieb' Herrgott ist, ja, da muß Eins ihm wohl was geben. Wenn ich jetzt heimlauf', daß die Mutter komme und gucke und mir sage, wie ich d'ran bin, so geht er mir zuletzt gar dieweilen davon, und es wär' doch eine Schand' und ein Spott. Ich denk', sein wird er's gewiß, just so hat derselb' ja auch ausgeschaut, den der Reitersmann gesehen.

Ich schlich einige Schritte nach rückwärts und hub an meinem grauen Jöppel zu zerren an. Es ging nicht leicht, es war so fest über dem grob-leinenen Hemde oben, und ich wollte das Schnaufen verhalten, ich meinte, der Bettelmann solle mich früher nicht bemerken.

Einen gelbangestrichenen Taschenveitel hatte ich, nagelneu und just scharf geschliffen. Diesen zog ich aus der Tasche, das Röcklein nahm ich zwischen die Knie und begann es nun mitten auseinanderzutrennen.

War bald fertig, schlich zum Bettelmann, der halb zu schlummern schien, und legte ihm seinen Theil von meinem Rock zu Häupten. — Hab' vorlieb damit, mein nothleidender Bruder! Das habe ich ihm still in Gedanken gesagt. Dann nahm ich meinen Theil vom Rocke unter den Arm, lugte noch eine

Weile dem lieben Gott zu und jagte dann die Schäflein von der Heide.

In der Nacht wird er wohl kommen, dachte ich, und da werden ihn Vater und Mutter sehen, und wir können ihm, wenn er bei uns bleiben will, gleich das hintere Stübel und das Hausaltarl herrichten.

Ich lag im Schiebbettlein neben Vater und Mutter, und ich konnte nicht schlafen. Die Nacht verging, und der, den ich gemeint hatte, kam nicht.

Am frühen Morgen aber, als der Haushahn die Knechte und Mägde aus ihren Nestern hervorgekräht hatte, und als draußen im Hofe schon der laute Werktag anhub, kam ein alter Mann (sie hießen ihn den Schwamm-Veitel) zu meinem Vater, brachte ihm den verschenkten Theil von meinem Rock und erzählte, ich hätte denselben Abends zuvor in meinem Muthwillen zerschnitten und ihm das eine Stück an den Kopf geworfen, wie er so ein wenig vom Schwammsuchen ausgeruht habe auf der Schafheide.

Darauf kam der Vater, eine Hand hinter dem Rücken, ganz leicht an mein Bett geschlichen: „Geh', thu' mir's sagen, Bub', wo hast denn Du Dein neues Sonntagsjöppel?"

Das leise Schleichen und die Hand hinter dem Rücken war mir sogleich verdächtig vorgekommen, und jetzt ging mir schon das Gesicht auseinander und weinend rief ich: „Ja, Vater, ich hab' gemeint, dem lieben Herrgott hätt' ich es geben."

„Jesses, Bub', Du bist aber so ein Trottel, so ein Halbnarr!" schrie mein Vater, „für die Welt bist Du viel zu dalkert, zum Sterben bist Du gar zu dumm. Dir muß man mit einem Besen die Seel' aus der Haut schlagen!"

Wie nun die Hand mit der gewundenen Birkenruthe zum Vorschein kam, erhob ich ein Zetergeschrei.

Eilte sogleich die Mutter herbei. Sie that nun sonst selten mehr Einsprache, wenn der Vater mit mir Gericht hielt, heute aber faßte sie ihm die Hand und sagte: „'s Röckel flick' ich 'leicht wieder zusammen, Alter. Geh' jetzt mit, ich muß Dir was sagen."

Sie gingen Beide hinaus in die Küche; ich denke, dort haben sie über die Martinigeschichte gesprochen. Sie kamen nach einer Weile wieder in die Stube.

Der Vater sagte mit fast dumpfer Stimme: „Sei nur still, es geschieht Dir nichts."

Und die Mutter flüsterte mir zu: „Ist schon recht, wenn Du das Röckel dem lieben Herrgott hast wollen geben, aber besser ist's noch, wir geben es dem armen Thalmichelbuben. In jedem Armen steckt der liebe Gott. Schau, der heilige Martinus hat's auch schon gewußt. So und jetzt, mein Bübel, hupf' auf und schlüpf' in's Höslein; der Vater ist noch nicht allzuweit mit der birkenen Liesel."



Wie das Zicklein starb.

Ein andermal drohte die birkene Liesel wieder. Mein Vater hatte ein schneeweißes Zicklein; mein Vetter Jok hatte einen schneeweißen Kopf. Das Zicklein kaute gern an Halmen oder Erlzweigen; mein Vetter gern an einem kurzen Pfeifchen. Das Zicklein hatten wir, ich und meine noch jüngeren Geschwister, unsäglich lieb; den Vetter Jok auch. So kamen wir auf den Gedanken: wir sollten das Zicklein und den Vetter zusammenthun.

Da war's im Heumonat, daß ich eines sonnenfreudigen Tages all meine Geschwister hinauslockte auf den Krautacker, und daselbst die Frage an sie that: „Wer von Euch hat einen Hut, der kein Loch hat?"

Sie untersuchten ihre Hüte und Hauben, aber durch alle schien die Sonne und machte im Schatten auf dem Erdboden einen, oder ein paar lichte Punkte. Nur Jakoberle's Hut war ohne Arg; den nahm ich

also in die Hand und sagte: „Der Vetter heißt Jok, und morgen ist der Jokopitag, und jetzt, was geben wir ihm zum Bindband (Angebinde)? Das weiße Zicklein."

„Das weiße Zicklein gehört dem Vater!" rief das kleine Schwesterchen Plonele, empört über ein so eigenmächtiges Vorhaben.

„Desweg ist es ja, daß ich Euch den Hut hinhalte," sagte ich.

„Du, Jakoberle, hast gestern dem Knierutscher-Sepp Dein Kinigl (Kaninchen) verkauft; Du, Plonele, hast von Deinem Göden drei Groschen zum Taufpfennig gekriegt; Dir, Mirzerle, hat vor zwei Tagen der Vater ein Haltergeld geschenkt. Schaut, ich leg' meine ersparten fünf Kreuzer hinein, und wir müssen zusammenthun, daß wir dem Vater das Zicklein abkaufen mögen; und das schenken wir morgen dem Vetter. Nu, jetzt halt' ich schon her!"

Sie guckten eine Weile so drein, dann huben sie in ihren Taschen zu suchen an. Da sagte das Plonele: „Mein Geld hat die Mutter!" und das Mirzerle rief erschrocken: „Das meine weiß ich nicht!" und das Jakoberle starrte auf den Boden und murmelte: „Mein Sack hat ein Loch."

Auf diese Weise war mein Unternehmen gescheitert.

Nichtsdestoweniger haben wir das schneeweiße Zicklein geherzt. Es stieg mit den Vorderfüßchen an

unsere Knie empor und guckte uns mit seinen großen, völlig eckigen Augen schelmisch an, als wollte es uns recht spotten, daß wir allmitsammen nicht so viel an Vermögen hatten, um es kaufen zu können. Es kicherte und blökte uns ordentlich aus, und dabei sahen wir die schneeweißen Zähnchen. Es war kaum drei Monate alt und hatte schon einen Bart; und ich und das Jakoberle waren über sieben Jahre hinaus, und mußten uns aus grauen Baumflechten einen Bart ankleben, wenn wir einen haben wollten. Und selbst den fraß uns das Zicklein vom Gesichte herab.

Trotzdem hatten wir Jedes das Vierfüßchen viel lieber, als uns untereinander. Und ich sann auf weitere Mittel, mit dem Thiere den Vetter zu beglücken.

Als aber Mittags darauf der Vater vom Felde heimfuhr, umschwärmten wir ihn alle und zupften an seinen Kleidern.

„Vater,“ sagte ich, „ist es wahr, daß die Morgenstunde Gold im Munde hat?“

Das war ja sein eigen Sprichwort, und so antwortete er rasch: „Freilich ist das wahr.“

„Vater!“ riefen wir nun alle Vier zugleich, „wie früh müssen wir all' Tag aufstehen, daß Ihr uns das weiße Zicklein gebt?“

Auf diese geschäftliche Wendung schien der Vater nicht gefaßt gewesen zu sein. Da er aber von unserem Vorhaben, dem Vetter Jok das Zicklein zuzueignen,

hörte, so bedingte er, ein halb Stündlein früher aufzustehen jeden Tag, und trat uns das liebe Thierchen ab.

Das Zicklein gehörte uns. Wir beschlossen einstimmig, schon am nächsten Morgen noch vor des Vetters Aufstehzeit — und das war viel gesagt — aus dem Neste zu kriechen, das Zicklein mit einem rothen Halsband zu versehen und es an's Bett des alten Jok zu führen, ehe dieser noch seinen langen, grauen Pelz, den er Winter und Sommer trug, auf den Leib brachte.

So unser heilig Vorhaben.

Aber am anderen Tage, als uns die Mutter weckte und wir die Lider aufschlugen, schien uns die Sonne mit solcher Gewalt in die Augen, daß wir dieselben sogleich wieder schließen mußten, bis die Mutter mit ihrem Kopftuch das Fenster verhüllte.

Nun gab es keine Ausflucht mehr. Aber der Vetter war längst schon davon mitsammt dem Pelz. Er hatte die Schafe und die Ziegen auf die Thalweide getrieben, wo er sie stets hütete und den ganzen Tag schmunzelnd an seinem Pfeifchen kaute. Und die Thierchen schnappten so emsig an den bethauten Gräsern und Sträuchern, und hüpften und scherzten so lustig auf der sonnigen Weide.

Es war auch das Zicklein dabei. Und hat's dem Jok denn Niemand gesagt, daß heute sein Namenstag ist? —

Zu jener Zeit, von der ich rede, sind die feuerspeienden Streichhölzer noch nicht erfunden gewesen; dazumal war das liebe Feuer ein rares Ding. Man konnte es nicht so bequem mit im Sacke tragen, wie heute, ohne sich das Beinkleid zu verbrennen. Es mußte mit harten Schlägen aus Steinen herausgetrieben werden; es mußte, kaum geboren, mit Zunder gefüttert werden, und bedurfte langer Zeit, bis es sich in demselben so weit kräftigte, daß es ein gröberes Köder anbiß und flügge wurde. Das Feuer mußte zum Dienste des Menschen jedesmal förmlich erzogen werden.

Es war ein mühsam und heikel Stück Arbeit; beim Feuermachen konnte meine sonst so milde Mutter unwirsch werden.

Die Gluth, des Abends noch so sorgsam in der Herdgrube verwahrt, war des Morgens zumeist erloschen. Was sich die Mutter auch mühte, den Funken in der Asche wieder anzublasen — all vergebens, das Feuer war gestorben über Nacht. Nun ging die Schlägerei mit Stein und Stahl an; und wir Kinder waren oft schon recht hungrig, ehvor die Mutter das Feuer zuweg brachte, welches uns die Morgensuppe kochen sollte.

So auch am Morgen von des Vetters Namenstag. Wir hatten draußen in der Küche wohl eine Weile das Pfauchen und Feuerschlagen gehört, dann aber rief die Mutter plötzlich aus: „'s ist gar um-

sonst! 's ist, wie wenn der bös' Feind in die Herdgruben hätt' gespuckt. Und der Stein hat keinen Funken Feuer mehr in sich, und der Schwamm ist feucht, und die Leut' warten auf die Suppen!" Dann kam sie in die Stube und sagte: „Geh, Peterle, ruck, und lauf geschwind zu der Knierutscherin hinüber: ich thät sie gar schön von Herzen bitten, sie wollt' mir ein Haferl Gluth schicken von ihrem Herd. Und trag' ihr dafür da den Brotlaib mit. Geh, Peterle, ruck, daß wir nachher eine Suppen kriegen!"

Ich hatte mein weißes Linnenhöselein gleich an, und wie ich war — barfuß, barhaupt, nahm ich den runden, recht gewichtigen Brotlaib unter den Arm und lief gegen das Knierutscherhaus.

„Du Sonnenschein," sagte ich unterwegs, „schäm' dich, du kannst nicht einmal ein Süpplein wärmen. Jetzt muß ich zu der Knierutscherin um Feuer gehen. Aber wart' nur, wird bald lustig sein auf unserem Herd; die Flammen werden aufhüpfen über das Holz, die Mauer wird roth leuchten, die Töpfe werden brodeln, der Rauch wird unter dem Feuerhut hinaussprudeln und den Rauchfang hinauf und wird dich verdecken. Recht hat er, wenn er dich verdeckt, dann essen wir die Suppen und den Sterz im Schatten, und den Eierkuchen auch, der heut' für den Vetter Jok gebacken wird, und du sollst von Allem nichts sehen."

Als ich nach solchem Gespräche mit der Sonne über die Lehne ging, da stach mich ein wenig der

Vorwitz. Mein Brotlaib war so kugelrund und fest, als wäre er aus Lärchenholz gedrechselt worden. Man läßt bei mir daheim das Brot gern altgebacken werden, es langt auf diese Weise doppelt aus, gleichwohl es zur Essenszeit zuweilen mit Eisenschlegeln zertrümmert werden muß.

Aber weil denn mein Laib gar so kugelrund war, wie nicht leicht etwas Runderes mehr zu finden ist, so ließ ich ihn los über die Lehne, lief ihm behende vor und fing ihn wieder auf.

War ein herzlich lustiges Spiel das, und ich hätte mögen all meine Geschwister herbeirufen, daß sie es sehen und mitmachen könnten. — Wie ich nun aber so in meiner Freude die Lehne auf- und abhüpfe, spielt mir mein Brotlaib jählings den Streich, und huscht mir wie der Wind zwischen den Beinen durch und davon. Er eilt und hüpft hinab, viel schneller wie ein Reh vor dem Jagdhunde — er fährt über den Hang, setzt hoch über den Rain in die Thalweide hinab, wo er meinen Augen entschwindet.

Bin dagestanden wie ein Klotz, und hab' gemeint ich müßt umfallen vor Schreck und auch hinabkugeln gegen das Thal. Ich ging eine Weile hin und her, auf und ab, und da ich den Laib nirgends sah, schlich ich kopfhängerisch davon und in's Haus der Knierutscherin.

Da brannte freilich ein schönes großes Feuer auf dem Herde.

„Was willst denn, Peterle?“ fragte die Knie-rutscherin freundlich.

„Bei uns,“ stotterte ich, „ist das Feuer ausgangen, wir mögen uns nichts kochen, und so läßt meine Mutter schön bitten um ein Haferl Gluth, und sie thät es schon fleißig wieder zurückstellen.“

„Ihr Närrlein, Ihr, wer wird denn so ein paar Kohlen zurückstellen!“ rief die Knierutscherin und schürte mit der Feuerzange Gluth in einen alten Topf; „da seh', ich laß Deiner Mutter sagen, sie soll nur schön anheizen und Dir einen recht guten Sterz kochen. Aber schau, Perterle, daß Dir der Wind nicht hineinbläst, sonst trägt er die Funken auf das Dach hinauf. So, jetzt geh' nur in Gottesnamen!“

So gütig war sie mit mir, und ich hatte ihr den Brotlaib verscherzt. Deß drückt mich das Gewissen heute noch hart.

Als ich endlich mit dem Feuertopfe zurück gegen unser Haus kam, war ich höchlich überrascht, denn da sah ich aus dem Rauchfange bereits einen blauen Dunst hervorsteigen.

„Dich soll man um den Tod schicken und nicht um Feuer!“ rief die Mutter, als ich eintrat; dabei wirthete sie um das lustige Herdfeuer herum und sah mich gar nicht an. Meine kaum mehr knisternden Kohlen waren so armselig gegen dieses Feuer; ich stellte den Topf betrübt in einen Winkel des Herdes und schlich davon. Ich war viel zu lange ausge-

wesen; da war zum Glück der Vetter Jok von der Thalweide heimgekommen, und der hatte ein Brennglas, das er in der Sonne über einen Zunder hielt, bis derselbe glimmte. Und jetzt war mir die verlästerte Sonne doch noch zuvorgekommen mit dem Suppenfeuer. Ich war sehr beschämt und vermag es heute noch nicht, der Wohlthäterin offen in das Angesicht zu blicken.

Ich schlich auf den Hausanger. Dort sah ich den Vetter kauern in seinem langen, grauen, rothverblümten Pelz und mit seinem weißen Haupt. Und als ich näher kam, da sah ich, warum er hier so kauerte. Das schneeweiße Zicklein lag vor ihm und streckte seinen Kopf und seine Füße von sich, und der Vetter Jok zog ihm die Haut ab.

Sogleich hub ich laut zu weinen an. Der Vetter erhob sich, nahm mich bei der Hand und sagte:

„Da liegt es und schaut Dich an!“

Und das Zicklein starrte mir mit seinen verglasten Augen wirklich schnurgrade in das Gesicht. Und doch war es todt.

„Peterle!“ lispelte der Vetter ernsthaft, „die Mutter hat der Knierutscherin einen Brotlaib geschickt.“

„Ja,“ schluchzte ich, „und der ist mir davongegangen, hinab über die Lehnten.“

„Weil Du's eingestehst, Bübel,“ sagte der Vetter Jok, „so will ich die Sach' schon machen, daß Dir

nichts geschieht. Ich hab' zu der Mutter gesagt, ein Stein oder so was wär' herabgefahren und hätt' das Zicklein erschlagen. Hab' mir's im Geheim gleich gedacht: das Peterle steckt dahinter. Dein Brotlaib ist schier in den Lüften dahergekommen nieder über den hohen Rain, an mir vorbei, dem Zicklein zu, hat es just am Kopf getroffen — ist das Dingel hingetorkelt und gleich maustodt gewesen. — Aber — fürcht' Dich nicht, es bleibt beim Stein. Mit der Knierutscherin werd' ich's auch abmachen, und jetzt sei still, Bübel, und zerr' mir das Gesicht nicht so garstig auseinander. Auf die Nacht essen wir das Thierlein, und die Mutter kocht uns eine Krennsuppe dazu."

— So ist das Zicklein gestorben. Meine Geschwister erzählten mir, ein böser, böser Stein habe es erschlagen.

Die Mutter hatte mir zu Liebe meine Kohlen zum Herdfeuer geschüttet, und bei diesem Feuer wurde das Zicklein gebraten.

Dem Vetter Jok war es vermeint gewesen; nun sollte er davon den Braten haben. Aber er rief uns Alle zu Tisch und legte uns die besten Bissen vor. Mir hat der meine nicht gemundet.

Am anderen Morgen bewaffnete sich das Jakoberle mit einem Knittel, ging damit dem Vetter nach auf die Thalweide und wollte den Stein sehen, der das Zicklein erschlug.

„Kind," sagte der Vetter Jok und kaute angelegentlich am Pfeifchen, „der ist weiter gekugelt, über den rinnt das Wasser, der liegt in der Schlucht."

Der gute, alte Mann! Mir auf dem Herzen lag der Stein, „der das Zicklein erschlagen". —





Von meiner blinden Führerin.

Liebe Leserin mit Deinen schönen Augen! Wenn es Dich getroffen hätte, wenn Du es gewesen wärest, die dazumal von einer armen Magd in der Strohkammer des Rüsenhofes zur Welt geboren war! Es hätte ja sein können, und wenn es wahr ist, daß wir auch in Zukunft mitunter auf die Welt kommen, so kann es noch fürder sein. Aber wünschen mag ich Dir's nicht.

Die kleine Jula gehörte zu jenen Kindern, die keinen Vater haben, weil es für sie sündhaft wäre, einen zu haben. Mutter hatte sie gerade so viel, als unerläßlich nöthig ist, um geboren werden zu können. Eine Bauernknechtin hat mit harten Kräften zu thun sich selbst zu atzen und zu bedecken, so sagte die Magd, kaum sie vom Bette aufgestanden war, zu ihrem Dienstherrn: „Mein Rüsenbauer! Baue Dir drei Staffel in den Himmel und nimm mir das Kleine ab!"

Dachte sich der Rüsenbauer: Das wäre nicht dumm. Drei Staffel in den Himmel und nach etlichen Jahren eine brauchbare Halterdirn, und nachher eine eigene Knechtin, die im Haus das Unhandsamste verrichtet und nicht viel kostet. 's thäte sich. —

„Ja," sagte er, „das Kleine nehm' ich Dir ab, aber nur der Staffel in den Himmel wegen thue ich's."

Die Magd schluchzte wohl, als sie in einen anderen Hof zog und sich von dem Kinde trennte; aber der Bauer tröstete sie: „Geh' nur, geh', mach' kein Wasser an, schaust Dir doch wieder um ein anderes."

Die Knechtin ging und sah nicht mehr um und starb nach kurzer Zeit.

Die Jula wuchs heran und war eine brauchbare Halterdirn und wurde eine willige Magd, die im Haus das Unhandsamste mit Geduld verrichtete. In jedem ordentlichen Hof muß ein Hofnarr sein; will der Witzigste sich dazu nicht hergeben, so muß der Einfältigste d'ran. Die Jula war die gläubige Einfalt, die Alles für baare Münze nahm, was klingelte, die aufopferungswillige Güte, welche einmal eine ganze Nacht damit verbrachte und sich die Hände wund rieb, am Brunnen den Pechlappen des Schusters weiß zu waschen. Ihr Lohn dafür war das Spottgelächter des ganzen Hauses.

Den Sommer ihres neunzehnten Lebensjahres verbrachte sie mit Träumen. Es war sonst nicht ihre

Art, thatlos dazustehen und in die leere Luft hineinzustarren, aber in diesem Sommer that sie's, und im Herbste d'rauf kam's an's Tageslicht, warum. Es war wieder kein Vater da, aber die junge Mutter preßte ihr Wunder um so stürmischer an die Brust, je eindringlicher man ihr rieth, es in fremde Hände zu geben.

Zur selben Zeit traf sie ein Geschick, das ganz unvermittelt dasteht, wie das Ereigniß in einer stümperhaften Erzählung, oder wie eine schlechte Laune des Himmels. Zu mir ist nichts davon sonst gekommen als was die Jula später oft und oft erzählt hat.

Sie zog am Morgen mit ihrem Graskorbe hinaus auf die Wiese und mähte, und rechte das Futter zu einer Schichte. Und als die Sonne aufgeht, bleibt sie ein wenig stehen, stützt sich auf den Rechen, schaut hin und denkt, wie doch die Sonne schön ist! — Wie sie sich wieder zu ihrer Arbeit wendet, sieht sie kein Futter mehr, keine Wiese, sieht den Rechen nicht, den sie in der Hand hält — und schreit auf: „Uh, Halbesel, was ist denn das?" 's ist so ein Nebel vor. Sie reibt sich die Augen, da tanzen rothe, grüne und gelbe Sonnen im Nebel herum und sie sieht ihren Rechen noch immer nicht. Jetzt tastet sie umher und findet den Korb nicht, da ruft sie nach den Leuten.

Dort vor dem Hause steht die Bäuerin, die hört's, kommt etliche Schritte herbei und frägt, was denn

das heute für ein albernes Geschrei wäre beim Futtermähen?

„Du Bäuerin," sagt die Jula, „ich weiß nicht was das ist, ich sehe auf einmal nichts."

„So wirst halt blind geworden sein," meint die Bäuerin.

„Jesus Maria, doch das nicht!" schreit die Jula und reibt mit Angst und Macht an den Augen, „nein — ich sehe Alles! Ich sehe ja Alles!" Aber sie tastete herum und stolperte endlich über die Sense, daß sie sich blutig schnitt. Endlich kamen Leute herbei und führten sie und sagten, es hätte schier den Anschein, als wie wenn sie blind geworden wäre.

„Nein," rief sie, „blind! Was Ihr närrisch seid, wie kunnt ich denn blind werden? — Zu meinem Kind führt's mich geschwind!"

Man führte sie in die Kammer. Sie tastete nach dem Knäblein, sie riß es von seinem Nestchen empor und vor ihr Auge, und jetzt that sie den Schrei: „Blind! stockblind!" und stürzte vor dem Bettchen auf's Knie.

Nun erst, als sie ihr eigenes Kind nicht mehr sehen konnte, wußte sie es, glaubte sie es.

Sie war blind. Und sie blieb von diesem Tage an blind, und sie lebte augenlos noch dreiundsechzig Jahre lang.

Gesagt mußte was werden, und so sagten die Leute, es wäre schon im Blut gelegen, und schwache Augen hätte sie immer gehabt.

Anfangs mögen die Quacksalber und Kurpfuscher gekommen sein mit ihren Schmieren und Pflastern, Tropfen, Laxiren und allen jenen Uebeln, die dem Kranken — nachdem ihm sein Leiden vom Himmel gesandt ist — vom Teufel spendirt werden. Dann mag, ohne daß an einen Arzt, an eine Augenheilanstalt gedacht wurde — das Bestreben zu helfen erlahmt sein, und man hatte der Armen gesagt: „Wenn's der lieb' Herrgott so haben will, so ist kein anderes Mittel, als wie geduldig leiden!"

Und zu diesem Mittel hat sich die Jula bequemt. Weniger Geduld hatten andere Leute, welche wohl sehen konnten, aber allzuschwarz sahen. Das waren die Vordersten der Gemeinde; diese thaten dar, daß sie ohnehin schwer belastet seien, daß die Mutter der Jula nicht in ihrem Bereiche geboren, daß sie aus der Waldgemeinde Alpel gekommen war, und daß die Blinde nun in die Gemeinde Alpel zuständig sei. So wurde sie von ihrem Kinde hinweggeführt und in unsere Waldgemeinde eingelegt. Hier sollte sie als „Einlegerin" von Haus zu Haus wandern und in jedem eine bestimmte Anzahl von Tagen oder Wochen behalten und verpflegt werden.

In mein Vaterhaus kam sie von einem Boten des Nachbars begleitet, die erste Zeit des Jahres zweimal, und wir hatten sie jedesmal zwei Wochen lang zu behalten. Sie hatte einen Buckelkorb, in welchem sich ihre Habseligkeiten befanden, und den

sie sich nie vom Boten tragen ließ, sondern auch dann noch selbst schleppte, als sie schon gar alt und mühselig geworden war. Ferner besaß sie einen Handstock, der am Griffknorpel ein Riemlein hatte, den sie außer Haus immer und überall bei sich trug, den sie zur Nachtzeit neben ihrem Bett mit ängstlicher Sorgfalt aufbewahrte, und der ihr wirklich mehr Gutes gethan hat, als je ein Mensch auf dieser Erde. Dann hatte sie in ihrem Mieder stecken einen Blechlöffel, bei dem die Verzinnung schon fast weggewetzt war und überall die schwarzen Stellen hervorschauten. Was man ihr vorsetzte, das aß sie nur mit diesem Löffel. Endlich besaß sie ein ledernes Geldtäschchen, in welchem sich stets — wenn irgendwo eine Noth war — was vorfand. Denn in der ehrwürdigen Kirche zu Krieglach steht der steinerne Opferstock für die Armen, der über kreuz und quer mit Eisen beschlagen ist, nicht umsonst. Etlichemal des Jahres brachte der Richter vom Alpel aus diesem steinernen Behälter Geld mit in die Waldgemeinde und vertheilte es dort unter die Armen. Die Jula wurde jedesmal unruhig, wenn es hieß, der Richter komme. Zum öfterenmale freilich war es ganz vergeblich, wie sie sich auch um ihn herum zu schaffen machte. Er fragte wohl stets: „Na, Jula, wie geht's? Halt alleweil fleißig? Brav, brav!“ Nur gar selten, „zu allen heiligen Zeiten einmal“, wie die Bauern sagen, setzte der Richter noch bei: „Schau Du, ich

hab' was für Dich, Jula. Da — lang' her. So, heb's gut auf!"

Da that sie denn jedesmal bitten: „Nur keine Sechser nit! Alles Kreuzer sind mir lieber. Recht vergelt's Gott! Will schon fleißig beten."

Mancher Bettelmann hat es erfahren, warum ihr die Kreuzer lieber waren, als wie das „große Geld".

Ihr war um's Austheilen zu thun.

Beten sah man die Jula übrigens seltener, als man glaubt, daß ein Mensch, der so ganz auf den Himmel angewiesen ist, sollte. Im Gegentheil, wenn wir uns an Festtagen etwas eingehend mit dem Rosenkranz abgaben, hörte ich sie nicht selten ihren Knieschemel rücken und ein wenig dabei brummen. Einstweilen schien ihr die Erde wichtiger denn der Himmel. Konnte sie die Erde auch nicht sehen, so doch tasten. Und das that sie denn getreulich, sie arbeitete. In jedem Hause, kaum sie eintrat, wußte sie sich nützlich zu machen, und war sie die Oertlichkeit einmal gewohnt, so waren ihre Verrichtungen von wirklichem Belange. Sie hackte Streu, sie wiegte die Kinder, ja sie molk sogar die Kühe. Und wenn es ihr gelang, ihre Arbeiten zur Zufriedenheit des Bauers und der Bäuerin zu machen, so wuchs ihr Eifer und ihre Freude, und sie vergaß, daß sie blind war.

Der Stern ihres Auges war grau, sie sah nichts als den blassen Schein des Tages.

Mein Vater behielt sie häufig länger als zwei Wochen, denn er konnte sie gut beschäftigen und sie wollte nicht fort. Und als hernach wir kamen — wir Kinder mit unserem anspruchsvollen Geschrei, die Mutter aber wie vor und eh an ihre Arbeiten in Haus und Feld gebunden, die Großmutter schon auf den Kirchhof getragen worden war, da wurde die blinde Jula unsere Wärterin und Hüterin, ja gewissermaßen unsere Erzieherin. Eine treue, verläßliche Führerin — die blinde Jula! Dazumal war sie freilich schon hoch in den Vierzigern. Heute weiß ich es, daß ihr Ideenkreis gar klein, ihr Mund nicht beredt war — aber dazumal horchte ich mit Lust und Andacht ihren Worten, ihren Liedern.

Wie sanft schlief sich's ein, wenn sie die Wiege schaukelte und dazu mit weicher Stimme sang:

„Schlof, mei Büabel süasse,
Die Engelein lossn Dih grüassn,
Sie lossn Dih grüassn, sie lossn Dih frogn,
Ob du willst mit eahner in Himmel einfohrn!

Und was war das für eine Lust, wenn sie uns auf dem Knie hopste:

„Hopp, hopp, hopp,
Reit mar in Galopp,
So reitn kloani Kindelein
So lang sie noh kloanwinzi sein,
Wenn sie nacher größer wern,
Reiten's wie die hohen Herrn,
Reiten's wie die Bauern drein:
Hopp, hopp, hopp,
Das wird lustig sein!“

Und mit jedem Wort heftiger wurde das Hopsen, so daß wir kleinen Reiter oft hoch in die Luft flogen und vor lauter Lust ein mächtiges Geschrei erhoben.

Ganz grauenvoll aber wurde uns, wenn sie sang:

„Der is a Noor,
Und däs is nit guat,
Der sih sei Rosn wegbeißt,
Und steckt sie auf'n Huat!"

So war die Jula Herrin unserer Gefühle und Stimmungen.

Allzulange währte es freilich nicht, so hatten es auch wir Kleinen rein, daß der liebe Gott die Jula nur erschaffen habe, auf daß die Leute ihre Narreteien mit ihr treiben könnten. So hockte ich ihr gerne am Nacken, und was sie auch anfangen, drohen und bitten mochte, sie brachte mich nicht herab, ich sang: „Reiten's wie die Bauern drein: Hopp, hopp, hopp, das wird lustig sein!" und ritt sie zum Erbarmen. War ich endlich herunter und sie erwischte mich beim Rockflügel, und es gelang mir nicht huschend das Röcklein rechtzeitig im Stiche zu lassen, dann machte sie haarsträubende Anstalten zum Prügeln und rief im entscheidenden Moment: „Für diesmal soll's Dir noch geschenkt sein, Du Unhold, aber wenn Du mir's noch einmal so machst, nachher!"

Ich duckte mich und war stets so dreist zu fragen: „Was denn nachher?"

„Wirst es schon sehen!“

Wie speculirte sie schlecht! Die Neugierde, was eigentlich „nachher“ sein werde, war nicht die letzte Ursache, daß ich ein nächstesmal wieder Schabernack mit ihr trieb.

Da sind mir endlich einmal die Augen geöffnet worden.

Die Jula hielt viel auf hohe Festtage, nicht etwa, weil's da Schmaus gab — diesen religiösen Grund der bäuerlichen Festfreude schien sie nicht zu kennen — sondern weil sie sich wirklich in eine weihevolle Stimmung zu versetzen wußte, die ihr wohl that. Besonders das Weihnachtsfest! Wo das Kind mitspielt, da ist das Weib gewonnen, umsomehr, wenn das Kind der leibliche Sohn des himmlischen Vaters ist, der da geboren wird, um die Welt zu erlösen. Sie, die bettelarme, stockblinde Magd, die für sich keine Freude hatte auf Erden und keinen Freund, der man einst das Kind weg von der Mutterbrust nahm, die keine Erinnerung hegen konnte an schöne Jugendzeiten und keine Hoffnung auf einen besseren Tag, sie konnte es fühlen zutiefst, daß die Welt erlöst ist! Sie, die Lichtloseste, war die Dankbarste für das Licht der Welt, und gleichwohl sie in stiller Christnacht nicht zur Kirche gehen konnte, so blieb sie wach und kniete an ihrem Bette und betete. Sonst, wenn ihr die Arbeit im Kopfe lag und in den Händen zuckte, war sie zum Frommsein nicht aufgelegt, aber

heute fühlte sie sich ganz glückselig in dem Bewußtsein, dem lieben Jesukindlein in der Krippe durch ihre ungezählten „Vaterunser“ eine Freude zu machen.

In einer solchen Christnacht gingen wir zur Kirche nach Hauenstein. Nur der Knecht Michel und Kathel die Magd, und die Jula blieben daheim, um das Haus zu hüten. Um vier Uhr des Morgens kamen wir zurück, Alles schlief; wir begaben uns auch zur Ruhe.

Aber schon nach kurzer Zeit wurden wir wieder aufgeschreckt. Der Nachbar Thomas schlug an die Hausthür und schrie, wir sollten aufmachen. Als er vor meinem Vater in der Stube stand, fragte er schneidig: „Nachbar, ich muß Dich schon fragen, was mit der Einlegerin geschehen ist!“

„Die Jula meinst?“ versetzte mein Vater, „was wird denn mit ihr geschehen sein? Verhoff's, daß sie frisch und gesund in ihrem Bett' wird schlafen.“

„So geh' nur, schau nach!“

Mein Vater ging mit dem Licht in die Kammer — und das Bett der Einlegerin war leer.

„Wie kann denn das sein!“

„Gelt!“ sagte der Bauer und sah meinen Vater an. „Das möchte man nicht glauben, daß bei Dir ein armer Mensch so schlecht aufgehoben wäre. Kannst lange suchen in Deinem Haus, wirst sie nicht finden.“

„Du erschreckst mich, Nachbar, wird doch nichts geschehen sein?“

„Was geschehen ist, frage ich Dich!“ sagte der Nachbar und fuhr fort: „Ich erzähle, was ich weiß. — Wie ich vorch von der Kirche heim gegen mein Haus hinauf gehe, höre ich unten in der Schlucht was schreien. — Schau, denke ich, sollt' im nächsten Jahr bei mir doch wer hinaussterben, weil die Nachteul' so schreit? Erkenn's aber bald, daß es keine Nachteul' ist, daß wer nach Hilfe ruft. Muß doch schauen gehen, was das zu bedeuten hat, wate im Schnee in die Schlucht hinab und finde mitten im Dickicht und im Eis — wen denn? — Dieselbige, die Du da im Bett gesucht hast. Wie sie mich wahrnimmt, hebt sie gottserbärmlich an zu weinen, sagt nur: Zu tausend Gottes Willen, nimm mich mit in Dein Haus! — Sonst habe ich von ihr nichts herausgebracht. Jetzt hockt sie in meiner Stube beim Ofen, sie ist halb erfroren. Und möchte nun wissen, Nachbar, was es bei Euch gegeben hat?“

Mein Vater pochte den Knecht Michel wach und fuhr ihn an, was in dieser Nacht, während wir in der Kirche waren, daheim geschehen sei?

„Daheim?“ lallte der schlaftrunkene Knecht, „schreist Einen so närrisch an, Bauer, was wird denn geschehen sein?“

„Wo ist die Jula?“

„Die Blinde?“ fragte der Knecht entgegen und wurde geschmeidiger, „sollte Die noch nicht da sein? — Weil der Patsch gar keinen Spaß nit versteht.“

Und Weiteres war nicht vom Michel herauszubringen. Die Jula hingegen erzählte unter vielem Schluchzen, daß sie in einem Hause, wo es in der Christnacht so sündhaft hergehe, nicht habe bleiben können. Man möge den Michel und die Kathel nur fragen, was sie für einen sauberen Psalter gebetet hätten? Die Zwei würden gemeint haben, eine Blinde sehe nichts; aber sie hätte es gehört; und als sie mit Schrecken die beiden Ohren zugehalten, da hätte ihr's im Herzen gestoßen, just, als wie wenn der böse Feind nicht weit weg gewesen wäre. Sie hätte dann den Kopf in ihre Bettdecke graben und beten wollen, aber der Michel wäre gekommen und hätte ihr die Decke über das Haupt geworfen und hätte gesagt, sie wäre in ihrer Jungheit selber nicht besser gewesen. Weil sie darüber hart aufbegehrt habe, und auseinandergesetzt, das Gernhaben und das Schabernacktreiben in der heiligen Nacht, gerade dem Herrgott zu Trutz, sei zweiding! so hätten der Michel und die Magd ihr einen Strohwisch um den Kopf gewunden und sie so lange verhöhnt, bis sie davon sei gegangen in die Winternacht hinaus, und über die Felder hin, und sich dann in die Schlucht arg verstiegen habe.

Mein Vater führte die blinde Jula mit gütigen Worten in unser Haus zurück, und zum Knecht und zur Magd sagte er: „Daß Ihr's wißt, in acht Tagen ist das Jahr aus."

Der Knecht brummte etwas, die Kathel hub zu klagen an, sie, die Fleißige und Arbeitskräftige, würde doch dieser alten, bettelhaften Person wegen nicht den Platz verlieren?

„Du Dirn!“ versetzte mein Vater gespannt, „zünde mich nicht an! Ich will, daß wir gut auseinanderkommen.“

Die Jula war durch die Erkältung schwer erkrankt. Und als ich an ihrem Bette saß und in das blasse, alternde Antlitz mit den lichtlosen Augen sah, da nahm ich mir vor, wenn sie wieder gesund würde, nicht mehr auf diesem Rößlein zu reiten.

Sie wurde wieder gesund und sie blieb bei uns. Und als wir Kinder ihrer Pflege entwachsen waren, übernahm sie das Stallamt — pflegte die Kühe und Kälber, molk, was zu melken war und versah den Dienst besser und verläßlicher, als ihn je eine Vorgängerin versehen hatte. Mit den Leuten hatte sie nicht viel Gemeinschaft, sie schien sich, das hat sie mir einmal vertraut, zu einfältig dazu. Hingegen verstand sie sich mit den Thieren des Stalles. Abends, wenn sie schon in ihrem Bette lag — das nun im Stalle stand — konnte man sie oft stundenlang sprechen hören. Sie erzählte den Rindern ihre Jugendzeit, theilte ihnen ihre Erfahrungen mit, ihre Ansichten und Bedenken über den Gang der Welt. Und nach dem Erwachen war wohl ihr erstes Wort: „Du Kalberl, bist schon auf? Gelt, gut geschlafen

hast auf der frischen Streu?" — Sie war es, die mancher Kuh durch gute Worte und Geberden mehr Milch aus dem Euter zu schmeicheln wußte, als den Anderen gelingen wollte; eine Kuh hatten wir, die Niemandem Milch ließ, als der blinden Jula, wenn diese beim Melken Jodler sang. Auch lustige Lieder wußte sie, und just am liebsten sang sie solche, die gar nicht für sie zu passen schienen. So ein's war das:

„A lustiga Bua
Bin ih immer gwesn,
Auf'n Wirth seiner Thür
Kon ma's gschriebner lesn.

A lustiga Bua,
Der giebt seltn a Rua,
Bold holst er, bold wolzt er,
Bold trinkt er dazua."

Und wenn bisweilen ein Fremder an unserem Hause vorbeiging und er hörte das fröhliche, hell und weich klingende Singen, so mochte es wohl passiren, daß er durch die Stallthür lugte, was denn da drinnen für ein schönes Kind sei. Und sah dann das alte blinde Weiblein! Da kam aber bisweilen — wenn ein paar Feiertage nebeneinanderstanden, die dem Bediensteten weitere Gänge eigener Wege ermöglichten — ein Mann aus der Langenwanger Pfarre; er war noch jung, aber schon kräftig ausgewachsen und trug ein falbes Schnurrbärtchen im Gesichte und einen weißen Federbusch auf dem

Hute. Der belauschte mit Lust die Sängerin und schlich schließlich zu ihr in den Stall. Er blieb mitunter länger drinnen, als das Melken währte, und die Jula redete nicht laut, wie sonst, wenn sie allein war, sondern flüsterte. Und wenn sie dann mit der Milch in's Haus kam, lag ein Himmel von Glückseligkeit in ihrem gerötheten Antlitze.

Zweimal des Jahres ging sie zur Beichte. Dazu traf sie jedesmal eine Woche vorher umfassende Vorbereitungen und suchte sich im Hause oder in der Nachbarschaft einen Gefährten aus, der sie in die Kirche führte. Es ließ sich Jeder gern herbei, denn nach dem Gottesdienste ging die Blinde mit dem Führer in's Wirthshaus und ließ ihm ein Mittagmahl aufsetzen, dessen sich kein Herrnbauer hätte schämen dürfen. Hatte sie doch ein halbes Jahr lang das ihr zugefallene Armengeld dafür zusammengespart, und außer dem Almosen, das sie mitunter an Bettler vertheilte, für sich kaum einen Kreuzer ausgegeben. Und diese Wirthshausstunden, da sie Jemanden bewirthen konnte mit feinem Speis und Trank, und dabeisitzen und mitfühlen, wie es schmecke — diese Stunden schienen die glorreichsten ihres Lebens zu sein.

Ein paarmal trug es sich zu, daß meine Mutter nicht in die Kirche gehen konnte, weil nicht so viel Geld im Hause war, daß sie sich im Kirchdorf hätte können eine Labniß gönnen. Das nahm die blinde

Jula wahr und grollte, daß man ihr die Sache verheimlicht hätte. Geld sei ja doch im Hause! Und sie suchte aus ihrem Bettstroh das bekannte Lederbeutelchen hervor, und die Einlegerin gab der Hausgesessenen Almosen.

In Ruhe habe ich die Jula tagsüber nie gesehen, immer bei einer Arbeit. Und wenn sonst nichts für sie zu thun war, so tappte sie sich mit dem Stock zu einem Steinhaufen hinaus und legte die auseinandergerollten Steine zusammen. Sie wollte nicht die Blinde und die Arme spielen, und wer sie bemitleidete und bedauerte, dem war sie unhold und gab ihm zu bedenken, er möge rechte Leute in Ruhe lassen und zusehen, daß er nicht selbst zu bedauern sein werde!

Sie war die Wachsamste im ganzen Hause und wußte auch in allerlei Dingen Auskunft und Bescheid besser und verläßlicher, wie wir Anderen; und nicht selten, wenn wir irgend eine in Verstoß gerathene Sache alle miteinander mit offenen Augen vergeblich gesucht hatten, war es die blinde Jula, die sie auffand und herbeibrachte. Sie war die Erste, die mich an den Schritten erkannte, wenn ich vom Walde heimkehrte; sie war auch die aufmerksamste Zuhörerin, wenn ich von meinen Erlebnissen erzählte; sie hatte mich lieb behalten.

Zuweilen in Unglücksfällen, wenn uns der Kopf verloren ging, war sie es, die Rath und Trost wußte. Ich sah sie nie verzagt. Unwirsch war sie oft, aber

wenn sie sich ausgebrummt hatte, bat sie allsogleich, daß man es ihr nicht für übel nehme.

Ich vermuthe, die Jula hatte die ganzen dreiundsechzig Jahre nicht ein einziges Wort gesagt, aus welchem zu entnehmen gewesen, daß sie blind war. Die Kühe nannte sie selten bei ihren rechten Namen, die wir ihnen beigelegt hatten, sondern sprach, als unterscheide für sie stets die Farbe, nur von der „Braunen", der „Scheckigen", der „Falben", der „Weißen".

Für ihr Leben sprach sie nur einen einzigen Wunsch aus; wie alle Menschen, so wollte auch sie empor gelangen: Wenn sie eine Schwaigerin kunnt sein auf der Höh'!

Wie oft hörte man sie singen:

„Jo, auf der Olm, do wa mei Glück,
I tauschad mit kana Gräfin nit! —
A Sennerin blieb ih ewiglich,
Und wan ih stirb, wir ih a Schwolbn;
Bis ma da Tod mei Herzerl bricht,
Gang ih nit weg von meiner Olm."

„Ja," murmelte sie dann, „schon lang! wenn ich nicht so wäre!"

Dieses „so" war ihre einzige Hindeutung auf ihren Zustand. Uebrigens waren ihre anderen Sinne derart ausgebildet, daß man glaubte, sie habe ihre Augen in den Ohren, an der Nase, an den Fingerspitzen. Sonst ist die Seele gewohnt, bei den glänzenden Thoren der Augen aus- und einzugehen; aber

wo diese Thore verschlossen sind, da tritt sie sich durch die anderen Organe ihren verläßlichen und lieblichen Pfad.

Eines Tages kam wieder einer unserer Nachbarn, zündete sich am Herd die Pfeife an und fragte, wie lange wir denn die Jula noch zu behalten gedächten? Er hätte sie auch zu brauchen. Und das arme Weib, welches man einst nur mit Widerwillen in die Gemeinde genommen hatte, war jetzt in ihren alten Tagen gesucht, umworben und allerorts als eine vorzügliche Arbeitskraft geschätzt.

So weit hatte sie es gebracht. Und wer früher an die Pflicht erinnert werden mußte, die Jula zu nehmen, der pochte jetzt auf sein Recht, sie zu erhalten.

Und der Mann mit dem falben Schnurrbart kam immer noch zu ihr, und brachte ihr stets ein Handbündelchen mit, voll Semmeln, Obst oder Lebkuchen. Wie war ihr hart, wenn sie ihm nichts spenden konnte, und wie war sie meinem Vater dankbar, wenn er den Mann aus der Langenwanger Pfarre zu Tische lud oder sonst ein freundliches Wort mit ihm sprach. Und wenn sie den Burschen betastete an seiner breiten Brust, an seinen Schultern, an seinem stämmigen Nacken — bis zu den dichten Haaren seines Scheitels vermochte sie kaum emporzulangen — da flüsterte sie wohl: „Wie groß Du mir geworden bist, mein Tritzel (Patritz), seit ich Dich das letztemal hab' gesehen!“

Freilich, damals, als du ihn das letztemal gesehen hattest, war er ein kleines Kind gewesen, mit rothen Wängelchen und himmelblauen Aeuglein .... O, weine nicht jetzt, du armes, lichtloses Mutterauge! Du siehst ihn ja; ewig unverdrängt bleibt dir sein Kindesangesicht im Herzen, während andere Mütter, wenn sie vor erwachsenen Söhnen stehen, oft klagen, daß sie kein Kind mehr hätten.

Als ich später in die Welt ging, ließ ich die blinde Jula noch bei meinen Eltern zurück.

Als diese davon zogen — der Vater in das Thal der Mürz, die Mutter in den himmlischen Frieden — da begann die Jula wieder ihr Wanderleben von Haus zu Haus. Aber nirgends soll sie sich mehr so in die Verhältnisse gefunden haben als bei uns. Ihr Sohn, als armer Bauernknecht im Gebirge, wurde bald von seiner eigenen Arbeitslast gebeugt. Als ich die Jula vor einigen Jahren wieder sah, waren ihre Haare grau, und gar gekrümmt stützte sie sich auf den Stock — es war noch derselbe mit dem Riemlein am Griffknorpel. Seither hatte ich mir oft vorgenommen, der vieljährigen Genossin meines Heimatshauses einmal etwas Liebes zu erweisen. Wie es aber zumeist geht, wenn man ein Gutes, das dem Herzen entquillt, nicht gleich am ersten Tage übt — es wurde verschoben bis zu jenem sonnigen Frühlingsmorgen, da der Sarg aus weißen Tannenbrettern vorüberschwankte an meinem Fenster. Ein unendliches

Meer von Licht umwogte die Welt; ein sonniger Strom quoll ihr nach in's tiefe Grab — und das gute Herz hat müssen lichtlos aus irdischen Schatten eingehen in die ewigen.

An ihrem Grabe lege ich die Hand an's Herz und wende meinen Blick den licht- und gluthvollen Augen des Lebens zu: Wären wir auf dieser Erde Alle so froh und zufrieden, wie sie es gewesen!





Vom Manne, der mir lesen und schreiben gelehrt hat.

Der liebe alte Michel!

Er war nicht zuständig in der Gemeinde wo er darbte, hätte jedoch anderswo vielleicht noch bitterer gedarbt, als bei den armen Waldbauern. Er war Schullehrer in Kathrein am Hauenstein gewesen. Weil er aber in einzelnen Dingen etwas freier dachte, als es sich vor dem Jahre 1848 empfahl, so kriegte er seinen eigenen Pfarrer zum Feind. Und das wollte für einen Schulmeister was heißen zur selbigen Zeit. Persönliche Gehässigkeit that auch das Ihre und im Handumdrehen war aus ihm vor dem Dechant oder gar vor dem Consistorium ein Ketzer gemacht, und einen Ketzer muß man doch wohl entfernen von einem so wichtigen Posten, als es — die Meßnerei ist.

Der Michel hatte schon graue Haare, die in seinem vieljährigen Kirchen- und Schuldienst solche Farbe

angenommen; aber er wurde jetzt abgesetzt und für unwürdig erklärt, den Bauern den Katechismus zu lehren. Jetzt war plötzlich ein alter Bettelmann da.

Nachdem der Michel mehrere Nächte auf den Strohscheunen und unter Heuschobern herumgelegen war, standen die Bauern der kleinen Nachbarsgemeinde Alpel zusammen und hielten Rath. Die Kinder der Waldberge gehörten eigentlich nach Krieglach, aber weil sie dahin an die drei Stunden und länger zu gehen gehabt hätten, so waren sie nach Kathrein eingeschult worden, wohin sie nur ein bis zwei Stunden Wegs hatten. Uebrigens kümmerte sich weder Krieglach noch Kathrein viel um die Waldbauernkinder von Alpel, Zwang war überhaupt keiner und die Meisten schickten ihre Kleinen nicht in die Schule. Die Schule, das sei nur so für herrische Leute. Wenn der Bauer seine Arbeit lernt und sein Vaterunser kann, nachher ist's gut. Da waren aber in Alpel ein paar Bauern: Der Heidenbauer und der Grabler und der Knittler und der Schmithofer und Andere, die einigten sich dahin, den abgedankten Schulmeister nach Alpel zu nehmen. Da könne er von Haus zu Haus ziehen — in der einen Woche zum Heidenbauer, in der anderen zum Grabler und zu allen Bauern herum, welche Kinder hätten; die Kinder könnten allemal in das Haus zusammengehen, wo sich der Schulmeister eben befinde, und von ihm lesen, rechnen und schreiben lernen. Der Michel habe dafür sein

Mitessen beim Leuttisch und seine Liegerstatt auf dem Heu oder im Handwerkerbett, wo sie eines frei haben.

So ward es und der alte brotlose Schulmeister nahm es mit tausend Vergeltsgott. Die ersten Wochen war er beim Knittler, dem Großbauer in Alpel, dann kam er zum Klein-Heidenbauer, wo er längere Zeit blieb, hernach mußte er hoch auf den Berg zum Holzbauer, wo er länger als ein Jahr lebte und lehrte. Die Kinder kamen in das betreffende Haus zusammen, das eine brachte dem Schulmeister ein Säcklein Mehl mit von der Mutter, die „schön grüßen lasse“, oder ein Stücklein Selchfleisch, oder ein Körblein Erdäpfel für den Schulmeister, und daß der Bauer, bei dem er war, eine kleine Beihilfe habe, ihn zu verköstigen.

In freien Stunden ging der Schulmeister zu den Nachbarn, wo er Kinder wußte und warb für seine Schule und war nicht böse, wenn er irgendwo zur Mahlzeit zurechtkam, daß er sich zum Tisch setzen und mit dem Holzlöffel, wie sie damals in Alpel noch gebräuchlich waren, mitessen durfte.

So war der Michel Patterer eines Tages auch zu uns gekommen. Es war im Jahre 1848 und ich damals fünf Jahre alt. Ich erinnere mich noch des Anblicks, als er zur Thür hereintrat — ein schlanker Mann in schwarzem Gewand und einen hohen Cylinderhut auf dem Kopf. Der Kopf mit seinen

dünnen, grauenden Haaren war etwas vorgebeugt, das Gesicht mit der scharfen Nase und den blauen Augen war hager und glatt rasirt. Der Rock war bis an den Hals zugeknöpft; als er ihn gelegentlich ein wenig auseinanderthat, schaute aus dem inwendigen Sack ein langes Pfeifenrohr hervor. Er wurde von meiner Mutter leidlich fein begrüßt und eingeladen, beim Tisch niederzusitzen; hernach eilte sie in die Küche, um dem seltsamen Gast eine Eierspeise zu kochen. Ich blieb in großer Beklommenheit an der Thür stehen, zwischen Stube und Küche, damit ich den fremden Mann betrachten und nöthigenfalls zur Mutter flüchten konnte. Da lockte er mich zu sich. Wie er zum lebzeltnen Reiter kam, ich weiß es nicht, aber er hielt einen in der Hand und sagte mit heiserer, aber freundlicher Stimme zu mir, wenn ich schon an etwas saugen wollte — denn ich saugte an meinem Zeigefinger — so möge ich dem Lebzeltroß in den Schweif beißen. Langsam strich ich an der Wand hin, bis ich ganz nahe bei ihm war — und das ist meine erste Begegnung gewesen mit diesem Manne. Bald hub er an, mir von der Schule vorzusagen, wie es da lustig hergehe, es kämen prächtige Bürschlein zusammen; da würden allerlei Spiele getrieben, geschrien, gesungen, munter gerauft. Das lockte mich nicht, denn ich war die fremden Buben nicht gewohnt und kein Liebhaber von Springen und Raufen. Als er aber darthat, wie ich Bücheln bekäme

in der Schule und Schreibzeug, und Lesen und Briefschreiben lernen würde, wie er mir da allerhand erzählen wolle und wie wir mitsammen gut Freund werden möchten — da war ich fein.

Meine Eltern hatten anfangs wohl ihre Einwände. Ich sei ja noch zu klein zum Schulgehen, hätte kein rechtes Gewand dazu, würde mir die Buchstaben noch nicht merken und könne unterwegs über den Grablersteg in's Wasser fallen. Weil diese Einwände vom Schulmeister entkräftet wurden, wobei ich ihm wacker half, so gaben meine Eltern endlich ihre Einwilligung und meine Sache war es nun, dieselbe so rasch als möglich zu vollführen.

Die Schule war damals beim Heidenbauer (im alten Hofe des Winfred), unserem Hause gerade gegenüber, auf dem Berge, jenseits des Fresenbaches, der Alpel durchzieht. Es waren unser dort etwa acht oder zehn Schulkinder, ich darunter weitaus der Kleinste und Unbedeutendste, der so mitunterlief, sich weder im Schlimmen noch im Braven auszeichnete, mit den Anderen nicht viel umthat, sondern nach der Schule allemal den kürzesten Weg nach Hause lief zur Mutter.

Schulstunden waren täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, von 8—11 Uhr und von 12—3 Uhr. Da saßen wir in der Gesindestube um den großen Tisch herum bei unseren Bücheln und der Schulmeister ging während des Unterrichtes die Stube auf und ab und rauchte seine lange Pfeife.

Wenn dann die Leute Mittags zum Essen kamen, mußten wir eilends abräumen, dann setzte sich der Lehrer unter die Knechte und Dirnen; die Schüler liefen — wenn sie von der nächsten Nachbarschaft waren — nach Hause, die anderen hatten ein Stück Brot oder einen besseren Bissen bei sich, den sie auf der Ofenbank oder draußen auf dem Anger unter den Kirschbäumen verzehrten. Ich hätte über den weiten und tiefen Graben in einer Stunde nicht hin- und zurückkommen können, daher gab mir die Mutter zumeist einen Eierkuchen mit, den ich aus dem fettigen Sacktuch schlug, unter der alten Wettertanne des Heidenbauerhofes verzehrte und dabei sehnsüchtig hinüberblickte auf mein Heimatshaus. Hernach, wenn drinnen der Tisch wieder abgeräumt war, trat der Schulmeister vor das Haus, steckte zwei Finger in den Mund und that einen hellen Pfiff, das Zeichen zum neuen Beginn der Lehrstunden, und die Kinder versammelten sich.

In den Sommertagen, wenn die Anderen zu Hause behalten wurden zur Arbeit, war ich mehrmals der einzige Schüler. Da nahm mich der Lehrer an der Hand und führte mich hinaus in das nahe Gehölze; dort setzten wir uns in's Moos und einmal, als wir so beisammensaßen, sagte er ganz leise zu mir: „Du bist halt der Einzige, mein Peterl, der mich nicht verlaßt. Schau, ich schenke Dir was.“ Einen alten Pfeifendeckel aus Messing gab er mir,

den er noch früher an seinem Rockärmel glänzend gerieben hatte. Ganz glückselig darüber — er wie ich — nahmen wir nun das „Taferl“ und das „Namenbüchel“ in die Arbeit. Ich hatte wohl ein Jahr zu thun, bis ich über diese A-B-C-Schützenliteratur hinauskam und zum „Kleinen Katechismus“ und zum „Zweiten Lesebuch“ aufstieg. Später war auch das „Evangeliumbuch“, aus welchem allsamstäglich das Stück des folgenden Sonntags gelesen wurde. Und das nach dem eigenen Lehrplan des „Ketzers“, denn weder Katechet noch sonst eine Schulbehörde hat sich viel nach der ambulanten Schule in Alpel umgesehen.

Als etwa ein Jahr dahingegangen war, fand die Heidenbäuerin, daß sie den Tisch in der großen Stube Vormittags zum Strudelziehen und Nachmittags zum Bohnenklauben brauche; die vielen fremden Kinder täglich im Haus mit ihrem Lärm und ihren Unarten mögen wohl auch zuwider gewesen sein, kurz, wir übersiedelten zum Holzbauer. Dort war ein altes, gemüthliches Bäuerlein, das sich an den vielen Kindern ergötzte und während der Schulstunden in einem Ofenwinkel hockte und fortweg mit beifälligem Kopfnicken zuhörte.

„Der Kleine, der Kleine, das ist schon ein Sakermentsracker, der kann's!“ sagte er einmal; ich bin noch heute der Meinung, daß es mich angegangen, wenn ich ein Lesestück herabschrie. Während wir nach

Vorlagen uns im Schreiben übten oder auf den Schiefertafeln Rechenaufgaben ausarbeiteten, las der Schulmeister dem alten Bauer die Zeitung vor, die er vom Tabakskrämer in Kathrein bekommen. Dieselbe war zwar schon aus dem Jahre 1845 oder 1846, aber das macht nichts, es hat auch zu jener Zeit Neuigkeiten gegeben.

Um die Osterzeit pflegten wir rothgefärbte Eier in die Schule mitzubringen, auf die uns der Schulmeister mit der Spitze seines Taschenmessers allerhand Figuren ritzte, Herzen und Kränze. Am besten gelang ihm das Kreuz und die Dornenkrone Christi.

Noch erinnere ich mich an meine Schreibvorlage, die ich die Jahre durch wohl an hundertmal abgeschrieben hatte. Der Ketzer-Schulmeister hatte mir folgende Vorlage aufgesetzt: „Gott recht erkennen, ihm dienen, seine Gebote genau beobachten, das verschafft uns Gottes Liebe und Wohlgefallen und gibt uns Trost in jeder Lage unseres Lebens."

Im Laufe der Jahre begannen sich die feineren Kleider, die der alte Michel aus seiner besseren Schulmeisterzeit herübergebracht hatte, aufzulösen. Der Dechant von Birkfeld mochte vielleicht ein widerhaariges Gewissen zu beschwichtigen haben, oder war es lediglich sein christlicher Sinn, der den Büßern milde ist, wie das auch sei, er schickte dem abgesetzten Schulmeister manches alte Kleidungsstück, bisweilen auch ein Päcklein Tabak. Aber das dauerte nicht

immer, und so sah man den Alten in seinen freien Stunden im Viehhofe des Holzbauers Streu hacken, Scheiter schichten, Dung krauen, klappernde Holzschuhe an den Füßen, eine schlotternde Lodenjoppe am Leibe und einen zerfahrenen Seidencylinder auf dem Haupte. Manchmal hat's einen Groschen Geld gesetzt für Rauch- oder Schnupftabak — gelegentlich schwelgte er in beiden — sonst aber trocknete und beizte er zu diesem Zwecke sich Buchenblätter und anderes Gekräute. — Wenn Ihr mich nach seiner Vergangenheit, nach seiner Jugend fragt, ich wüßte nichts davon zu erzählen. Er soll aus dem Unterlande gekommen und seiner Tage ein besseren Ständen angehöriger munterer Bursch gewesen sein. Daß er nichts Schweres auf dem Herzen trug, das zeigte die Heiterkeit seines Gemüthes und die freundliche Ergebung, mit der er seine Armuth trug.

Weil der alte Holzbauer immer um den Schulmeister und seine Kinder war, mit dem Ersteren fabelte und mit den Letzteren scherzte, und darüber nachgerade auf das Holzspalten vergaß, dem er trotz seiner morschen, zitternden Knochen noch zu obliegen hatte, so behauptete sein Ehegespons, das ein scharfes Weib war, der Schulmeister verderbe ihren Mann, und somit mußte der Michel endlich wieder aus dem Hause.

Nun kam er zum Ofenberger. Das war eine Hube des Waldbesitzers Seßler, welche, zum Jagd-

und Forsthause hergerichtet, in ihrer großen Stube Platz bot für den Schulmeister und seinen Anhang. Der hochherzige Grundbesitzer nahm die Schule nun in seinen Schutz. Der Schulmeister bekam vor Allem ein ordentliches Bett und die Försterslente behandelten ihn überhaupt mit großer Achtung und Fürsorge.

Die Holz- und Köhlerleute der Umgebung begannen nun die Schule zu bevölkern, auch Bauernkinder vom Freßnitzgraben und Trabach kamen und so nahm die Anstalt einen hübschen Aufschwung. Wir kriegten einen neuen, langen Tisch, der in der Mitte Löcher hatte, so daß man Tintenfläschchen hineinstellen konnte. Der Schulmeister bekam ein neues Lineal, das aber einigen von uns ein bischen unglatt vorkam. Auch die Schulordnung wurde etwas strammer gespannt und der Schulmeister schmauchte einen besseren Tabak.

Nun war von meinem Heimatshause die Schule eine ganze Stunde entfernt. Ich mußte über Feld und Wald steil abwärts in den Graben, ich mußte dann eine Weile dem Wasser entlang und jenseits ansteigen auf steinigem Wege bis zur Alpsteigstraße, auf welcher ich endlich gemach bis zur Ofenberger-hube weitergehen konnte. Im Sommer war's recht gut, nur daß mir die Straße widerlich war der vielen fremden Leute wegen, die dort immer fuhren und gingen — auch Zigeuner waren darunter und Juden, die, nach altem Dafürhalten, jedes Christen-

knäblein für einen Brunnenständer hielten, um sich daran mit Christenblut zu laben. Unser Schulmeister ließ das freilich nicht gelten, sondern sagte uns einmal: Branntwein sei ein höllisches Getränk, aber deß könnten wir überzeugt sein, der Jude saufe lieber den schlechtesten Fusel, als das frischeste Tröpflein Christenblut. Trotzdem schlich ich mit Umgehung der Straße lieber an den waldigen Schluchten und Hängen hin; und war mir schon durch die Entfernung das Schulgehen verleidet, so war das noch mehr durch die größere Anzahl der Schüler der Fall, die den Wettstreit erschwerte. Im Rechnen war ich schon beim Heidenbauer zurückgeblieben; wenn in Beispielen von fünf Aepfeln die Rede war, so dachte ich immer mehr an die Aepfel, als an die Ziffern. Im Schreiben war mir der Marcus Bruggraber über geworden, weil er, wie wir den Spaß schon damals hörten, das Brot allemal mit hartem t schrieb, es mochte nun neu- oder altgebacken sein. „Du wirst schon lernen es hart zu schreiben,“ sagte mir der Schulmeister einmal, „wenn Du das Brot erst hart verdienen mußt.“ Im Evangeliumauslegen stand ich noch hoch über Allen, leider war wöchentlich nur ein einzigesmal Gelegenheit, mich in dieser Herrlichkeit zu zeigen. Wenn ich schon die Woche über gerne daheim blieb, um beim Vieh zu walten und zu schalten, am Samstag versäumte ich die Schule selten.

Wenn ich jedoch einmal längere Zeit nicht mehr in die Schule gegangen war, dann kam mir der erste Gang dahin gar sauer an und ist's wohl einmal gewesen, daß mein Vater mit der Ochsenpeitsche nachhelfen mußte. Die Peitsche hat mehr geknallt als getroffen und haben sie es jenseits des Thales gesehen und gehört und in der Schule erzählt. „Es schmerzt mich ein wenig," sagte mir hierauf der Schulmeister im Vertrauen, „daß Dich die Karabatsche muß herschicken zu mir. Wenn wir zwei bei einander mit dem Buch draußen unter dem Kirschbaum sitzen eine halbe Stund lang, so holen wir die Anderen leicht wieder ein. Desweg sollst nicht verzagt sein. — Närrisch Kind! Laßt sich lieber schlagen, als daß er zu mir hergeht."

Einmal bin ich unterwegs in die Schule vom Steg hinab in den Bach gefallen. Der Heidenbauern-Franzel zog mich heraus, trug mich in die Schule und rief: „Da hab' ich heut' einen großen Fisch gefangen." — „Wenn's nur kein Stockfisch ist," entgegnete der Schulmeister, entkleidete mich und legte mich in sein Bett, bis mein Gewand wieder trocken geworden.

Zur Winterszeit war der Weg in die Schule besonders arg. Der holperige Pfad im hohen, gefrornen Schnee mußte mehr geklettert als gegangen werden. Auf den Höhen schien wohl oft die Sonne, aber im schattigen Tiefthal lag eine blaue Luft, die wie mit

Messern an meinem Gesichte kratzte. Wenn der Bach, der neben mir herging, so fest überfroren war, daß ich kaum ein Murmeln von ihm hörte, so war's noch nicht am ärgsten, aber wenn das Wasser vom Frost emporgehoben über dem Eise dahinrann, weiß und sulzig, und wenn das Floß unserer Mühle auf einer festen, vielsäuligen Eiswand lag und das Mühlrad mitten drin strotzte, wie eine eingemauerte Nonne, dann stand's schlimm um meine Nase und um meine Finger. Den Zehen war auf solchem Gang allemal eine Weile kalt, allmählich hörten sie aber auf, sich zu beklagen und ich wußte nichts mehr von ihnen.

Wenn ich oder andere Schüler in diesem Zustande endlich in die Schule kamen, klapperte der Rand der Lodenhosen um die Schuh', wir mußten uns auf die Bank setzen und der Schulmeister löste Einem und dem Anderen das aneinandergefrorene Schuh- und Strümpfwerk von den Füßen. Und wenn die krebsrothen Zehen in der warmen Stube anhuben grausam weh zu thun, so legte er frischen Schnee auf oder kaltes Kraut, und wenn darauf der Schmerz noch größer wurde, daß wir wimmerten, lief der Schulmeister rasch in seine Kammer um die Geige — denn er hatte eine — und schritt die Stube auf und ab und geigte uns was Lustiges vor.

Wenn endlich der Unterricht anheben konnte, so legte er die Geige hin und sagte: „Liebe Kinder,

Ihr müßt die Schule theurer kaufen als andere Leut', gebt wohl Acht, daß Ihr nur auch was lernt."

Hierauf sprachen wir im Chore das übliche Gebet:

„Heiliger Geist,
Komm' zu verbreiten
Ueber uns Dein Gnadenlicht,
Daß wir immer weiter schreiten
In Erlernung uns'rer Pflicht,
Mache uns zum Lernen Lust,
Hilf, daß wir in uns'rer Brust
Das Erlernte wohl behalten
Und im Guten nicht erkalten."

Heute, da dieser Anruf nach fünfunddreißig Jahren wieder aufsteigt in meiner Seele, rührt er mich; dazumal war uns aber das Gebet zum Schluß des Unterrichtes lieber:

„Vater, segne diese Lehren,
Die Du durch des Lehrers Mund
Deinen Kindern machest kund,
Uns zum Heil und Dir zu Ehren;
Präge sie durch Deinen Geist
Tief in's Herz, daß wir im Leben
Stets zu handeln uns bestreben,
So wie Dein Gebot uns heißt."

Der Tact der letzten Zeilen brachte unser Blut schon allemal in die richtige Wallung, mit der wir dann hinauspolterten in's Freie, war es zu einem Schneeballengefecht, war es zu einem kühnen Ringen auf grünem Anger, war es zu einem Versteckenund Fangenspielen hinab durch den Wald — war es zu einer anderen Kinderlust.

Meine Blödigkeit hatte sich endlich verloren, ich war im Anstiften einer der Findigsten; am liebsten trieb ich solche Spiele, bei denen es sich nicht um Körperstärke handelte, denn bei diesen zog ich gewöhnlich den Kürzeren. Mit ein paar schneidigen Jungen hatte ich dicke Freundschaft geschlossen und dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Kameraden gab meinem engen Wesen eine ganz neue Richtung und Gluth und hätte mich allmählich meinen Eltern und Geschwistern entfremden können, wenn mein Schulbesuch nicht gar so oft unterbrochen worden wäre. Einmal waren es nothwendige Arbeiten daheim, die mich daran hinderten, einmal war es Regen und großes Wasser, oder es war der scharfe Winter, oder es war ein langwieriger Husten oder sonst Krankheit an mir oder an Anderen, wobei ich entweder im Bette liegen oder nach dem stundenweit entfernten Langenwang, Krieglach, Ratten oder Fischbach zum Arzt gehen mußte. Ich bin von 1848 bis 1854 — wenn ich die großen Unterbrechungen abziehe — im Ganzen doch kaum ein volles Jahr in die Schule gegangen.

Da kam denn der alte Schulmeister bisweilen und suchte mich auf und fragte mich ganz trübselig, weswegen ich ihm denn untreu werden wolle? Daß ich sein kleinster und liebster Schüler sei, das vertraute er nicht mir, sondern Anderen, und ich habe es von diesen erst erfahren, als nachher der Schmithofer zu mir sagte: „Schaufel ihm auch Du eine

Schaufel voll hinab, Peter, Dich hat er am liebsten gehabt."

Ich hätte dem alten Schulmeister aber einmal etwas wahrhaft Schlimmes anthun können, wenn's geglückt wäre. Das Alpel ist ziemlich weit und hat viele Thäler und die Häuser sind zerstreut oben und unten. Die Ofenbergerhube war einem Theil stark entlegen, besonders uns Waldbauernleuten. So warf ich mich mit Beistimmung meiner Eltern auf, für meine jüngeren Geschwister und für die etlichen Kinder unserer nächsten Nachbarn eine besondere Schule zu errichten — und ich wolle der Schulmeister sein. Da die Leute der irrigen Meinung waren, Einer könne den Anderen so viel lehren, als er selber kann und sich mit meiner Wissenschaft im Lesen; Rechnen und Schreiben zufrieden gaben, so nahmen sie meinen Vorschlag an und schickten ihre Kinder zum zehnjährigen Kinde in die Schule. Ich hielt mich mit großer Wichtigkeit bereit an unserem Tische, als sie kamen. Der Anfang war auch ganz erbaulich; die Einen mußten A-B-C hersagen, die Anderen mußten buchstabiren und ich hatte mein Lineal in der Hand und schritt würdevoll die Stube auf und ab. Das war in der ersten Stunde, in der zweiten gab es schon Fetzen. Die Ursache des Streites weiß ich nicht mehr, er verpflanzte sich rasch über die Bücher und in die Haare, und als ich dazwischenfuhr, um zu schlichten, hieb mir der Wald-Hiesel den kleinen

Katechismus in's Gesicht. Weil ich diese kirchliche Anmaßung nicht auf sich beruhen lassen wollte, so kam es zu einer schneidigen Balgerei, bis die Mutter erschien und mit dem Kehrbesen dazwischenfuhr. Damit war die neue Schule wieder aufgelöst, und ich ging wie vor und eh' zum alten Michel.

Etwa im Jahre 1854 war es, als der Auenbauer in Alpel den alten Schulmeister Michel Patterer in ein neugebautes hübsches Häuschen aufnahm, das beiläufig mitten in der Gemeinde stand und also zum Schulhause besonders geeignet war. Der Auenbauer hatte das Haus als Ausnahmsstübel für seine eigenen alten Tage erbaut, da aber die Kinder noch klein — erst in den Schuljahren — waren und es mit dem Ausgeding also noch lange Zeit hatte, so eignete er im kleinen Bau ein Stübchen für den Schulmeister und die Schule.

Das Häuschen stand ganz abgesondert von anderen Menschenwohnungen auf freiem Feldabhang, vor ihm war das blumige Wiesenthal, hinter ihm hub der Wald an.

Nun hatte der gute Michel einmal wirklich ein Heim, in welchem er frei walten und gestalten konnte. Die Kinder brachten ihm Lebensmittel und er kochte für sich selbst und pflegte sich, so gut es ging. Ich kam nur wenigemal in das neue Schulhaus, denn obzwar der Schulmeister immer sagte: „Den Peter kann ich nicht auslassen, der thut's nicht für

Euch Bauern!“ so behielt mich mein Vater endlich doch daheim bei der lieben Arbeit. Um dieselbe Zeit war es freilich auch, daß meine Mutter in aller Welt herumging bitten, es möchte sich Jemand meiner annehmen und mich studiren lassen. Ich war zu solchem Zweck in verschiedenen Schulen: etliche Wochen in Kathrein, etliche Wochen in Krieglach, etliche Tage in Birkfeld. Es war nichts und gehört auch nicht hierher.

Weil zum alten Schulmeister Niemand kam, als die Kinder, und er selber sich nicht hervorthat, so vergaßen die Leute allmählich seiner. Wenn er irgendwo gesehen wurde, so ging er gar langsam einher und war gebückt und hatte immer und immer denselben Rock an. Der war stets säuberlich gebürstet, überall schon bis an die Fäden. Die Stiefel klafften dort und da ein wenig auseinander, waren aber stets sorgfältig gewichst und das magere Gesicht glatt rasiert und freundlich. — So sah man ihn, so war man ihn gewohnt und dachte nichts weiter. Es war der „alte Schulmeister“, und wenn Einer darüber nachgedacht, so hätte er gemeint, die alten Schulmeister müßten alle so aussehen.

Am Morgen des 31. März 1857 ist er todt gefunden worden. Er lag auf seinem Bette wie schlafend.

Jetzt erinnerten sich die Leute, es wäre ja schon etliche Tage keine Schule mehr gewesen und es habe

geheißen, der Schulmeister sei krank. Als man seine Sachen ordnen wollte, hat man die Größe der Armuth erst gesehen, in der er so friedsam dahingelebt und so einsam gestorben war.

Bei seinem Begräbniß waren wir Alle beisammen, und als sie den schlanken, weißen Brettersarg durch den Wald des Seichtweges hinan- und durch den Wald des Alpsteiges hinaustrugen gegen Krieglach, folgten wir Kinder hinten nach und ich und mein kleinerer Bruder — der übrigens die Schule nie besucht hatte — mußten das Vorbeten besorgen, der Kleine in tiefer, der Große in hoher Stimme, daß es gar lebfrisch hinklang zwischen den Bäumen. Ich dachte unterwegs hin und am Grabe nichts, als an mein Vorbeten; ich hatte nicht einmal Zeit für die Traurigkeit. Aber auf dem Heimwege — hatte mich beim Pfarrer in Krieglach aufgehalten und war der Letzte — als ich allein durch die stillen abendlichen Wälder hinging, da kam es mir erst in's Herz, was geschehen war und wen wir begraben hatten.

Als ich am Schulhause vorbeikam, konnte ich es trotz des Grauens nicht unterlassen, durch das offene Fenster hineinzuschauen in die kleine, schaurig stille Stube. Da waren die Schulbänke mit den Tintenklexen, und an der Wand, wo das Bett gestanden, lag ein langer Bretterladen; am oberen Ende desselben stand noch das Crucifix und die ausgelöschte Ampel . . .



Die Zerstörung von Paris und andere Missethaten.

Ich habe als Kind mir meine Welt, die von Natur höllisch klein war, auseinandergedehnt wie mein Vetter Simmerl den Katzenbalg, aus dem er sich einen Tabaksbeutel machen wollte. Und es ist, bigott, ein Sack draus worden, in welchem all die unglaublichen Phantastereien einer ungezogenen Bauernbubenseele vollauf Platz gehabt haben.

Wie ich mir später die Bücher, die ich nicht kaufen konnte, selber machte, so habe ich mir auch die größten Städte der Welt, die ich nicht sehen konnte, selber gebaut.

Die jahrelange Kränklichkeit meines Vaters verschaffte mir das Baumaterial. Die Hustenpulver vom Doctor, der spanische Brustthee vom Kaufmann, die Medicinflaschen vom Bader waren stets in gutes, oft sogar schneeweißes Papier eingeschlagen; aus diesem Papier schnitzte ich mit der Nähscheere meiner Mutter

oder, wenn ich diese schon zerbrochen oder verloren hatte, mit jener der Magd, allerlei Häuser, Kirchen, Paläste, Thürme, Brücken, bog sie geschickt zur passenden Form und stellte sie in Reihen und Gruppen auf den Tisch. Das gesuchteste Material hiefür waren wohl die alten Steuerbücheln mit ihren steifen Blättern; und kam es freilich vor, daß über der ganzen Hauptfronte eines Herrenpalastes das „Datum der Schuldigkeit" stand oder ein Kirchthurm anstatt Fenster und Uhren nichts als lauter Posten der „Abstattung" hatte. Als es aber ruchbar worden war, daß ich meine Prachtbauten mit den blutigen Steuersummen der Bauern aufführe, da gab's eine kleine Revolution, indem mein Vater einmal mit der flachen Hand mir einige öffentliche Gebäude unter den Tisch hinab wischte.

Eines Tages ging ich einer Hirtenangelegenheit wegen in's Ebenholz hinaus. Ich hatte die Magd ersucht, ob sie mir nicht ihre heilige Monika mit in den Wald leihen möchte.

„Du lieber Närrisch!" hatte die Magd geantwortet, „wenn sie nur ganz wär', aber es ist mir die Maus dazugekommen. Was übrig blieben ist, das magst haben."

So nahm ich das Büchlein von der heiligen Monika mit in das Ebenholz. Aber als ich in demselben zu lesen begonnen hatte, hub im Sacke die Nähscheere meiner Mutter zu sticheln an: ob ich die Geschichte von dieser Heiligen denn nicht schon längst

auswendig wisse? Ob die Maus nicht etwa schon das Beste weggenagt hätte? Ob ich mir für diese grauen und angefressenen Blätter eine bravere Verwendung denken könne, als daraus die schöne Weltstadt Paris zu bauen? — Ich wollte der alten Nähscheere meiner Mutter nicht widersprechen.

Nun stand zur selben Zeit im Ebenholz noch die alte Schlagerhütte, die einst ein Bauernhäuschen gewesen und zwischen dem jungen Fichtenanwuchs verlassen und öde hocken geblieben war. Die Fensterchen waren ohne Gläser, die Thür war aus den Angeln gehoben und auf der Schwelle wucherten Brennnesseln. Die Luft in der Hütte roch ganz moderig und jedes Geräusch wiederhallte grell an den Wänden, als wollte das alte Zimmerholz mit dem Eintretenden allsogleich ein Gespräch führen. Mir war dieser Bau unheimlich gewesen bis zu jenem Tage, da mich und unseren Knecht Markus im Wald ein scharfer Wetterregen überraschte und wir uns in die Hütte flüchteten. „Ja," hatte damals der alte Markus gesagt, als die Donner hallten und schallten, „ja, wir haben heuer halt ein Schalljahr." So nennen sie bei mir daheim das Schaltjahr und meinen, der Name komme von dem Schallen des Donners. Als der Regen fortwährte, fragte mich der Markus: „Kannst kartenspielen, Bub'?"

„Zwicken und Bettlerrufen kann ich," war meine Antwort, „aber wir sollen lieber den Wettersegen beten."

„Da ist mir das Bettlerrufen unterhaltlicher."

„Wenn's aber einschlagt!" gab ich zu bedenken.

Der Knecht zog Spielkarten aus seinem Sack, wir setzten uns an den großen Tisch und kartelten, bis draußen die nassen Zweige funkelten und die helle Sonne zum Fenster hereinschien.

Seither war mir die Hütte heimlich. Und nun ging ich ihr zu, setzte mich an den großen, wurmstichigen Tisch und schnitzte aus den Blättern der „heiligen Monika" die große Weltstadt Paris. Ich stellte die Häuser in langen Gassenreihen auf, und die Gassen und Plätze bevölkerte ich mit blauen Heidelbeeren und rothen Preißelbeeren — erstere waren die Männer, letztere die Frauen. Um das Königsschloß postirte ich Reihen von Stachelbeeren, das waren die Soldaten.

Als der Tisch voll geworden war und ich trunkenen Blickes hinschaute auf die vielthürmige Stadt und ihre belebten Gassen, die ich gegründet und wie ein Schutzgeist beschirmte, dachte ich: Nun soll über diese Stadt aber auch einmal eine rechte Straf' Gottes kommen. Wie steht's mit einem Sturmwind? — Ich blies drein — hei, purzelten ganze Häuserfronten über und über. Sie wurden wieder erbaut. Da endlich aber der Abend kam und meines Bleibens in der Hütte nicht mehr länger sein konnte, sann ich nach, wie ich die Stadt Paris am großartigsten zu Grunde gehen lassen könnte. — Eine Feuersbrunst?

— Zehnjährige Bauernjungen tragen immer schon Streichhölzchen im Sack, weil sie sich doch allmählich mit dem Hauptberufe des Mannes, mit dem Tabakrauchen, bekannt zu machen trachten müssen.

Das Feuer entstand mitten in der Stadt und nach wenigen Secunden standen ganze Viertel in Flammen. Die Bevölkerung war starr vor Schreck, das Feuer wogte hin und die Mauern zitterten und die kahlen Ruinen ringelten sich. Da der Königspalast verschont bleiben zu wollen schien, so blies ich die Flamme gegen denselben hin — wehe, da flogen die brennenden Häuser über den Tisch und auf den Fußboden, wo in der Ecke noch ein Bund Bettstroh lag. Jetzt wurde der Spaß Ernst. Das Papier hatte so still gebrannt, das Stroh knisterte schon vernehmlicher und ein greller Schein erhellte die Hütte.

Ich wollte eben davonstürzen, als unser Knecht Markus zur Thür hereinsprang und mit einem buschigen Baumwipfel das Feuer todtschlug.

Knecht Markus war verschwiegen, war ein Ehrenmann, aber das sagte er mir, wenn ich mich mit Sengen und Brennen auf den Etzel hinausspielen wolle, so thäte er es dem Kaiser schreiben, daß er mich rechtzeitig köpfen lasse.

Von diesem Tage an habe ich keine Stadt mehr gegründet und keine mehr zerstört. Ich ging von der Architektur zur Musik und Malerei über.

Ich hatte bei herumziehenden Musikanten, die vor unserer Hausthür uns das Leben schön machten, allerlei Saiteninstrumente kennen gelernt. Ich hatte einen alten Harfenisten nach Beendigung seines Ständchens sogar einmal angesprochen, ob er es für einen Sechser erlauben könne, daß ich mit ihm zum nächsten Nachbar gehe, um sein Spiel dort noch einmal zu hören; worauf der Künstler antwortete, für einen Sechser bleibe er an unserer Thür stehen und spiele, so lange ich wolle. Damals ist mir der ganze Werth unserer legirten Silbersechser zum Bewußtsein gekommen. Nun hatten wir aber an jenem Tage in unserer Stube einen alten, brummigen Schuster und der hatte gerade seinen Kopfwehtag. Als ich denn vor dem spielenden Musiker die Hände in den Hosentaschen dastand, die Zehen in den Sand bohrte, gleichsam, als wollte ich mich einwurzeln, sprang plötzlich der Schuster mit grüngelbem Gesichte zur Thür heraus und ließ einen tollen Fluch fahren über das verteufelte Geklimper.

Mitten in der Herrlichkeit brach der Harfner das Spiel ab. Für einen solchen Baß sei sein Instrument nicht berechnet, meinte er, rückte die Harfe auf den Buckel und ging davon. Seit jenem Tage schreibt sich mein Haß gegen die Schuster, die ihren Kopfwehtag haben.

Die Harfe ging mir nicht aus dem Kopfe. In unserem Rübenkeller stand ein altes, säuerlndes

Fäßchen, das mein Vater beim Stockerwirth allemal für die drei Faschingstage mit Apfelmost füllen ließ. Nun war es längst leer und diese Leere kam mir zu statten. Ich stülpte das Fäßchen auf, zog über den Boden Zwirnsfäden wie Saiten, so daß diese je nach ihrer Länge einen verschiedenen Ton gaben, wenn ich sie mit dem Finger berührte. Da hatte ich ein Saiteninstrument mit dem respectabelsten Resonanzboden. Doch erinnere ich mich nicht mehr, inwiefern ich damit meinen musikalischen Hang ausgebildet habe — ich weiß nur, daß zum nächsten Fasching, als ich unseren tanzlustigen Mägden auf meiner „Harfe“ was aufspielen wollte, wieder frischer Most in dem Fäßchen war.

In denselben Jahren hatte ich mit einem jungen Studenten Bekanntschaft gemacht, mit dem Söhnlein eines Nachbars, welches in Graz auf Geistlich studirte, auf die Vacanzen stets nach Hause kam und Reichthümer mitbrachte. Ich erwarb mir seine Gunst, indem ich ihn öfters auf unseren Schwarzkirschbaum lud, wo es zu schnabuliren gab. Der Student riß zwar ein um das andere Aestlein ab, um zur süßen Frucht zu gelangen, aber mein Vater, der sonst solcherlei Verstümmelungen scharf ahndete, war der Meinung, einem angehenden Priester dürfe man nichts verwehren, er würde dereinst den Kirschbaum schon in sein Meßopfer einschließen, daß er gedeihe und immerwährend fruchtbar sei. Der Student war

für solche Rücksichten erkenntlich und stellte mir all seine Bücher, Landkarten, Schreib- und Zeichenrequisiten zur Verfügung. Den Schulfleiß des Studenten in Ehren! Dennoch aber glaube ich, daß seine „deutschen Lesebücher für die Gymnasialclassen“, seine „Welter's Weltgeschichte“, sein „Handbuch des katholischen Cultus“, sein „Leitfaden der Erdkunde“ u. s. w. während der Vacanzen schier mehr strapazirt wurden, als während des Schuljahres. Als sich der angehende Theologe mit denselben auf sein Hirtenamt vorbereiten sollte, übte ich mit ihnen das meine bereits aus. Doch ließ ich meine Kühe und Ochsen Rinder sein, lag im grünen Grase und las. — O ihr armen Bücherwürmer in den staubigen Bibliotheken, ihr habt gar keine Ahnung davon, was im Waldschatten ein Buch ist. — Viele Bücher würden leicht auch den im Walde Liegenden beunruhigen, verwirren und entmarken; aber ein Buch, ein seelenvolles Buch genießt man dort ganz aus und gedeiht dabei.

Ich denke hier an das Lesebuch für die Gymnasialclassen, reich an Gedichten und Aufsätzen von deutschen Classikern. Ich konnte es nicht einmal ganz verstehen, aber es wirkte tiefer auf mich, als alle spätere Lectüre zusammen.

Als die Kirschen alle waren und die Blätter des Baumes gelb wurden, packte der Student seine Bücher zusammen und ging wieder in die „Studie“.

Einmal ließ er mir ein Kästchen mit Wasserfarben zurück.

Jetzt schnitt ich mir eine kleine Haarlocke vom Haupte, band sie an ein Stäblein und mit solchem Pinsel begann ich zu malen. Eine große Anzahl der Heiligenbildchen, die heute noch in verschiedenen Gebetbüchern der Gegend zu finden, ist mit meinem Haar gemalt worden. Die Leute haben sich hell verwundert, wenn sie mir zugeschaut und gesehen, wie man mir nichts dir nichts die Muttergottesen macht. Einmal kam der alte Schneider-Jackel, Küster von Krieglach, in unser Haus, um den Pfarrerzehent abzuholen; der sah mich malen. „Na," sagte er fortwährend, „aber da gehört was dazu! Jetzt malt so ein kleiner Schlingel da himmlische Leut'! Und daß es eine Form hat! Ein hellrothes G'wandl, ein schön's! Ein Gesicht — wie er aber das Gesichtel macht! Die ganze Fleischfarb' — und 's Göscherl! Und die Augen, die blauen, wie sie auslugen! — Spitzbub, Du! Freilich, den Heiligenglanz auch, na, der darf nicht fehlen. Wär' nit ganz, wenn der fehlen thät'! — Schon eine Menge so Bildln hast da! — Bist aber ein Kreuzköpfel — Du mußt schon ein Maler werden! Alles von Dir selber hast' gelernt? Ist viel! Ist viel das! Schau, das thät's nit, die Bildln muß ich alle mitnehmen, 's thät's nit anders, die müssen ihre heilige Weih' kriegen. Dank Dir Gott, Schwarzkünstler Du kleiner!"

Vor meinen Augen that er die Bildchen — es waren deren allerlei und eine große Anzahl — zusammen, schob sie in seinen Sack und ging davon. Mir blieb der Verstand stehen. Aber mir schwoll der Kamm, als ich bald darauf hörte, der Küster hätte bei seiner Wallfahrt mit der Krieglacher Kreuzschaar nach Mariazell meine Heiligenbilder am Gnadenaltare weihen lassen und sie hernach an die Wallfahrer vertheilt.

Unter Anderen ist später auch der alte Riegelberger in den Besitz eines solchen Heiligthums gekommen. Er soll es allemal, so oft er sein Gebetbuch aufschlug, brünstig geküßt haben; als er es aber erfuhr, von wem das Bildchen herrühre, ist er schnurgerade in unser Haus gegangen und hat mich zur Rede gestellt, warum ich mit heiligen Dingen Frevel treibe? Ob ich's vielleicht leugnen wolle? geweihte Sachen hätte ich gemalt!

„Ja,“ sagte ich, „wenn Ihr das Kalb auf den Kopf stellt, wird es freilich den Schweif in die Höhe recken.“

„Willst mich fean (höhnen), Bub?“

„Die Bilder sind zuerst gemalt und nachher geweiht worden.“

Es hielt schwer, ihm die Sache begreiflich zu machen und er rief immer wieder aus, zerfetzen möchte er das schlechte Zeug, wenn's ihm um die heilige Weih' nicht leid thäte.

Ein andermal hatte ich mit demselben Manne eine viel gefährlichere Begegnung. Es waren zur Zeit noch die kleinen Papierzehner im Land. Ein solches Notlein habe ich wundershalber einmal nachgemacht. Dem Knecht Markus kam es zu Augen, der schmunzelte das Streifchen an und ersuchte mich, daß ich es ihm ein wenig leihe. Einen Tag später begegnete ich auf dem Feldwege dem Riegelberger. Er grinste mich schon von Weitem an und lächelte mir dann freundlich zu: „Büberl, Du wirst aufgehenkt."

„Ihr meint, weil ich die heilige Magdalena gemalt hab'?"

„O, die laßt Keinen henken. Aber die falschen Banknoten! Ja, lieber Freund! Einen hab' ich von Dir in der Brieftasche und geh' gerade, mir jetzt dafür Tabak kaufen."

Ich denke, daß ich über diese Mittheilung sehr blaß geworden bin, aber in demselben Augenblick ist mir ein Gedanke durch den Kopf geflogen, den ich einfing, weil er mir nicht schlecht vorkam.

„Ihr meint, Riegelberger, weil ich erschrocken bin?" sagte ich; „erschrocken bin ich nur, weil Ihr den schrecklichen Frevel begehen wollt."

„Möcht' wissen, wie so ich —?"

„Das Papierzehnerl, das Ihr von mir in der Brieftasche habt, ist unter meine Heiligenbilder gekommen. Ist in Zell geweiht worden!"

„Geh, geh, das Geld nimmt keine Weih' an," versetzte der Riegelberger.

„Das Geld freilich nicht, das weiß ich, aber mein Zehner ist keins, ist nur zum Fürwitz eins und will keins sein. Und Ihr wollt Euch für geweihte Sach' Tabak kaufen? Ist schon recht, probirt es nur! Werdet schon sehen, wie Euch ein solcher Tabak in die Nase beißen wird!"

Jetzt wurde der Mann herb.

„Du Bub!" rief er, „wenn Du alleweil nur Leut' foppen willst!"

Er zog die Brieftasche hervor, das Papierstreifchen heraus, auch den Tabaksbeutel, und sagte: „Auf ein Pfeiferl hab' ich noch in der Blader. Was giebst mir zu Lohn, wenn ich mir das Pfeiferl mit Deinem neuen Zehner anzünde? Dir zu Gnaden thu' ichs, und jetzt geh' und arbeit' was, bist schon groß genug dazu. Ich, wenn ich Dein Vater wär', wollt Dir Deine Fabeleien und Schmierereien schon vertreiben! Arbeiten, daß die Schwarten krachen, ist gescheiter!"

's ist doch der beste Rath gewesen, den er mir hätte geben können. Er ist auch gar bald befolgt worden.

Aber in den Feierabendstunden habe ich meine kindischen Spiele und künstlerischen Beschäftigungen getrieben, weit über die Kindesjahre hinaus.

Und wenn ich meine heutigen Thaten betrachte — 's ist Alles nur Versuch und Spiel. Es war ein kleines Kind, es ist ein großes Kind — ich bin damit zufrieden.





Wie der Meisensepp gestorben ist.

In meinem Vaterhause fand sich die „Lebensbeschreibung Jesu Christi, seiner Mutter Mariä und vieler Heiligen Gottes“. Ein geistlicher Schatz von Pater Cochem.

Das war ein altes Buch; die Blätter waren grau, die Capitelanfänge hatten wunderlich große Buchstaben in schwarzen und rothen Farben. Der hölzerne Einbanddeckel war an manchen Stellen schon wurmstichig, und eine der ledernen Klappen hatte die Maus zernagt. Seit meines Großvaters Tode war im Hause Niemand gewesen, der darin hätte lesen können; was Wunder, wenn die Thierlein Besitz nahmen von Cochem's „Leben Christi“ und aus dem „geistlichen Schatz“ ihre leibliche Nahrung zogen.

Da kam ich, der kleine Junge, verjagte die Würmer aus dem Buche und fraß mich dafür selber hinein. Täglich las ich unseren Hausleuten vor aus

dem „Leben Christi“. Den jungen Knechten und Mägden gefiel der neue Brauch just nicht, denn sie durften dabei nicht scherzen und nicht jodeln; die älteren Hausgenossen aber, die schon etwas gottesfürchtiger waren, hörten mir mit Andacht zu „und das ist“, sagten sie, „als wie wenn der Pfarrer predigen thät; so bedeut ausführen und so eine laute Stimm'!“

Ich kam in den Ruf eines tüchtigen Vorlesers und wurde ein gesuchter Mann. Wenn irgendwo in der Nachbarschaft Jemand krank lag oder zum Sterben, oder wenn er gar schon gestorben war, so daß man an seiner Leiche zur Nacht die Todtenwache hielt, so wurde ich von meinem Vater ausgebeten, daß ich hinginge und lese. Da nahm ich das gewichtige „Leben-Christi-Buch“ unter den Arm und ging. Es war ein hartes Tragen und ich war dazumal ein kleinwinziger Knirps.

Einmal spät Abends, als ich schon in meiner kühlen und frischduftenden Futterkammer schlief, in welcher ich zur Sommerszeit bisweilen das Nachtlager hatte, wurde ich durch ein Zupfen an der Decke von unserm Knecht geweckt. — „Sollst fein geschwind aufstehen, Peter, sollst aufstehen. Der Meisensepp hat seine Tochter geschickt, er läßt bitten, Du sollst zu ihm kommen und ihm was vorlesen; er wollt' sterben. Sollst aufstehen Peter.“ —

So stand ich auf und zog mich eilends an. Dann nahm ich das Buch und ging mit dem Mädchen von

unserem Hause aufwärts über die Heide und durch die Waldungen. Das Häuschen des Meisensepp stand gar einsam mitten im Wald.

Der Meisensepp war in seinen jüngeren Jahren Reuter und Waldhüter gewesen; in letzterer Zeit hatte er sich nur mehr mit Sägeschärfen für Holzhauerleute beschäftigt. Und da kam plötzlich die schwere Krankheit.

Wie wir, ich und das Mädchen, in der stillen, sternenhellen Nacht so durch die Oedniß schritten, sagten wir Keines ein Wort. Schweigend gingen wir nebeneinander hin. Nur einmal flüsterte das Mädchen: „Laß her, Peter, ich will Dir das Buch tragen.“

„Das kannst nicht,“ antwortete ich, „Du bist ja noch kleiner wie ich selber.“

Nach einem zweistündigen Gang sagte das Mädchen: „Dort ist schon das Licht.“

Wir sahen einen matten Schein, der aus dem Fenster des Meisenhauses kam. Als wir diesem schon sehr nahe waren, begegnete uns unser Pfarrer, der dem Kranken die heiligen Sacramente gereicht hatte.

„Der Vater — wird er wieder gesund?“ fragte das Mädchen kleinlaut.

„Ist noch nicht so alt,“ sagte der Priester; „wie Gott will, Kinder, wie Gott will.“

Dann ging er davon. Wir traten in das Haus.

Das war klein und nach der Art der Waldhütten standen die Familienstube und die Schlafkammer

gleich in der Küche. Am Herd in einem Eisenhaken stak ein brennender Kienspan, von dem die Stubendecke in einen Rauchschleier gehüllt war. Neben dem Herde auf Stroh lagen zwei kleine Knaben und schlummerten. Sie waren mir bekannt vom Walde her, wo wir oft mitsammen Schwämme und Beeren suchten und dabei unsere Heerden verloren; sie waren noch um etliche Jahre jünger als ich. An der Ofenmauer saß das Weib des Sepp, hatte ein Kind an der Brust und sah mit großen Augen in die flackernde Flamme des Kienspans hinein. Und hinter dem Ofen, in der einzigen Bettstatt, die im Hause war, lag der Kranke. Er schlief; sein Gesicht war recht eingefallen, das grauende Haar und der Bart um's Kinn waren kurz geschnitten, so daß mir der ganze Kopf kleiner vorkam, als sonst, da ich den Sepp auf dem Kirchweg gesehen hatte. Die Lippen waren halb offen und blaß, durch dieselben zog ein lebhaftes Athmen.

Bei unserem Eintritt erhob sich das Weib leise, sagte eine Entschuldigung, daß sie mich aus dem Bette geplagt habe, und lud ein, daß ich mich an den Tisch setzen und die Eierspeise essen möge, die der Herr Pfarrer übrig gelassen hatte, und die noch auf dem Tische stand.

Bald saß ich auf demselben Fleck, den der geistliche Herr noch hatte warm gemacht, und jetzt aß ich mit derselben Gabel, die er hatte in den Mund geführt!

„Jetzt schläft er passabel,“ flüsterte das Weib nach dem Kranken deutend. „Vorhin hat er allweg Fäden aus der Decke gezupft.“

Ich wußte, daß man es für ein übles Zeichen auslegt, wenn ein Schwerkranker an der Decke zupft und kratzt; „da kratzt er sich sein Grab“. Ich entgegnete daher: „Ja, das hat mein Vater auch gethan, als er im Nervenfieber ist gelegen. Ist doch wieder gesund worden.“

„Das mein' ich wohl auch,“ sagte sie, „und der Herr Pfarrer hat dasselbe gesagt. — Bin doch froh, die Beicht hat der Seppel recht fleißig verrichten mögen und ich hab' jetzt wieder rechtschaffen Trost, daß er mir noch einmal gesund wird. — Nur,“ setzte sie ganz leise bei, „das Spanlicht leckt alleweil so hin und her.“

Wenn in einem Hause das Licht unruhig flackert, so deutet das der Glaube des Volkes: es werde in demselben Hause bald ein Lebenslicht auslöschen. Ich selbst glaubte an dieses Zeichen, doch um die Häuslerin zu beruhigen, sagte ich: „Es streicht die Luft alles zu viel durch die Fensterfugen; ich verspür's auch.“ Sie legte das schlummernde Kind auf das Stroh; auch das Mädchen, welches mich geholt, war schon zur Ruh gegangen. Wir verstopften hierauf die Fensterfugen mit Werg.

Dann sagte das Weib: „Gelt Peter, Du bleibst mir da über die heutige Nacht; ich wüßt mir aus

Zeitlang nicht zu helfen. Wenn er munter wird, so liest uns was vor. Gelt, Du bist so gut?"

Ich schlug das Buch auf und suchte nach einem geeigneten Lesestück. Allein, Pater Cochem hat nicht viel geschrieben, was armen, duldenden Menschen zum Troste sein könnte. Pater Cochem meint, Gott wäre unendlich gerecht und die Leute wären unsäglich schlecht, und neun Zehntel der Menschen liefen schnurgerade der Hölle zu.

Es mag ja wohl sein, dachte ich mir, daß es so ist; aber dann darf man's nicht sagen, die Leute thäten sich nur grämen und des Weiteren blieben sie leichtlich so schlecht, wie früher. Wenn sie sich bessern hätten wollen, so hätten sie's längst schon gethan.

Die schreckhaften Gedanken gingen wie eine zischelnde Natter durch das Cochem'sche Buch. Fürwitzigen Leuten gegenüber, die mich nur anhörten, der „lauten Predigerstimm'" wegen, donnerte ich die Gräuel und Menschenverdammung recht mit Vergnügen heraus; wenn ich aber an Krankenbetten aus dem Buche las, da mußte ich meine Erfindungsgabe oft sehr anstrengen, daß ich während des Lesens die harten Ausdrücke milderte, die schaudererregende Darstellung der vier letzten Dinge mäßigte und den grellen Gedanken des eifernden Paters eine freundlichere Färbung geben konnte.

So plante ich auch heute, wie ich, scheinbar aus dem Buche lesend, dem Meisensepp aus einem

anderen Buche her Worte sagen wollte von der Armuth, von der Geduld, von der Liebe zu den Menschen und wie darin die wahre Nachfolge Jesu bestehe, die uns — wenn die Stunde schlüge — durch ein sanftes Entschlummern hinüberführe in den Himmel.

Endlich erwachte der Sepp. Er wendete den Kopf, sah sein Weib und seine ruhenden Kinder an; dann erblickte er mich und sagte mit lauter, ganz deutlicher Stimme: „Bist doch gekommen, Peter. So dank Dir Gott, aber zum Vorlesen werden wir heut' wohl keine Zeit haben. Anna, sei so gut und weck' die Kinder auf."

Das Weib zuckte zusammen, fuhr mit der Hand zu ihrem Herzen, sagte aber dann in ruhigem Tone: „Bist wieder schlechter, Seppel? Hast ja recht gut geschlafen."

Er merkte es gleich, daß ihre Ruhe nicht echt war.

„Thu' Dich nicht gar so grämen, Weib," sprach er, „auf der Welt ist's schon nicht anders. Weck' mir schön die Kinder auf, aber friedsam, daß sie nicht erschrecken."

Die Häuslerin ging zum Strohlager, rüttelte mit bebender Hand am Schaub, und die Kleinen fuhren halb bewußtlos empor.

„Ich bitt' Dich gar schön, Anna, reiß mir die Kinder nicht so herum," verwies der Kranke mit schwächerer Stimme, „und die kleine Martha laß schlafen, die versteht noch nichts."

Ich blieb abseits am Tische sitzen und mir war heiß in der Brust. Die Angehörigen versammelten sich um den Kranken und schluchzten.

„Seid Ihr nur ruhig," sagte der Sepp zu seinen Kindern, „die Mutter wird Euch schon morgen länger schlafen lassen. Josefa, thu' Dir das Hemd über die Brust zusammen, sonst wird Dir kalt. Und jetzt — seid allweg schön brav und folgt der Mutter, und wenn Ihr groß seid, so steht ihr bei und verlaßt sie nicht. — Ich hab' gearbeitet meiner Tag mit Fleiß und Müh'; gleichwohl kann ich Euch weiter nichts hinterlassen, als dieses Haus und den kleinen Garten, und den Reinacker und den Schachen dazu. Wollt' Euch's theilen, so thut es brüderlich, aber besser ist's, Ihr haltet die Wirthschaft zusammen und thut hausen und bauen. Weiters mach' ich kein Testament, ich hab' euch Alle gleich lieb. Thut nicht ganz vergessen auf mich und schickt mir dann und wann ein Vaterunser nach. — Und Euch, die zwei Buben, bitt' ich von Herzen: Hebt mir mit dem Wildern nicht an; das nimmt' 'kein gutes End'. Gebt mir die Hand darauf. So. — Wenn halt einer von Euch das Sägefeilen wollt' lernen; ich hab' mir damit viel Kreuzer dermacht (erworben); Werkzeug dazu ist da. Und sonst wißt Ihr schon, wenn Ihr am Reinacker die Erdäpfel anbaut, so setzt sie erst im Mai ein; 's ist wohl wahr, was mein Vater fort gesagt hat, bei den Erdäpfeln heißt's: baut

mich an im April, komm' ich, wann ich will; baut mich an im Mai, komm' ich glei (gleich). — Thut Euch so Sprüchlein nur merken. — So, und jetzt geht wieder schlafen, Kinder, daß Euch doch nicht kalt wird, und gebt allzeit rechtschaffen Obacht auf Eure Gesundheit. Gesundheit ist das Beste. Geht nur schlafen, Kinder."

Der Kranke schwieg und zerrte an der Decke.

„Frei zu viel reden thut er mir," flüsterte das Weib gegen mich gewendet. Eine bei Schwerkranken plötzlich ausbrechende Redseligkeit ist eben auch kein gutes Zeichen.

Nun lag er, wie zusammengebrochen, auf dem Bette. Das Weib zündete die Sterbekerze an.

„Das nicht, Anna, das nicht," murmelte er, „ein wenig später. Aber einen Schluck Wasser giebst mir, gelt?"

Nach dem Trinken sagte er: „So, das frisch' Wasser ist halt doch wohl gut. Gebt mir recht auf den Brunnen Obacht. Ja, und daß ich nicht vergeß', die schwarzen Hosen legst mir an, und das blau' Jöppel, weißt, und draußen hinter der Thür, wo die Sägen hängen, lehnt das Hobelbrett, das leg' über den Schleifstock und die Hanselbank; für drei Tag wird's wohl halten. Morgen früh, wenn der Holzjodel kommt, der hilft mich schon hinauslegen. Schau aber fein gut, daß die Katz' nicht dazu kommt; die Katzen gehen los und schmecken's gleich, wenn wo eine Leich'

ist. Was unten bei der Pfarrkirche mit mir geschehen soll, das weißt schon selber. Nicht zu lang bimmeln (läuten); kostet Geld und hilft nichts. Meinen braunen Lodenrock und den breiten Hut schenk' den Armen. Dem Peter magst auch was geben, daß er heraufgegangen ist. Vielleicht ist er so gut, und liest morgen beim Leichwachen was vor. Es wird ein schöner Tag sein morgen, aber geh' nicht zu weit fort von Heim, es möcht' ein Unglück geschehen, wenn draußen in der Lauben das Licht brennt. — Nachher, Anna, such' da im Bettstroh nach; wirst einen alten Strumpf finden, sind etlich' Zwanziger drin."

„Seppel, streng' Dich nicht so an im Reden," schluchzte das Weib.

„Wohl, wohl, Anna — aber aussagen muß ich's doch. Jetzt werden wir wohl nicht mehr lang beisammen sein. Wir haben uns zwanzig Jahre gehabt, Anna. Mußt nicht weinen, Anna, mußt nicht weinen. Du bist mein Alles gewesen; kein Mensch kann Dir's vergelten, was Du mir bist gewesen. Das vergeß ich Dir nicht im Tod und nicht im Himmel. Mich gefreut's nur, daß ich in der letzten Stund' noch was mit Dir reden kann, und daß ich gleichwohl so viel bei Verstand bin."

„— Stirb doch nicht gar hart, Seppel," hauchte das Weib und beugte sich über sein Antlitz.

„Nein," antwortete er ruhig, „bei mir ist's so, wie bei meinem Vater: leicht gelebt und leicht

gestorben. Sei nur auch Du so und leg' Dir's nicht schwer. Wenn wir nun auch wieder Jedes allein ankommen, zusammen gehören wir gleichwohl noch und ich heb' Dir schon ein Platzel auf im Himmel, gleim (nahe) an meiner Seit', Anna, gleim an meiner Seit'. Nur das thu' um Gotteswillen, die Kinder zieh' gut auf."

Die Kinder ruhten. Es war still und mir war, als hörte ich irgendwo in der Stube ein leises Schnurren und Spinnen. —

Plötzlich rief der Sepp: „Anna, jetzt zünd' geschwind die Kerzen an!"

Das Weib rannte in der Stube herum und suchte nach Feuerzeug; und es brannte ja doch der Span, — „Jetzt hebt er an zu sterben!" wimmerte sie. Als aber die rothe Wachskerze brannte, als sie ihm dieselbe in die Hand gab, als er den Wachsstock mit beiden Händen umfaßte und als sie das Weihwassergefäß vom Gesimse nahm, da wurde sie scheinbar ganz ruhig und betete laut: „Jesus, Maria, steht ihm bei! Ihr Heiligen Gottes, steht ihm bei in der höchsten Noth, laßt seine Seele nicht verloren sein! Jesus, ich bete zu Deinem allerheiligsten Leiden! Maria, ich rufe Deine heiligen sieben Schmerzen an! Du, sein heiliger Schutzengel, wenn seine Seel' vom Leib muß scheiden, führ' sie ein zu den himmlischen Freuden!"

Und sie betete lange. Sie schluchzte und weinte nicht; nicht eine einzige Thräne stand in ihrem Auge,

sie war ganz die ergebene Beterin, die Fürbitterin. Sie war die Heldin.

Endlich schwieg sie, beugte sich über das Haupt des Gatten, beobachtete sein schwaches Athemholen und hauchte: „So behüt' Dich Gott, Seppel, thu' mir meine Eltern und unsere ganze Freundschaft (Verwandtschaft) grüßen in der Ewigkeit. Behüt' Dich Gott, mein lieber Mann! Die heiligen Engel geben Dir das Geleit' und der Herr Jesus mit seiner Gnad' wartet schon Deiner bei der himmlischen Thür."

Er hörte es vielleicht nicht mehr. Seine blassen, halboffenen Lippen gaben keine Antwort. Seine Augen sahen starr zur Stubendecke empor. Und aus den gefalteten Händen aufragend brannte die Wachskerze; sie flackerte nicht, still geruhsam und hell, wie eine schneeweiße Blüthenknospe stand die Flamme empor — sein Athemzug bewegte sie nicht mehr.

„— Jetzt ist's gar, jetzt ist er mir gestorben!" rief das Weib aus, schrill und herzdurchdringend, dann sank sie wieder auf einen Schemel und begann bitterlich zu weinen.

Die wieder erwachenden Kinder weinten auch; nur das Kleinste lächelte. . . .

Die Stunde lag auf uns, wie ein schwerer Stein.

Endlich richtete sich die Häuslerin — die Witwe — auf, trocknete ihre Thränen und legte zwei Finger auf die Augen des Todten.

Die Wachskerze brannte, bis die Morgenröthe aufging.

Durch den Wald war ein Bote gegangen. Dann kam ein Holzarbeiter. Der besprengte den Todten mit Weihwasser und murmelte: „So rücken sie ein, Einer nach dem Anderen."

Dann thaten sie dem Meisensepp festtägige Kleider an, trugen ihn hinaus in die Vorlauben und legten ihn auf das Brett.

— Das Buch ließ ich liegen auf dem Tisch, für die Leichenwachen der nächsten Nächte, zu denen ich der Häuslerin das Lesen zugesagt hatte. Als ich fortgehen wollte, kam sie mit einem grünen Hut, auf welchem ein weit ausgeborsteter Gemsbart stak.

„Willst den Hut mitnehmen für Deinen Vater?" fragte sie, „der Seppel hat Deinen Vater fortweg gern gehabt. Den Gamsbart magst zum Andenken selber behalten. Bet' einmal ein Vaterunser dafür."

Ich sagte meinen Dank, ich that noch einen unsteten Blick gegen die Bahre hin; der Sepp lag lang gestreckt und hielt seine Hände über der Brust gefaltet. — Dann ging ich hinaus und abwärts durch den Wald. — Wie war's licht und thaufrisch voll Vogelgesang, voll Blüthenduft — voll Leben im Walde!

Und in der Hütte, auf dem Bahrbrett lag ein todter Mensch.

Ich kann die Nacht und den Morgen — das Sterben mitten in dem unendlichen Lebensquell des Waldes nimmermehr vergessen. Auch besitze ich heute noch den Gemsbart zum Andenken an den Meisensepp.

Wenn mich die Gier anpackt nach den Freuden der Welt, oder wenn mich die Zweifel überkommen an der Menschheit Gottesgnadenthum, oder wenn mich gar die Angst will quälen vor meinem vielleicht noch fernen, vielleicht schon nahen Hingang — so stecke ich den Gemsbart des Sepp auf den Hut.





Auf der Wacht beim todten Jäger.

Mein Vater litt zu jener Zeit an einer langwierigen Krankheit. Es war selten wer um ihn, als sein ältestes Söhnlein. Auch der Jäger Wolf saß zuweilen neben auf der Ofenbank, und freute sich, wenn dem Kranken der gespendete Wildbraten recht mundete. Und der Wildbraten stellte meinen Vater richtig so weit wieder her, daß dieser eines Tages, es war im August um die Zeit des Maria-Himmelfahrtsfestes, zu mir sagte: „Bub', jetzt werd' ich doch endlich wieder was anfangen müssen. Was meinst, zum Korbflechten wär' ich wohl stark genug?"

Und am nächsten Tage gingen wir schon zur Morgenfrühe aus und gegen die sogenannte Wildwiese hinauf, wo Weiden wuchsen. Die Wildwiese war oben in den hinteren Waldungen. Oft blieb mein Vater unterwegs stehen, stützte sich auf seinen

Stock, schöpfte Luft, und dann fragte er mich immer, ob ich ein Schnittchen Brot beißen wolle.

Als wir über die Schafhalde hinaufgekommen waren, wo der junge Lärchenanwachs noch im Morgenthaue stand, sahen wir im Dickichte einen Mann dahinhuschen, der ein Stück Hochwild über der Achsel trug und etwas wie ein Schießgewehr hinter sich herschleppte. Er duckte sich so sehr, daß nur ein paar kohlschwarze Haarfetzen von seinem Haupte zu sehen waren.

Als diese Gestalt vorüber war, blieb mein Vater wieder stehen und sagte: „Hast geguckt? Das ist der schwarz' Toni gewesen."

Der schwarz' Toni war ein Mann, vor dem sie überall die Thüren verriegelten.

„Ja, Kind," sagte der Vater, als wir uns auf den Stamm eines gefallenen Baumes gesetzt hatten, „ist hart für einen Menschen, dem's so geht, wie dem Toni. Der hat sein Lebtag nicht Vater und Mutter gesehen. Als Kind ist er aus dem Findelhause in unsere Gegend gebracht worden. Freilich nicht aus christlicher Barmherzigkeit, sondern des Geldes wegen, das für ihn ausgezahlt worden, hat ihn ein Köhlerweib an Kindesstatt genommen. Halb erwachsen hat sich der Toni im Wald herumgetrieben, kein Mensch hat sich um ihn gekümmert; so ist er verwahrlost und verwildert. Wie das Köhlerweib sieht, der Ziehsohn bringe nur Schande, so hat sie gesagt:

Toni, Du Lump, bei mir bist nimmer daheim! — Wo denn? hat sich d'rauf der Toni gefragt, aber überall, wo er angeklopft, ist ihm die Thür verschlossen gewesen. Mögen ihn die Menschen nicht, so giebt er sich mit den Thieren ab — verlegt sich auf's Wildern.. Vor einem Jahr hat ihn der Jäger Wolf in das Zuchthaus gebracht; aber jetzt wieder frei, mag ihm kein Mensch gern begegnen, gleichwohl ich nicht glaub', daß er wem was zu Leide thät'. Schlecht, sag' ich, ist er nicht, aber verkommen durch und durch; und so, mein Büblein, wird oft ein Mensch hinausgestoßen auf die schiefe Straßen, und so rutscht er ab und kann sich nicht mehr halten."

Nach diesen Worten schritten wir wieder langsam dahin und nachdem wir durch viel Wald und schattendunkle Schluchten gegangen waren, kamen wir endlich zur Lichtung der Wildwiese. Theilweise lag sie noch im Schatten des Teufelssteinberges; die Bachweiden aber, die in einer langen Reihe hin standen und sich über ein stillrieselndes Wässerlein wölbten, schimmerten in dem lichten Sonnentag, als ob sie alle silberne Blätter hätten. Die Wiese war bereits gemäht und das Heu fortgebracht; sehr still und verlassen lag die Matte. An den Rändern wuchsen blaue Enzianglocken und es war schon die Zeitlose da.

Wir kamen um die Weidenruthen, die am Bache standen. Wir gingen quer über die Wiese bis hin

zum Rande, wo wieder die sehr hohen Fichten des Waldes begannen und wo ein roth angestrichenes Kreuz stand, dessen Dachbrettchen reichlich mit Moos bewachsen waren. Hier wollten wir vor der Arbeit uns ein wenig setzen, auf die Bäume hinausschauen und ein Stück Brot verzehren.

Aber noch ehe der Vater sich niederließ, sah er lange und unverwandt auf eine Stelle hin.

Am Fuße einer Weißtanne lag ein Mann. Ein Jägersmann mit einem Schießgewehr; die Locken gingen ihm über Stirn und Auge, man wußte nicht, ob er denn wirklich so fest schlafe, als es aussah.

Mein Vater trat endlich hinzu, schob aber mich mit der Hand hinter sich zurück. Dann sahen wir es: Der Mann lag in einer Blutlache; der aus einer Halswunde sprudelnde Quell war bereits gestockt.

Mein Vater legte die Hände ineinander und sagte ganz leise: „Jetzt haben sie da den Jäger Wolf erschlagen!“

Als ich hierauf zu weinen begann, hob mich mein Vater empor zu seiner Brust; und wie ruhig er auch scheinen wollte, ich hab' es doch wahrgenommen, wie sein Herz so heftig schlug.

Dann untersuchte er den Erschlagenen — die Augen waren gebrochen, die Lippen fahl wie trocken Erdreich — das Leben war dahin.

„Mit dem Weidenschneiden ist es heute nichts,“ sagte mein Vater, „jetzt muß Einer von uns Leute

holen, daß sie den Wolfgang wegtragen; und der Andere wird dieweilen dableiben müssen. Einen Todten kann man nicht allein lassen, so lange er nicht im Grabe ruht. Es könnte auch leicht ein Thier über ihn kommen. Das Beste wird sein, ich holpere hinaus in den Brandgraben zu den Holzknechten, und Du setzest Dich schön still da unter das Kreuz."

Mir gab's einen Stich im Herzen. Wie konnte mir mein Vater das anthun, mich stundenlang allein lassen im Walde bei einem Todten! Aber ich wußte die Wege nicht und hätte die Holzknechte nicht gefunden.

„Freilich, Büblein, ist das ein trauriges Warten da," fuhr er fort, „aber wachen muß wer dahier, diese christliche Lieb' müssen wir dem Wolf schon erweisen."

Ich starrte auf den Todten.

Mein Vater zog seine kleine Axt aus dem Gürtel, mit welcher er die Weidenruthen hauen wollte, und fällte nun Aeste von den Bäumen und hüllte den Jägersmann mit Reisig ein. Dann kniete er nieder vor der grünen Bahre und betete still ein Vaterunser. Und als er sich wieder erhob, sagte er: „Und jetzt, mein Knabe, thu' unserem Mitbruder den Liebesdienst, und wache. Die Axt laß ich Dir da, die halt' fest. Fuchsen und Raben können leicht kommen; andere Raubthiere weiß ich in der Gegend nicht. Bis zu den Weiden dort magst hingehen, aber

weiter weg nicht. Ich will recht eilen; bis die Schatten anheben zu wachsen, wird schon wer kommen!“

Dann legte er für mich Brot unter ein Bäumchen und dann ging er davon. Er ging hin quer über die Wiese, wie wir hergegangen waren, und er verschwand in dem Dunkel des Waldes.

Nun war ich allein auf der umwaldeten Wiese und das milde Sonnenlicht war ausgegossen über die einsame Matte, über die glitzernden Weiden und über den stillen Reiserhügel am Waldrande. Ich wollte nicht hinblicken auf die seltsame Bahre; ich schritt gegen das Weidengebüsche, aber mein Auge wendete sich immer wieder zurück zum rothen Kreuze, und zu dem, was daneben lag.

Der arme Jäger Wolf! Ich wußte es noch recht gut, wie er vor wenigen Jahren mit seiner Braut und seinem Hochzeitszuge an unserem Hause vorübergezogen war. Die Waldhörner und die Pöller schallten, daß die Fenster unseres Hauses klirrten. Der Wolf war ein hübscher Bursche gewesen; einen großen Strauß trug er auf dem Hut, und ein rothes Band ging nieder über seinen Nacken, wo jetzt die Blutstrieme war. —

Ich ging den Weidenbüschen entlang. Manches Zweiglein regte sich und zitterte fort und fort. Hie und da schnellte ein Heupferdchen. Ich bog die Aeste auseinander und blickte in das Wässerlein; das

stand still unter dem dichten Flechtwerke, und glitzerte kaum. Ein großgefleckter Molch kroch hervor und nahm seine Richtung gegen mich; da floh ich entsetzt davon.

Dann begann ich mit meinen kurzen Schritten die Schatten der Bäume zu messen — bis diese zu wachsen anheben, kommen die Leute. — Noch aber wurden sie kürzer und kürzer. Die Sonne stand hoch über dem Teufelsstein und über dem Thalgrunde lag ein bläulicher Duft.

Ich kehrte wieder zum Kreuze zurück und setzte mich auf den Stein, auf welchem sonst andächtige Waldwanderer knien. Das Kreuz war hoch und hatte keinen Heiland. Weit streckte es seine Arme aus, als wollte es den Wald umfangen.

Ich wendete mich von dem Pfahle und von dem Bahrhügel und sah hin gegen den Bergrücken des Teufelsstein. Die Himmelsglocke lag in mattem Blau, kein Vogel und kaum eine Mücke war vernehmbar. Es war ein fast traumhafter Frühherbstmittag, durchklungen von einer ewigen Stille. —

Wildschützen haben ihn erschossen. Ich ging über die Wiese und sagte mir, wenn ich zehnmal über die Wiese gegangen sein würde, dann wollte ich wieder den Schatten messen. Aber der Schatten duckte sich noch mehr unter die Bäume, als früher.

Dann ging ich hin zu der verhüllten Leiche des Waldmannes und stand lange vor derselben; ich

fühlte kaum ein Schauern mehr. Dann setzte ich mich wieder unter das Kreuz und aß ein Schnittchen Brot. Da hörte ich plötzlich ein Knistern; ein Reh stand und guckte durch das Gestämme.

Zuletzt kam das Thier gar zu dem Reiserhügel heran und schnupperte; vor diesem Jägersmanne fürchtete es sich nicht mehr. Erst als es den Pulvergeruch des Gewehrlaufes gewahrt haben mochte, wendete es sich mit großen Sätzen dem Dickichte zu.

Endlich, als ich wieder den Schatten maß, hatte er sich um ein Weniges gedehnt. Ich mußte ja doch schon viele Stunden auf der Wildwiese geweilt haben.

Wie immer, so hatte mein Vater auch diesmal Recht. Ich hörte einen getragenen Schall und Wiederhall im Walde. Es nahten Menschen. Doch nicht die Holzknechte waren es, die um den Wolfgang kommen sollten, sondern quer über die Wiese her kam ein junges Weib, das trug einen Korb am Rücken und führte ein etwa dreijähriges Kind am Arm. Sie sangen ein lustiges Kinderlied, und das kleine Mädchen lachte dabei und hüpfte flink über das weiche Gras.

Ich erkannte die Nahenden bald, es war das Weib und das Kind des erschlagenen Jägers Wolf.

Sie kamen heran, und als sie mich sahen, sagte die Jägerin zum Mädchen: „Schau, Agatha, da beim Kreuz sitzt ein Bub', der betet ein Vaterunser; das ist gar ein braver Bub'.“

Dann kniete sie hin auf den Stein, legte die Hände zusammen und betete auch. Das Kind that desgleichen und war gar ernsthaft dabei.

Mir war unbeschreiblich weh. Wie hätte ich sagen können, was unter dem Reisig lag? Sie wußten von nichts. Ich ging abseits gegen die Weiden.

„So, mein Herz," sagte das Weib hierauf zur Kleinen, „jetzt geh' ich Enziankraut schneiden, Du setz' Dich dieweilen da auf das G'reisigbett und brocke Dir Zäpfchen ab. Hernach kommt der Vater vom Teufelsstein herab, und hernach setzen wir uns zusammen und essen den Schottenkäs, den ich im Korb hab', und hernach hopsen wir lustig miteinander heimzu."

Und sie setzte das Kind auf den Reiserhaufen — auf die Bahrstätte des Vaters. Dann ging sie mit dem Korb gegen den Wiesenrain, wo Gebüsche von Enzian standen. Von dort aus rief sie mich an, was ich denn so allein mache auf der Wildwiese, ob ich mich verirrt hätte oder etwa Ziegen suchte?

Ich wußte keine Antwort, deutete auf einen großen schneeweißen Schmetterling und sagte: „Jetzt schau das Thier an, wie's herumfliegt: schau, wie's fliegt!"

„Bist ein rechter Närrisch, Du!" versetzte die Jägerin lachend und ging an ihre Arbeit.

Die kleine Agatha spielte auf dem Reiserhügel, sie zupfte an den Zweigen und wühlte in denselben und nestelte etwas hervor. Endlich wurde ihr bang und sie hub an nach der Mutter zu rufen.

Nach einer Weile kam das Weib heran, da hielt ihm das Kind einen Ring entgegen und sagte: „Schau, das hab' ich gefunden, das ist des Vaters!"

Die Jägerin that einen hellen Ruf: „Kind, wie kommst Du zu diesem Ring?"

Die Kleine lächelte vergnügt.

Das Weib hub das Kind auf die Erde, warf einen Blick auf das Gezweige und stieß einen gellenden Schrei aus. Sie sah im Reisig eine Menschenhand.

Wie wüthend stürzte sie hin auf die Schichtung und raffte die grünen Zweige auseinander — mit Hast und heißer Angst — dann sank sie zurück und schlug sich die flachen Hände in das Antlitz. Vor ihr lag im Blute erstarrt ihr gemordeter Gatte. —

Zur selben Stunde gingen zwei Holzhauer über die Wiese und brachten eine Tragbahre mit. Zuerst knieten sie vor dem Todten und beteten still, dann hoben sie ihn auf die Bahre, legten das Gewehr an seine Seite und trugen ihn davon.

Der Korb blieb stehen bei dem Enziangebüsche, das Weib folgte der Bahre; es sagte kein Wort, es vergoß keine Thräne, es trug das spielende Mädchen auf dem Arm. Das blasse, starre Angesicht der Gattin, das rothwangige, helläugige Lockenköpfchen des Kindes hinter der Bahre her — das mag ich nimmermehr vergessen.

Ich bin auch hinten d'rein gegangen. Die Weiden standen in ihrem wässerigen Schimmer; die Schatten

der Tannen lagen hingestreckt über die ganze Wiese. Das rothe Kreuz ragte regungslos im Dunkel des Waldrandes.

Die Bahre schwankte dem entfernten Jägerhause zu. Ich ging gegen unser Gehöfte. Als ich zu demselben hinabkam, führten handfeste Burschen einen wüst aussehenden Mann herbei. Es war der schwarz' Toni. Da wir ihn am Morgen im Lärchenanwachs gesehen, so hatte mein Vater auf seine Spur gewiesen. Der Richter kam, und unter der großen Esche, die vor unserem Hause stand, wurde das Verhör gehalten. Der Toni war geständig, den Jäger Wolf aus Rache erschossen zu haben. Hierauf wurde der Bursche in Ketten gegen die Stadt geführt, aus der er einst als Wickelkind gekommen war.

Als ich in die Stube kam, saß mein Vater an seinem Bette. Er war sehr bewegt, hub mich zu sich auf das Knie und sagte: „Bübel, das ist ein böser Tag gewesen. Auch deinetwegen ist mir ein Stein auf dem Herzen gelegen.“

Wir gingen in jenem Jahre nicht mehr hinauf zur Wildwiese. Seither aber bin ich wohl mehrmals auf derselben gewesen. Die Weiden glitzern, die hohen Fichten stehen noch heute — und ihr Schatten schwindet und wächst, wie das trübe Erdengeschick, und ihr Schatten wächst und schwindet, wie das menschliche Leben.



Dreihundert vierundsechzig und eine Nacht.

Mein Vater hatte vier große Ziegen im Stalle stehen, so wie er vier Kinder hatte, welche zu den ersteren stets in enger Beziehung standen. Jede der Ziegen hatte ihren kleinen Futterbarren, aus dem sie Heu und Klee fraß, während wir sie molken. Keine einzige gab die Milch am leeren Barren. Die Ziegen hießen Zitzerl, Zutzerl, Zeitzerl und Heitzerl und waren, eben auch einer schönen Schenkung zu Folge, das Eigenthum von uns Kindern. Das Zitzerl und das Zutzerl gehörten meinen zwei Schwesterchen; das Zeitzerl meinem achtjährigen Bruder Jakoberle, das Heitzerl war mein!

Jedes von uns pflegte und hütete sein ihm zugetheiltes Gespons in Treue; die Milch aber thaten wir zusammen in einen Topf, die Mutter kochte sie, der Vater schenkte uns dazu die Brotschnitten — und Gott der Herr den Hunger.

Und wenn wir so mit den breiten Holzlöffeln, die unser Oheim geschnitzt hatte, und die ihrer Ausdehnung wegen für's Erste kaum in den Mund hinein, für's Zweite kaum aus demselben herauszubringen waren, unser Nachtmahl ausgeschaufelt hatten, so nahmen wir Jedes unseren Roßhaarkotzen und legten uns, Eins wie 's Andere, in den Futterbarren der Ziegen. Das waren eine Zeitlang unsere Betten, und die lieben Thiere befächelten uns mit ihren weichen Bärten die Wangen und beleckten uns die Näschen.

Aber, wie wir Kindlein auch in der Krippe lagen, so kam das Einschlafen auch nicht just immer nach dem ersten Lecken. Ich hatte von unserer Ahne eine Menge wundersamer Geschichten und Märchen im Kopfe.

Die erzählte ich nun in solchen Abendstunden, und meine Geschwister waren darüber glückselig, und die Ziegen hörten auch nicht ungern zu; nur daß diese dann und wann, wenn ihnen das Ding gar zu unglaublich vorkam, so ein wenig vor sich hinmäckerten oder mit den Hörnern ungeduldig an den Barren pufften. Einmal, als ich von der Habergais erzählte, die, wenn sie um Mitternacht auf dem Felde schreit, den Haber (Hafer) schwarz macht, und die nichts frißt als die grauen Bärte alter Kohlenbrenner, da begann mein Heitzerl dermaßen zu mäckern, daß die anderen drei auch mit einstimmten, bis meine Geschwister schließlich in ein fürchterliches Ge=

lächter ausbrachen, und ich wie ein überwiesener Aufschneider erbärmlich schweigen mußte.

Von derselben Zeit an erzählte ich meinen Schlafgenossen lange keine Geschichten, und ich nahm mir vor, mit dem Heitzerl mein Lebtag kein Wort mehr zu reden.

Da kam der Sonnwendtag. An diesem Tage kochte uns die Mutter den üblichen Eierkuchen, mein liebstes Essen auf der Welt. In diesem Jahre aber hatte uns der Geier die beste Leghenne geholt, so wollte sich das Eierkörblein nicht mehr füllen und als am Sonnwendtag der Kuchen kam, war er ein gar kleinwinzig Küchlein. Wehmüthig lugte ich hin auf den Holzteller.

Mein fünfjährig Schwesterchen guckte mich an, und wie wenn es meine Sehnsucht wahrgenommen hätte, rief es plötzlich: „Du, Peterl, Du! wenn Du uns ein ganzes Jahr in jeder Nacht eine Geschichte erzählen magst, so schenk' ich Dir meinen Theil von dem Kuchen!“

Dieser hochherzigen Entäußerung der Kleinen stimmten seltsamerweise auch die Anderen bei, sie patschten in die Händchen, und ich ging die Bedingung ein. So stand ich denn plötzlich am Ziele meiner Wünsche und hatte auch mein Ehrgeiz etwas davon.

Ich nahm meinen Kuchen unter die Jacke hinein und ging damit in die Milchkammer, wo mich Niemand sehen und stören konnte. Dort verriegelte

ich die Thüre, setzte mich auf einen umgestülpten Zuber, und ließ meine zehn Finger und das wohlgeordnete Heer meiner Zähne über den armen kleinen Kuchen los.

Aber nun kamen die Sorgen; daß meine Geschwister strenge auf ihrer Forderung bestehen würden, daran konnte kein Zweifel obwalten. Ihr Opfer war groß genug gewesen. Ich ging auf meinen Hirtenzügen jeden Pecher, Kohlenbrenner, Halter und jedes wohlerfahrne Weiblein, wie ich's im Wald und auf der Heide traf, um eine Geschichte an. Es waren ergiebige Quellen, und ich war jeden Abend in der Lage, meiner Schuldigkeit nachzukommen. Mitunter allerdings war's ein Elend, bis ich was Neues auftrieb, und nach einer Zeit geschah es nicht selten, daß das Schwesterlein mich unterbrechend von seinem Barren herüber rief: „Du! die wissen wir, die hast uns schon erzählt!"

Ich sah wohl, daß ich auf neue Wege sinnen mußte, und war daher bemüht, das Lesen besser zu lernen, um aus manchen Geschichtenbüchern, wie sie in den Waldhütten nutzlos auf den rußigen Wandstellen herumlagen, Schätze zu ziehen. Nun hatte ich neue Quellen: die Geschichte von der Pfalzgräfin (das Jakoberle sagte immer Schmalzgräfin) Genovefa; die vier Heimonskinder; die schöne Melusina; Wendelin von Höllenstein — ganz wunderbare Dinge zu Dutzenden. Da sagte mein Bruder wohl oft aus seiner

Krippe heraus: „Mein Kuchen reut mich gar nicht! Das ist wohl so viel unmöglich schön. Gelt, Zeitzerl?“

Nun wurden die Abende zu kurz und ich mußte eine solche Geschichte in Fortsetzungen geben, womit aber klein Schwesterchen schier nicht einverstanden sein wollte, denn es behauptete, in jeder Nacht eine ganze Geschichte! so sei es ausgemacht.

So verging das Jahr. Ich erwarb mir nach und nach eine gewisse Fertigkeit im Erzählen, und that es sogar hochdeutsch, wie es in den Büchern stand! Oft geschah es auch, daß sich während des Erzählens meine Zuhörer tief in die Kotzen vergruben und vor Schauer über die Räuber- und Geistergeschichten zu stöhnen anhuben; aber aufhören durfte ich doch nicht.

Es war schon wieder der Sonnwendtag nahe, und mit ihm die Lösung meines Vertrages. Doch — ein eigen Geschick! — noch vor dem letzten Abend ging mir gänzlich der Faden aus. Alle meine Erinnerungen, allé Bücher, deren ich habhaft werden konnte, alle Männlein und Weiblein, denen ich begegnete, waren erschöpft — Alles ausgepumpt — Alles hoffnungslose Dürre. Bat ich meine Geschwister: „Morgen ist der letzte Abend — schenkt ihn mir!“ War ein Geschrei: „Nein, nein, nichts schenken! Du hast Deinen Sonnwendkuchen kriegt!“ Gar die Ziegen mäckerten mit.

Am nächsten Tage ging ich herum, wie ein verlorenes Schaf. Da kam mir plötzlich der Gedanke:

Betrüge sie! Dichte was zusammen! Aber allsogleich schrie das Gewissen drein: Was du erzählst, das muß wahrhaftig sein! Du hast den Kuchen wahrhaftig bekommen!

Doch geschah im Laufe dieses Tages ein Ereigniß, von dem ich hoffte, daß es im Drange der Aufregung mich meiner Pflicht entbinden würde.

Mein Bruder Jakoberle verlor sein Zeitzerl. Er ging in Kreuz und Krumm über die Heide, er ging in den Wald und suchte weinend und rufend die Ziege. Aber endlich spät am Abend brachte er sie heim. Ruhig aßen wir unsere Suppe, gingen in unsere Krippen, und von mir wurde die Geschichte verlangt.

Es war still. Die Zuhörer harrten in Erwartung. Die Ziegen scharrten im Wiederkauen mit den Zähnen.

Nun denn, so sollen sie die Geschichte haben.

Ich sann — — ich begann:

„Es war einmal ein großer, großer Wald gewesen. Und in dem Wald war es allweg finster gewesen. Keine Vöglein haben gesungen; nur der Todtenvogel hat geschrien. Wenn aber doch die anderen Vögel auch gesungen, da haben auf den Bäumen alle Aeste und alle Blätter vieltausend Thränen geweint. Mitten in diesem Wald ist eine Heide, wie der Todtenacker so still, und wer über dieselbe hingeht und nicht umkehrt, der kommt nicht mehr zurück. Ueber diese Heide sind einmal zwei blutige Knie gegangen."

„Jesses Ma—!“ rief mein älteres Schwesterlein aus und alle Drei krochen unter die Kotzen.

„Ja, zwei blutige Knie,“ fuhr ich fort, „und die sind über die Heide dahin geschwebt gegen den finsteren Wald, wie verlorne Seelen. Aber auf einmal sind die zwei blutigen Knie —“

„Ich schenk' Dir mein blaues Hosenband, wenn Du still bist!“ wimmerte mein Bruder angstvoll und verbarg sich noch tiefer in die Decke.

„— sind die zwei blutigen Knie stillgestanden,“ fuhr ich fort, „und auf dem Boden ist ein Stein gelegen, so weiß, wie ein Leichentuch. Dann sind zwei funkelnde Lichtlein gewesen zwischen den Bäumen, und darauf sind vier andere blutige Knie dahergegangen.“ —

„Mein neues Paar Schuh' schenk' ich Dir, wenn Du aufhörst!“ hauchte das Jakoberle in seinem Trog und zog aus lauter Furcht das Zeitzerl am Barte zu sich.

„Und so sind alle sechs zusammengegangen durch den finsteren Wald, und heraus auf die Heide und über das Haferfeld herab zu unserem Hause — und herein in den Stall —“

Jetzt kreischten alle Drei auf, und sie wimmerten und wußten ihrer Angst kein Ende, und klein Schwesterlein versprach mir mit Zagen seinen Theil von dem auch heuer wieder zu erwartenden, morgigen Sonnwendkuchen, wenn ich aufhöre. Ich aber fuhr fort:

„Jetzt — na, jetzt hab' ich zum Anfang zu sagen vergessen, daß die zwei ersten blutigen Knie unserem Jakoberle, und die vier letzteren seinem Zeitzerl gehört haben — wie sie heut' im Wald herumgegangen sind, und daß die Knie nicht auswendig, sondern nur inwendig blutig sind gewesen."

Brach auf einmal das Gelächter los. „Jeder Mensch hat zwei blutige Knie!" rief Schwesterlein, und die Ziegen mäckerten, daß es ein Jubel war.

Ich hatte meine Rolle ausgespielt. Dreihundert vierundsechzig Nächte lang hatte ich geglänzt als weiser, wahrhaftiger Geschichtenmann; die dreihundert fünfundsechzigste hatte mich entlarvt als argen Schwätzer.

Das Versprechen in Betreff des zweiten Sonnwendkuchens wurde rückgängig gemacht; Schwesterlein erklärte, die Zusage sei nichts, als Nothwehr gewesen.

Und die Gläubigkeit meines Publicums hatte ich mir verdorben ganz und gar, und wenn es in Zukunft an irgend einem Erzählten seinen Zweifel ausdrücken wollte, so rief es einstimmig: „Aha, das ist wieder ein blutiges Knie!"



Geschichten unter dem wechselnden Mond.

Eine sommerliche Mondnacht im Waldlande! Was kann es auf dieser Erde Lieblicheres geben!

Das Haus steht einsam auf der tannenumgrenzten Au. Alles ruht; nur der Kettenhund bekundet durch zeitweiliges Rasseln seine Wachsamkeit. Der Brunnen aber sprudelt seine ewige Kette, wie solche Luft und Erdreich innigst mitsammen verbindet. Diese rieselnde Kette hebt in der Dunkelheit nun auf einmal an zu glühen und zu funkeln. Dort über den scharfgeschnittenen Zacken des Tannenwaldes steigt still und klar der Mond herauf, als hebe er sich empor mitten aus einem unendlichen, geheimnißvollen Urwalde, in dem die wunderbaren Märchen spielen. Der höchste Wipfel eines alten Baumes steht noch wie ein schwarzer Punkt in dem mildleuchtenden Rund. Aber bald löst sich dieses los von den dunklen

Massen des Waldberges und steht frei auf tiefem Himmelsgrund und wird immer reiner und glänzender; und die Schattengestalten auf der Au heben sich scharf ab vom blassen Boden, und über den Wäldern liegt der strahlendurchwirkte, bläuliche Duft.

Heute noch träume ich in solchen Mondnächten den glückseligen Traum vom Reiche Gottes auf Erden. Und vollends, als ich noch ein Knabe, nicht allein den Glauben an Gott, sondern auch noch den an die Weltheit hegte, da lebte ich in solch ahnungsvollen Stunden eine große Seligkeit. Ich war in solchen Mondnächten kaum zu Bette zu bringen. Da stand ich an der Thür vor dem Hause, sah den Mond an und dachte — an das Paradies.

Der Mond — er kam ja vom Paradiese her, sah man doch, wie er mit den Augen zwinkerte und vielsagend lächelte, als wisse er so Manches, was er den Menschen wohl leise andeuten, aber nicht erzählen dürfe. Gott hat's verboten. Und so blieb er stumm bis auf den heutigen Tag, er lächelt uns nur von weitem so an, und die Himmelsgelehrten sagen, eines Tages würde der tanzende Alte schwindelig werden, würde einen Sprung machen nieder auf die Erde.

Ob wir dann wohl Näheres erfahren werden? —

Meine Ahne, welche zu jener Zeit, die ich meine, noch immer um mich war, deutete oft mit dem Finger nach dem Mond und rief:

„Du schau, Bübel, schau, der Mann-Aehndl!“

Mann-Aehndl, so heißen die Kinder bei mir daheim den Mond.

Dann setzte die Ahne noch dazu:

„Lug' aber recht, Bübel, dort drin im Mann-Aehndl sitzen Adam und Eva!“

Ja richtig, da sah ich wohl auch selbst die zwei dunklen Gestalten, unsere ersten Voreltern im Monde sitzen. Sie dürfen des Sündenfalles wegen nicht in den Himmel hinein, sie müssen zur Strafe im Monde verbleiben und niedersehen auf das Elend, das sie in die Welt gebracht haben.

Recht lieb haben mögen sich die Zwei noch immer, dennoch aber müßt' ihnen schauderlich langweilig werden bei ihrem Sitzen im Monde, thäten sie nicht doch zuweilen hiernieden auch was Anderes sehen, als Elend.

Es gehört dieses nicht ganz in die jungen Jahre des Waldbauerbuben hinein, aber zu leugnen ist's eben nicht: Der Weidknecht liegt auf seinem öden, einsamen Heu und kann nicht schlafen. Eine übermüthige Heuschreck' hüpft fortweg über seine Knie und schließlich gar auf sein Gesicht. Der Mond guckt durch das Dachfensterchen herein und blinzelt. Hol' der Kukuk so ein Liegen da! denkt sich der Bursche und steht auf und geht hinaus, in die schöne, wohlige Nacht. Wohin?

Der Mond guckt ihm nach — verräth aber nichts.

Ich auch nicht.

Ich war schon ziemlich erwachsen, als ich merkte, wo Barthel den Most holt. Dann freilich ging ich sofort auch mit meinem Krug aus. Der Mond hat es gesehen, wie mir's dabei erging. Ich wußte, in der hinteren Zimmerung des Nachbarhofes schlief sie mit dem gelben Haar. Ich krümmte den Zeigefinger und klopfte und flüsterte: „Du!“ Da hörte ich, wie sich's d'rin rührte, pusterte und mit den Zähnen scharrte; endlich hub es an zu mäckern. Ich war an den Ziegenstall gerathen.

Sofort versuchte ich es bei dem nächsten Fenster.

„Närrisch, Du!“ sagte sie in der Kammer, „was willst denn jetzt um Mitternacht? Ist ja die Geisterstund'!“

„Ja,“ sagte ich, „desweg fürchte ich mich und möcht' gern zu Zweien sein.“

„Schau,“ entgegnete sie, „bei mir ist das gerade umgekehrt. Ich schlaf' zu einzeln gut und thät mich zu Zweien fürchten.“

„Aber Du wirst einsehen, Julie, es ist eine kalte Nacht —“

„Bigott, Bübel!“ sagte das Mädchen mit dem gelben Haar, „verkühlen darfst Du Dich nicht; das litte ich auf keine Weis'. Und desweg ist es, daß ich Dir treuherzig sag': geh' heim in Dein warmes Bett!“

Es war das erste- und letztemal. — Ich denke über diese so viel närrische Zeit hinweg lieber wieder an die Kindschaft zurück.

* * *

Gingen ich und meine Mutter einmal mitten in der Nacht durch den Wald. Es war ein Kohlenbrennermädchen gestorben, und nun gingen wir zur Bahre, um zu beten und den Eltern der Verstorbenen die Leichenwache halten zu helfen. Wir schritten langsam über das Moos dahin, der Wald war finster. Hoch über den Wipfeln aber stand der Vollmond und legte, wo er durch das dichte Geäste dringen konnte, vereinzelte fast milchweiße Sternchen und Täfelchen vor uns auf den Boden.

Als wir in eine kleine Lichtung kamen, stand meine Mutter still, wendete ihr Gesicht empor, hielt eine Hand über die Augen und sagte:

„Jetzt, da kann man es einmal schön sehen, das Spinnrad unserer lieben Frauen.“

Sie meinte den Mond, der ja so milde, zarte Fäden spann hernieder zwischen den Wipfeln und Aesten.

Dann wendete sich die Mutter zu mir:

„Du hast gute Augen, Bub'. Lug' aber gleich in den Mann-Aehndl hinein, dort d'rin sitzt unsere liebe Frauen und thut spinnen. Sie spinnt ein himmlisches Kleid für das Mägdelein, das heute auf der Bahr'

liegt. Und guck' noch ein wenig, Deine Urahne sitzt auch daneben!"

Wahrhaftig, da sah ich's, dort im Monde saßen zwei wunderholde Frauen beim Rocken.

Dann gingen wir wieder, und der Mond oben ging mit uns den gleichen Schritt und spann seine himmlischen Seiden nieder in unseren weiten Wald.

Als wir zum Hause kamen, in welchem das Kohlenbrennermädchen lag, stand die Thür weitmächtig offen, und der Mond schien hinein auf die Leiche, und das Angesicht des Mädchens war zart und lieb und mild, wie schneeweißes Wachs.

„Es ist uns das Oel ausgegangen," sagte der Kohlenbrenner, „wir können keine Ampel herstellen, und so haben wir die Thür aufgemacht, daß der Mondenschein das Todtenlicht sollt' sein!"

Da dachte ich wohl gleich an unsere lieben Frauen; sie spinnt für das Mägdlein ein himmlisches Kleid.

Wir wachten so lange bei der Leiche, bis das Morgenroth auf den Waldwipfeln begann zu schimmern und der Mond blaß und fast glanzlos niedersank hinter den fernen Felsen des hohen Schwab.

Dann huben sie das liebe Kind auf und trugen es davon. Und als der Mond wieder kam, fand er auf dem Kirchhof einen neuen Hügel und ein hölzernes

Kreuzlein darauf, und darüber senkte er süß und still seinen Strahlenschimmer.

* * *

Ein anderesmal war wieder Leichenwache.

Des Waldjosel kleiner Franz war gestorben, und ich, ein Knabe mit neun Jahren, nahm mein Erbauungsbuch und mein Fernrohr, das ich einem alten Hausirer abgeschachert hatte, und ging zur nächtlichen Leichenfeier.

Wir besaßen im Hause einen hundertjährigen Kalender, der hatte schon vor vielen Jahren für die heutige Nacht eine Mondesfinsterniß prophezeit, ohne daß er gewußt haben mochte, daß ich, der Waldbauernbub, um diese Zeit wirklich mit einem Fernrohre gerüstet war, und mir daher die Mondesfinsterniß erwünscht kam. Ich wollte doch gar zu gern sehen, wie das schwarze Ungethüm, das kein Mensch kannte und das auch der Hundertjährige nicht zu beschreiben wußte, den lieben Mond anpacken und sich in denselben hineinfressen würde.

Als ich über die Felder ging, stieg der Mond gerade über die Teufelssteinwälder herauf, so vollwangig und so freundlich lächelnd. Er hatte wohl keine Ahnung, was nach dem Hundertjährigen ihm heute bevorstand. Mein Instrument hielt ich in der inneren Rocktasche verborgen und so kam ich zum Hause, wo der todte Franzel lag. Er lag in der

Wohnstube aufgebahrt und daneben stand ein Tisch, um welchen schon mehrere Leute saßen, die Tabak rauchten, dabei über Wirthschaftsdinge sprachen und auf mein Vorlesen warteten. Glaubensgrübler waren dabei, so die alte Riegelbergerin, so der Holzschlager Thomerl; und das war mir gerade recht, denn ich hatte in meinem Buche ein prächtiges Capitel über den Weltuntergang vorbereitet.

Zuerst, als sich die Weiber herangezogen hatten, wurde ein geistliches Lied gesungen:

„Hört, liebe Kinder insgemein,
All' Reiche, Arme, Groß und Klein,
Höret zu mit Traurigkeit,
Der jüngste Tag ist nimmer weit.

An einem so erschrecklichen Tag
Da fallen die Stern vom Himmel herab;
Sonn' und Mond verfinstern sich,
Die Allmacht Gottes kündet sich."

Und weiter war im Liede die Rede vom Thale Josaphat, von Posaunengetön, von der Auferstehung der Todten und vom Gerichte.

Somit war das Volk in die rechte Stimmung versetzt. Ich schlug mein Buch auf, um mit den drastischen Vorhersagungen eines theologischen Schriftstellers und mit nachdrücklicher Stimme die Wahrheit des Liedes zu beweisen. Die prächtigsten Zeichen und Wunder predigte ich zusammen; die Sterne purzelten vom Himmel wie Hagelkörner und Sonne und Mond

verfinsterten sich derart, daß ein alter Bauer, der Brunnmichel, es für nöthig hielt, mit den Fingern das Kerzenlicht zu putzen. „Au weh!“ sagte er dabei, „auch beim Waldjosel ist das Feuer heiß.“

„Ja, das magst Dir wohl merken,“ meinte die alte Riegelbergerin, „und kein solcher Uebermuth sein, Du alter Tatel. Bedenk's nur, wenn schon das Feuer beim Waldjosel so heiß ist, wie wird's erst in der Höllen brennen!“

„Bedank' mich sauber für Deine Christenlehr',“ antwortete der Brunnmichel, „Du meinst, weil ich, der siebzig Jahre alte Schippel, auf's Steirischtanzen noch was halt'. Weißt, Riegelbergerin, ich denk' mir halt so:

„Seid's lustig, seid's lustig,
Thut's singen und hupfen,
So kann Euch der Teuxel
Kein Haar'l ausrupfen!“

„Aber du mein Gott!“ rief der Holzschlager Thomerl entrüstet, „jetzt hebt er mit seinen Schelmenliedern an, und neben uns liegt ein Todtes!“

„Jesus Maria und Josef!“ kreischte ein Weib und riß ihren Kopf vom Fenster zurück, „schaut's hinaus, Leut', der jüngste Tag! Den Mond schaut's an, ein großmächtiges Stuck ist weg'brochen!“

Alles stürzte zu den Fenstern, zur Thür.

„Ja, wahrlich!“

„Es ist vollscheinig heut'!“

„Das ist gewiß, aber der höllisch' Drach frißt den Mond auf!"

„Und kehr' die Hand um, wird er auch die Sonn' im Rachen haben, nachher, behüt' dich Gott, Taglichten, nachher mögen wir in der Finsterniß den Hafer schneiden."

„Ja, wenn einer wachst!"

„Ja, wenn einer anbaut wird! Ich denk', nach dem Haferfeld werden wir nicht viel fragen. Werden bald die Posaunen zu hören kriegen!"

„Wer hätt's gemeint, daß wir das noch sollten erleben!"

„Und von Todten auferstehen sollten, ehvor wir gestorben sind," sagte der alte Michel, „aber ich fürcht', es ist nur eine Mondesfinsternuß."

In der Erregung war das Licht ausgelöscht; die Ampel an der Leiche glimmte kaum; der Mond schien mit mattem Lichte auf den Fußboden der Stube herein. Ich that mein Fernrohr hervor, zog es auseinander und hockte unter den Tisch hinab, damit ich durch das kleine Fenster mit meinem Instrumente dem schon hochstehenden Mond beikommen konnte.

Ich erschrak selber. Der ganze untere Theil, wo sonst Adam und Eva saßen, war weg, und der andere, der noch da war, zitterte, wie das zusammengebrochene Lamm vor dem Wolfe.

Mehrere Weiber waren, wie es bei Finsternissen gebräuchlich, mit Hafendeckeln, Pfannen und Töpfen

in's Freie geeilt und huben an zu schellen und zu klirren: vielleicht geläng' es doch noch, dem Ungeheuer die Beute abzujagen.

Mittlerweile war die leuchtende Scheibe schier zu einem Kipfel zusammengeschwunden und ich begann nun zu meinem Erstaunen auch jenen Theil wieder zu sehen, der gar nicht da war. Es stand wahrhaftig noch der ganze Mond am Himmel, nur war er fleckig und schwarz geworden, wie im Herbst die kranken Erdäpfel schwarz werden. Und nun dachte ich bei mir: Es sieht nicht aus, als ob ein Ungeheuer den Mond im Rachen hätte, es weist sich vielmehr, als wie eine Krankheit, die den lieben Mond überfällt, daher auch das Fieber, das Zittern, wie ich es durch mein unruhiges Fernrohr beobachten konnte.

Ich war mitten in meinen Forschungen, da rief plötzlich Einer: „Was macht denn Der da unter dem Tisch? Hat er was Heimliches?"

„Das werden wir gleich sehen, herauf mit dem Waldbauernbuben!"

Und sie zogen mich hervor, und jetzt sahen sie mein Instrument, womit ich den Mond betrachtet hatte.

Das war Unheil. Zuerst fuhr die Riegelbergerin auf mich los. Sie hieß mich den Unchrist, der selber nicht glaubt, was er gerade erst aus dem heiligen Buch gelesen hat, der wie die Heiden mit Röhren

und Gläsern den Himmel ergründen will, mit Teufelswerkzeugen dem Herrgott gleichsam in's Auge schaut und in den Magen hinein!

Der Holzschlager Thomerl riß mir das Fernrohr aus der Hand und stürzte damit zum Ofen: „Da gehörts hinein!“

Alles war aus Rand und Band und wollte mir böse. Da flüsterte mir der Michel in's Ohr: „Bub', lüg' ihnen geschwind was vor, sonst kratzen sie Dir die Augen aus.“

Jetzt rief ich den Leuten zu: „Seid's froh, daß ich mit dem Fernrohr hinaufgeschaut hab', daß ich's Euch erzählen kann, wie's jetzt zugeht da oben!“

„Wir wollen's nicht wissen!“ schrien Einige.

„Ist Alles Verblendung!“

„Na!“ sagten ein paar Weiber spottweise, „wenn Du schon so gescheit bist, so erzähl's halt, was Du hast gesehen.“

„So viel ich hab' sehen können,“ versetzte ich, „hält der Mond sein Sacktuch vor's Gesicht und weint.“

„Ueber was könnt er denn weinen,“ rief die Riegelbergerin aufgeregt, „als über die Schlechtigkeit der Welt!“

„Oder über die Dummheit der Leute,“ ergänzte der Michel.

Ich sah, daß es schief ging und meinte gleichwohl mit etwas Schalkheit, ich wäre in meiner

Beobachtung nur zu früh gestört worden und hätt' es nicht so genau gesehen, möglicherweise — und mir habe es sogar so geschienen — hätte der Mond vor lauter Lachen sein Taschentuch vor's Gesicht gehalten.

„So hat er wen ausgelacht!" sagte der alte Michel und schielte auf die Riegelbergerin hinüber.

„Weißt Du was, Bub'!" fuhr mich diese an, „Du bist ein Fabelhans und Du gehst hinaus! — aber gleich gehst hinaus!" — Sie hob gegen mich ihre zwei mageren Fäuste.

„Oho!" rief der Michel und stellte sich dazwischen, „ist das eine Mode! Beim Leichenwachen! Dem Bübel geschieht nichts, und jetzt, Weiberleut', singt's wieder Ein's, wißt's kein Lustiges, so thut's ein Trauriges, aber fein nach dem Tact, daß Einer dabei tanzen kann . . . ."

„Die Finsterniß ist schon vorbei," berichtetete der Hausvater, der zur Thür hereinkam. Und siehe, der Mond war wieder licht und rund, er weinte nicht und lachte nicht — in stiller Freundlichkeit blickte er nieder auf den Zimmermann, der über den Anger schritt und auf der Achsel den kleinen weißen Sarg herantrug.

Neben diesem glitt ein schwarzes Ungeheuer daher. Es war der Schatten vom Zimmermann und dem Sarge.

* * *

Einmal zur Herbstzeit war ich mit Markus, unserem alten Knechte, spät Abends noch auf dem Felde. Wir lehnten Hafergarben aneinander; ich hielt die Garben zusammen, und Markus bog die Hüte darauf.

Ich blickte dabei den aufgehenden Mond an und konnte mein Auge gar nicht wenden, bis Markus plötzlich rief:

„Jesus Maria, das ist ein Unglück! Jetzt ist mir der Bub mondsichtig geworden!"

Ich erschrak.

Ich kannte einen Mondsüchtigen, der schlafend auf allen Dächern herumstieg und dabei ein Gesicht hatte, so blaß, wie der Mond selber.

Der Markus lachte über meinen Schreck und ich wendete mein Auge von der Mondscheibe ab.

„Ja, ja, magst schon gucken," sagte der alte Knecht, „jetzt aber werd' ich Dir's deuten, wie der Mond da oben aufgekommen ist."

Das war mir gleich recht, obwohl wenn der Markus was erzählte, man nie wußte, ob er zum Ernste oder zum Spaße rede; sein Gesicht freilich, das war dabei ernsthaft genug, und diesem nach meinte man immer, seine Worte seien der dreizehnte Glaubensartikel ein= für allemal. Aber ein paarmal waren doch Reden von ihm ertappt worden, die keinen Reisepaß durch das Land der Wahrheit mit sich getragen hatten.

„Wie der Mond aufgekommen ist?“ fragte ich erstaunt.

„Wie der Mond aufgekommen ist,“ versetzte der alte Knecht.

„Spitz' die Ohren, Kleiner, aber fürcht' Dich nicht, daß ich Dich d'ran fasse; höre, gewesen ist es so: Wie Sanct Michael Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben gehabt hat, kehrt er zurück in den Himmel. — Nu, hast sie ausgejagt, diese Herrgottssakermenter? frägt der Gottvater. — Hätt' der Herr auch einen Anderen schicken mögen! brummt Sanct Michael in seinen Bart; — nein Du, Bart wird er keinen gehabt haben. Ich hab' mir, sagt er, in dieser Höllenfinsterniß da unten das Knie angestoßen, daß schon all des Teufels! Beim Tag gehts noch an, da schupfen die Engel den Sonnenball hin und wieder; aber in der Nacht ist das schon eine stockfinstere Welt übereinand! Kann's der Eva gar nicht für Uebel halten, wenn sie in der rabenschwarzen Nacht einen unrechten Apfel erwischt hat; wird schon noch öfters so was passiren. Die Leut' müssen einen Mond haben! — Ja? fragt der Gottvater, nu, so steh ein wenig bei Seite, Sanct Michael, ich erschaff' jetzt den Mond! — Richtig, hat's gethan! Aber, sagt der Gottvater, auf daß die Leute wissen, daß es nur ein guter Wille ist von mir, und daß sie sich nicht eine Rechtssache daraus machen, so lasse ich den Mond im Monate allemal so vierzehn Nächte

scheinen, die übrigen vierzehn Nächte laß ich's finster sein. — Und deswegen," setzte der Knecht bei, „haben wir den zunehmenden und den abnehmenden Mond."

„Ja so, deswegen," sagte ich sehr zufrieden; nun wußte ich schon mehr als der Pfarrer, der an die Offenbarungen unseres alten Evangelisten Markus nicht immer glauben wollte.

So ging es eine Weile fort, da kam endlich für mich und den guten Mond eine andere Zeit. Ich hatte in Kindberg einen Vetter, der ein gelehrter Mann war. Den besuchte ich einmal, und fand ihn desselben Abends spät auf dem Dache seines Hauses wo er vor einer erschreckend großen Kanone stand. Die Kanone war schnurgerade auf den armen Mond gerichtet, der über den Giebeln des Fleckens mit weinendem Vollgesichte stand und herniederschaute. Der Vetter guckte durch das gewaltige Rohr so hinaus und sagte dann zu mir:

„Jetzt komm, Bursche, stell' Dich da her und gucke auch einmal!"

So guckte ich denn auch einmal. — Josef und Jerum, hab' ich aber jetzt meinen Kopf zurückgeworfen! — Was habe ich gesehen? Da drin in der Kanone ist ein mächtig großes helles Schneefeld gewesen; und wie ich länger geschaut, hab' ich Berg und Thal gesehen und ein ganzes Alpenland — und alles wie von purem Eis und Schnee. Ich habe mit meinen Augen alle Höhen und alle Thäler und

Schluchten abgesucht — aber ich habe Adam und Eva nicht gefunden, und ich habe unsere lieben Frauen mit dem Spinnrocken nicht gefunden —

„Ist ein schöner, lieblicher Glaube gewesen,“ sagte der Vetter, „und wenn Du dabei bleiben willst, gut, so gehen wir jetzt schlafen.“

„Nein,“ rief ich, „wenn etwas dahinter steckt, so will ich's wissen.“

Dann hat mir der Vetter die Naturgeschichte des Mondes erzählt. — Was hab' ich jetzt? einen starren, todten, ausgebrannten Himmelskörper ohne Wärme, ohne Lächeln — selbst das Licht ist nicht sein Eigenthum.

Und du, lieber, alter, paradiesisch heiterer Mann-Aehndl, wo bist du mit deinen Adam und Eva und mit unserer lieben Frauen, die uns spinnt das himmlische Kleid?

Kindeszeit und Kindesmondschein kehrt nicht wieder.





Von einer lieben Christnacht und ihrem Unheil.

In unserer Stube, an der mit grauem Lehm übertünchten Ofenmauer, stand jahraus, jahrein ein Schemel aus Ahornholz. Er war immer glatt und rein gescheuert, denn er wurde, wie die anderen Stubengeräthe, jeden Samstag mit feinem Bachsande und einem Strohwisch abgerieben. In der Zeit des Frühlings, des Sommers und des Herbstes stand dieser Schemel leer und einsam in seinem Winkel, nur an jedem Tag zur Abendzeit zog ihn die Ahne etwas weiter hervor, kniete auf denselben hin und verrichtete ihr Abendgebet. Auch an den Sonnabenden, wenn der Vater an dem Tisch die Feierabendandacht vorbetete, kniete die Ahne auf dem Schemel.

Als aber der Spätherbst kam mit den langen Abenden, an welchen die Knechte in der Stube aus Kienscheuten Leuchtspäne kloben, und die Mägde,

sowie auch meine Mutter und Ahne Wolle und Flachs spannen, und als die Adventszeit kam, in welcher an solchen Span- und Spinnabenden alte Märchen erzählt und geistliche Lieder gesungen wurden, da saß ich beständig auf dem Schemel am Ofen.

Ich hörte von da aus den Geschichten und Gesängen zu, und wenn solche schauerlich wurden und sich meine kleine Seele aufzuregen und zu fürchten begann, rückte ich den Schemel näher der Mutter und begann mich ängstlich an ihr Kleid zu halten, und ich konnte gar nicht mehr begreifen, wie die Anderen über mich oder über ihre schrecklichen Geschichten noch zu lachen vermochten. Zuletzt, als es zum Schlafengehen kam und mir die Mutter mein Ladbettchen hervorzog, wollte ich schon gar nicht mehr allein in das Bett gehen, und es mußte die Ahne neben mir liegen, bis die fürchterlichen Bilder in mir vergingen und ich einschlief.

Aber die langen Adventsnächte waren bei uns immer sehr kurz. Bald nach zwei Uhr begann es im Hause unruhig zu werden. Oben auf dem Dachboden hörte man die Knechte, wie sie sich ankleideten und umhergingen, und in der Küche brachen die Mägde Späne ab und schürten am Herde. Dann gingen sie Alle auf die Tenne zum Dreschen.

Auch die Mutter war aufgestanden und hatte in der Stube Licht gemacht; bald darauf erhob sich der Vater und sie zogen Kleider an, die nicht ganz für

den Werktag und auch nicht ganz für den Feiertag waren. Dann sprach die Mutter zur Ahne, die im Bette lag, einige Worte, und wenn ich, erweckt durch die Unruhe, auch irgend eine Bemerkung that, so gab sie mir nur zur Antwort: „Sei Du nur schön still und schlaf!“ — Dann zündeten meine Eltern eine Laterne an, löschten das Licht in der Stube aus und gingen aus dem Hause. Ich hörte noch die äußere Thür gehen und ich sah an den Fenstern den Lichtschimmer vorüberflimmern und ich hörte das Aechzen der Tritte im Schnee und ich hörte noch das Rasseln des Kettenhundes. — Dann wurde es wieder ruhig, nur war das dumpfe, gleichmäßige Pochen der Drescher zu vernehmen, dann schlief ich wieder ein.

Der Vater und die Mutter gingen in die fast drei Stunden entfernte Pfarrkirche zur Rorate. Ich träumte ihnen nach, ich hörte die Kirchenglocken, ich hörte den Ton der Orgel und das Adventslied: Maria, sei gegrüßet, du lichter Morgenstern! Und ich sah die Lichter am Hochaltare, und die Engelein, die über demselben standen, breiteten ihre goldenen Flügel aus und flogen in der Kirche umher, und einer, der mit der Posaune über dem Predigtstuhl stand, zog hinaus in die Heiden und in die Wälder und blies es durch die ganze Welt, daß die Ankunft des Heilandes nahe sei.

Als ich erwachte, strahlte die Sonne schon lange zu den Fenstern herein und draußen glitzerte und

flimmerte der Schnee, und die Mutter ging wieder in der Stube umher und war in Werktagskleidern und that häusliche Arbeiten. Das Bett der Ahne neben dem meinigen war auch schon geschichtet, und die Ahne kam nun von der Küche herein und half mir die Höschen anziehen und wusch mein Gesicht mit kaltem Wasser, daß ich aus Empfindsamkeit zugleich weinte und lachte. Als dieses geschehen war, kniete ich auf meinen Schemel hin und betete mit der Ahne den Morgensegen:

In Gottes Namen aufstehen,
Gegen Gott gehen,
Gegen Gott treten,
Zum himmlischen Vater beten,
Daß er uns verleih'
Lieb' Englein drei:
Der erste, der uns weist,
Der zweite, der uns speist,
Der dritt', der uns behüt' und bewahrt,
Daß uns an Leib und Seel' nichts widerfahrt.

Nach dieser Andacht erhielt ich meine Morgensuppe, und nach derselben kam die Ahne mit einem Kübel Rüben, die wir nun zusammen zu schälen hatten. Ich saß dabei auf meinem Schemel. Aber bei dem Schälen der Rüben konnte ich die Ahne nie vollkommen befriedigen; ich schnitt stets eine zu dicke Schale, ließ sie aber stellenweise doch wieder ganz auf der Rübe. Wenn ich mich dabei gar in den Finger schnitt und gleich zu weinen begann, so sagte

die Ahne immer sehr unwirsch: „Mit Dir ist wohl ein rechtes Kreuz, man soll Dich frei hinauswerfen in den Schnee!“ Dabei verband sie mir die Wunde mit unsäglicher Sorgfalt und Liebe.

So vergingen die Tage des Advents, und ich und die Ahne sprachen immer häufiger und häufiger von dem Weihnachtsfeste und von dem Christkinde, das nun bald kommen werde zu den Menschen.

Je mehr wir dem Feste nahten, um so unruhiger wurde es im Hause. Die Knechte trieben das Vieh aus dem Stalle und gaben frische Streu hinein und stellten die Barren und Krippen zurecht; der Halterbub striegelte die Ochsen, daß sie ein glattes Aussehen bekämen; der Futterbub mischte mehr Heu in das Stroh als gewöhnlich und bereitete davon einen ganzen Stoß in der Futterkammer. Die Kuhmagd that das Gleiche. Das Dreschen hatte schon einige Tage früher aufgehört, weil man durch den Lärm die nahen Feiertage zu entheiligen glaubte.

Im ganzen Hause wurde gewaschen und gescheuert, selbst in die Stube kamen die Mägde mit ihren Wasserkübeln und Strohwischen und Besen hinein. Ich freute mich immer sehr auf dieses Waschen, weil ich es gern hatte, wie Alles drunter und drüber gekehrt wurde, und weil die Glasbilder im Tischwinkel, die braune Schwarzwälderuhr mit ihrer Metallschelle und andere Dinge, die ich immer sonst nur von der Höhe zu sehen bekam, herabgenommen

und mir näher gebracht wurden, so daß ich Alles viel genauer und von verschiedenen Seiten betrachten konnte. Freilich war mir nicht erlaubt dergleichen Dinge anzurühren, weil ich noch zu ungeschickt und unbesonnen dafür wäre und die Gegenstände leicht beschädigen könne. Aber es gab doch Augenblicke, in welchen man im eifrigen Waschen und Reiben nicht auf mich achtete.

In einem solchen Augenblicke kletterte ich einmal über den Schemel auf die Bank und von der Bank auf den Tisch, der aus seiner gewöhnlichen Stellung gerückt war und auf dem die Schwarzwälderuhr lag. Ich machte mich an die Uhr, von der die Gewichte über den Tisch hingen, sah durch ein offenes Seitenthürchen in das messingene, sehr bestaubte Räderwerk hinein, tupfte einigemale an die kleinen Blätter des Windrädchens und legte die Finger endlich selbst an das Rädchen, ob es denn nicht gehe; aber es ging nicht. Zuletzt rückte ich auch ein wenig an einem Holzstäbchen, und als ich das that, begann es im Werk fürchterlich zu rasseln. Einige Räder gingen langsam, andere schneller und das Windrädchen flog, daß man es kaum sehen konnte. Ich war unbeschreiblich erschrocken, ich kollerte vom Tisch über Bank und Schemel auf den nassen, schmutzigen Boden hinab; da faßte mich schon die Mutter am Röcklein, und die „birkene Liesel“ war da. Das Rasseln in der Uhr wollte gar nicht auf-

hören, und zuletzt nahm mich die Mutter mit beiden Händen und trug mich in das Vorhaus und schob mich durch die Thür hinaus in den Schnee und schlug die Thür hinter mir zu. Ich stand wie vernichtet da, ich hörte von innen noch das Greinen der Mutter, die ich sehr beleidigt haben mußte, und ich hörte das Scheuern und Lachen der Mägde, und ich hörte noch immer das Rasseln der Uhr.

Als ich eine Weile dagestanden und geschluchzt hatte, und als gar Niemand gekommen war, der mich wieder in das Haus gerufen hätte, ging ich fort nach dem Pfade, der in den Schnee getreten war, und ich ging über den Hausanger und über das Feld dem Walde zu. Ich wußte nicht, wohin ich wollte, dachte auch nicht weiter daran, ich bildete mir nur ein, daß mir ein großes Unrecht geschehen sei, und daß ich nun nicht mehr in das Haus zurückkehren könne.

Aber ich war noch nicht zu dem Walde gekommen, als ich hinter mir ein grelles Pfeifen hörte. Das war das Pfeifen der Ahne.

„Wo willst Du denn hin, Du dummes Kind,“ rief sie, „wart, wenn Du so im Wald herumlaufen willst, so wird Dich schon die Mooswaberl abfangen, wart' nur!“

Auf dieses Wort kehrte ich augenblicklich um gegen das Haus, denn die Mooswaberl fürchtete ich unsäglich.

Ich ging aber immer noch nicht in das Haus, ich blieb im Hofe stehen, wo der Vater und zwei Knechte gerade ein Schwein aus dem Stalle zogen, um es abzustechen. Ueber das ohrenzerreißende Schreien des Thieres und über das Blut, das ich nun sah, und das eine Magd in einen Topf auffing, vergaß ich das Vorgefallene, und als der Vater im Vorhaus das Schwein häutete, stand ich schon wieder dabei und hielt die Zipfel der Haut, die er mit einem großen Messer von dem speckigen Fleisch immer mehr und mehr lostrennte. Als später die Eingeweide herausgenommen waren und die Mutter Wasser in das Becken goß, sagte sie zu mir: „Geh' weg da, sonst wirst Du ganz angespritzt!"

Aus diesen Worten entnahm ich, daß die Mutter mit mir wieder versöhnt sei, und nun war Alles gut, und als ich wieder in die Stube kam, um mich ein wenig zu erwärmen, stand da Alles an seinem gewöhnlichen Platz. Boden und Wände waren noch feucht, aber rein gescheuert, und die Schwarzwälderuhr hing wieder an der Wand und tickte. Und sie tickte viel lauter und heller durch die neu hergestellte Stube, als früher.

Endlich nahm das Waschen und Reiben und Glätten ein Ende, im Hause wurde es ruhiger, fast still, und der heilige Abend war da. Das Mittagsmahl am heiligen Abend wurde nicht in der Stube eingenommen, sondern in der Küche, wo man das

Nudelbrett als Tisch eignete und sich um dasselbe herumsetzte und das einfache Fastengericht still, aber mit gehobener Stimmung verzehrte.

Der Tisch in der Stube war mit einem schneeweißen Tuche bedeckt, und vor dem Tische stand mein Schemel, auf welchen sich zum Abend, als die Dämmerung einbrach, die Ahne hinkniete und still betete.

Mägde gingen leise durch das Haus und bereiteten ihre Festtagskleider vor und die Mutter that in einen großen Topf Fleischstücke, goß Wasser daran und stellte sie zum Herdfeuer. Ich schlich in der Stube auf den Zehenspitzen herum und hörte nichts, als das lustige Prasseln des Feuers in der Küche. Ich blickte auf meine Sonntagshöschen und auf das Jöppel und auf das schwarze Filzhütlein, das schon an einem Nagel der Wand hing, und dann blickte ich durch das Fenster in die hereinbrechende Dunkelheit hinaus. Wenn kein ungestümes Wetter eintrat, so durfte ich in der Nacht mit dem Großknecht in die Kirche gehen. Und das Wetter war ruhig und es würde auch, wie der Vater sagte, nicht allzu kalt werden, weil auf den Bergen Nebel liege.

Unmittelbar vor dem „Rauchengehen", in welchem Haus und Hof nach alter Sitte mit Weihwasser und Weihrauch besegnet wird, hatten der Vater und die Mutter einen kleinen Streit. Die Mooswaberl

war dagewesen, hatte glückselige Feiertage gewünscht und die Mutter hatte ihr für den Festtag ein Stück Fleisch geschenkt. Darüber war der Vater etwas ungehalten; er war sonst ein Freund der Armen und gab ihnen nicht selten mehr, als unsere Verhältnisse es erlauben wollten, aber der Mooswaberl sollte man seiner Meinung nach kein Almosen reichen. Die Mooswaberl war ein Weib, welches gar nicht in die Gegend gehörte, welches unbefugt in den Wäldern umherstrich, Moos und Wurzeln sammelte, in halbverfallenen Köhlerhütten Feuer machte und schlief. Daneben zog sie bettelnd zu den Bauernhöfen, wollte Moos verkaufen, und da sie keine Geschäfte machte, weinte sie und verfluchte das Leben. Kinder, die sie ansah, fürchteten sich entsetzlich vor ihr und viele wurden gar krank; Kühen that sie an, daß sie rothe Milch gaben.

Wer ihr eine Wohlthat erwies, den verfolgte sie einige Minuten und sagte ihm: „Tausend und tausend vergelt's Gott bis in den Himmel hinauf."

Wer sie aber verspottete oder sonst auf irgend eine Art beleidigte, zu dem sagte sie: „Ich bete Dich hinab in die unterste Höllen!"

Die Mooswaberl kam oft zu unserem Hause und saß gern vor demselben auf dem grünen Rasen oder auf dem Querbrett der Zaunstiegel, trotz des heftigen Bellens und Rasselns unseres Kettenhundes, der sich gegen dieses Weib besonders unbändig zeigte. Aber

die Mooswaberl saß so lange vor dem Hause, bis die Mutter ihr eine Schale Milch, oder ein Stück Brot, oder beides hinaustrug. Meine Mutter hatte es gern, wenn das Weib sie durch ein tausendfaches Vergeltsgott bis in den Himmel hinauf wünschte. Der Vater legte dem Wunsch dieser Person keinen Werth bei, war er ein Segensspruch oder ein Fluch.

Als man draußen in einem Dorfe vor Jahren das Schulhaus baute, war dieses Weib mit dem Manne in die Gegend gekommen und half an dem Baue, bis einst der Mann bei einer Steinsprengung getödtet wurde. Seit dieser Zeit arbeitete sie nicht mehr und sie zog auch nicht fort, sondern trieb sich herum, ohne daß man wußte, was sie that und was sie wollte. Zum Arbeiten war sie nicht mehr zu bringen; sie schien geisteskrank zu sein.

Der Richter hatte die Mooswaberl schon mehrmals aus der Gemeinde gewiesen, aber sie war immer wieder zurückgekommen. „Sie würde nicht immer zurückgekommen sein,“ sagte mein Vater, „wenn sie in dieser Gegend nichts gebettelt bekäme. So wird sie hier verbleiben und wenn sie alt und krank ist, müssen wir sie auch hegen und pflegen; das ist ein Kreuz, welches wir uns selbst an den Hals gebunden haben.“

Die Mutter sagte nichts zu solchen Worten, sondern sie gab der Mooswaberl, wenn sie kam, immer das gewohnte Almosen, und heute noch etwas mehr, zu Ehren des hohen Festes.

Darum also war der kleine Streit zwischen Vater und Mutter, der aber allsogleich verstummte, als zwei Knechte mit dem Rauch- und Weihwassergefäß in das Haus kamen.

Nach dem Rauchen stellte der Vater ein Kerzenlicht auf den Tisch, Späne durften heute nur in der Küche gebrannt werden. Das Nachtmahl wurde schon wieder in der Stube eingenommen. Der Großknecht erzählte während desselben wundersame Geschichten.

Nach dem Abendmahle sang die Mutter ein Hirtenlied. So wonnevoll ich sonst diesen Liedern lauschte, aber heute dachte ich nur immer an den Kirchgang und ich wollte durchaus schon das Sonntagskleidchen anziehen. Man sagte, es sei noch später Zeit dazu, aber endlich gab die Ahne meinem Drängen doch nach und zog mich an. Der Stallknecht kleidete sich sehr sorgsam in seinen Festtagsstaat, weil er nach dem Mitternachtsgottesdienst nicht nach Hause gehen, sondern im Dorfe den Morgen abwarten wollte. Gegen neun Uhr waren auch die anderen Knechte und Mägde bereit und zündeten am Kerzenlicht eine Spanlunte an. Ich hielt mich an den Großknecht, und meine Eltern und meine Großmutter, welche daheim blieben, um das Haus zu hüten, besprengten mich mit Weihwasser und sagten, daß ich nicht fallen und nicht erfrieren möge.

Dann gingen wir.

Es war sehr finster und die Lunte, welche der Stallknecht vorantrug, warf ihr rothes Licht in einer großen Scheibe auf den Schnee und auf den Zaun und auf die Sträucher und Bäume, an denen wir vorüberkamen. Mir kam dieses rothe Leuchten, das zudem noch durch die großen Schatten unserer Körper unterbrochen war, grauenhaft vor und ich hielt mich sehr ängstlich an den Großknecht, so daß dieser einmal sagte: „Aber hörst, meine Joppe mußt Du mir lassen, was thät' ich denn, wenn Du mir sie abrissest?"

Der Pfad war eine Zeitlang sehr schmal, so daß wir hintereinander gehen mußten, wobei ich nur froh war, daß ich nicht der Letzte war, denn ich bildete mir ein, daß dieser unendlichen Gefahren bezüglich der Gespenster ausgesetzt sein müsse.

Eine schneidende Luft ging und die glimmenden Splitter der Lunte flogen weithin, und selbst als sie auf die harte Schneekruste niederfielen, glimmten sie noch eine Weile fort.

Wir waren bisher über Blößen und durch Gesträuche und Wälder abwärts gegangen; jetzt kamen wir zu einem Bache, den ich sehr gut kannte, er floß durch die Wiese, auf welcher wir im Sommer das Heu machten. Im Sommer rauschte dieser Bach sehr, aber heute hörte man ihn nur murmeln und gurgeln, weil er überfroren war. Auch an einer Mühle kamen wir vorüber, an welcher ich gar heftig

erschrak, weil einige Funken auf das Dach flogen; aber auf dem Dache lag Schnee und die Funken erloschen. Als wir eine Weile durch das Thal gegangen waren, verließen wir den Bach, und der Weg führte aufwärts durch einen finsteren Wald, in welchem der Schnee sehr seicht lag, aber auch keine so feste Kruste hatte, als auf den Blößen.

Endlich kamen wir zu einer breiten Straße, wo wir nebeneinander gehen konnten und wo wir dann und wann ein Schlittengeschelle hörten. Dem Stallknecht war die Lunte bereits bis zu der Hand herabgebrannt und er zündete nun eine neue an, die er vorräthig hatte. Auf der Straße sah man nun auch mehrere andere Lichter, große rothe Fackeln, die heranloderten, als schwämmen sie allein in der schwarzen Luft, und hinter denen nach und nach ein Gesicht und mehrere Gesichter auftauchten, von Kirchengehern, die sich nun auch zu uns gesellten. Und wir sahen Lichter von anderen Bergen und Höhen, die noch so weit entfernt waren, daß wir nicht erkennen konnten, ob sie standen oder sich bewegten.

So gingen wir weiter. Der Schnee knirschte unter unseren Füßen, und wo ihn der Wind weggetragen hatte, da war der schwarze nackte Boden so hart, daß unsere Schuhe an ihm klangen. Die Leute sprachen und lachten viel, aber mir war, als sei das in der heiligen Christnacht gar nicht recht; ich dachte nur immer schon an die Kirche und wie

das doch sein werde, wenn mitten in der Nacht Musik und ein Hochamt ist.

Als wir eine lange Weile auf der Straße fortgegangen und an einzelnen Bäumen und an Häusern vorüber, und dann wieder über Felder und durch einen Wald gekommen waren, hörte ich auf den Baumwipfeln plötzlich ein leises Klingen. Als ich horchen wollte, hörte ich es nicht, aber bald darauf hörte ich es wieder und deutlicher, als das erstemal. Es war der Ton des kleinen Glöckleins vom Thurme der Kirche. Die Lichter, die wir nun auf den Bergen und im Thale sahen, wurden immer häufiger, und nun sahen wir es auch, daß sie alle der Kirche zueilten. Auch die kleinen, ruhigen Sterne der Laternen schwebten heran und auf der Straße wurde es immer lebhafter. Das kleine Glöcklein wurde durch ein größeres abgelöst, und das läutete so lange, bis wir fast nahe zur Kirche kamen. — Also war es doch wahr, wie die Ahne gesagt hatte: Um Mitternacht fangen die Glocken zu läuten an und läuten so lange, bis aus den fernen Thälern der letzte Bewohner der Hütten zur Kirche kommt.

Die Kirche steht auf einem mit Birken und Schwarztannen bewachsenen Berglein, und um sie liegt der kleine Friedhof, welcher mit einer niederen Mauer umgeben ist. Die wenigen Häuser stehen im Thale.

Als die Leute an die Kirche gekommen waren, steckten sie ihre Lunten umgekehrt in den Schnee, daß

sie erloschen, nur eine wurde zwischen zwei Steine der Friedhofmauer geklemmt und brennen gelassen.

Jetzt klang auf dem Thurme in langsamem, gleichmäßigem Wiegen schon die große Glocke. Aus den schmalen, hohen Kirchenfenstern fiel heller Schein. Ich wollte in die Kirche, aber der Großknecht sagte, es habe noch Zeit und er blieb stehen und sprach und lachte mit anderen Burschen und stopfte sich eine Pfeife an.

Endlich klangen alle Glocken zusammen, in der Kirche begann die Orgel zu tönen und nun gingen wir hinein.

Das sah ganz anders aus, wie an den Sonntagen. Die Lichter, die auf dem Altare brannten, waren hellweiße, funkelnde Sterne, und der vergoldete Tabernakel strahlte gar herrlich zurück. Die Lampe des ewigen Lichtes war roth. Der obere Raum der Kirche war so dunkel, daß man die schönen Verzierungen des Schiffes nicht sehen konnte. Die dunklen Gestalten der Menschen saßen in den Stühlen oder standen neben denselben; die Weiber waren sehr in Tücher eingeschlagen und husteten. Viele hatten Kerzen vor sich brennen und sangen aus ihren Büchern mit, als auf dem Chore das Tedeum ertönte. Der Großknecht führte mich durch die zwei Reihen der Stühle gegen einen Nebenaltar, wo schon mehrere Leute standen. Dort hob er mich auf einen Schemel zu einem Glaskasten empor,

der, von zwei Kerzen beleuchtet, zwischen zwei aufgesteckten Tannenwipfeln stand und den ich früher, wenn ich mit den Eltern in die Kirche kam, nie gesehen hatte. Als mich der Großknecht auf den Schemel gehoben hatte, sagte er mir leise in's Ohr: „So, jetzt kannst das Krippel anschauen.“ Dann ließ er mich stehen und ich schaute durch das Glas. Da kam ein Weiblein zu mir herbei und sagte leise: „Ja, Kind, wenn Du das anschauen willst, so muß Dir's auch Jemand auslegen.“ Und sie erklärte mir die Figuren, die im Kasten waren.

Ich sah die Dinge an. Außer der Mutter Maria, welche über den Kopf ein blaues Tuch geschlagen hatte, das bis zu den Füßen hinabging, waren alle Gestalten, welche Menschen vorstellen sollten, so gekleidet wie unsere Knechte, oder wie ältere Bauern. Der heilige Joseph selbst trug grüne Strümpfe und eine kurze Gemslederhose. Und in der Krippe lag das nackte Kindlein.

Als das Tedeum zu Ende war, kam der Großknecht wieder, hob mich von dem Schemel und wir setzten uns in einen Stuhl. Dann ging der Kirchenmann herum und zündete alle Kerzen an, die in der Kirche waren, und jeder Mensch, auch der Großknecht, zog nun ein Kerzlein aus dem Sack und zündete es an und klebte es vor sich auf den Stuhl. Jetzt war es so hell in der Kirche, daß man auch die Verzierungen an der Decke genau sehen konnte.

Auf dem Chore stimmte man Geigen und Trompeten und Pauken, und als an der Sacristeithür das Glöcklein klang und der Pfarrer in funkelndem Meßkleide, begleitet von Ministranten und rothbemäntelten Windlichtträgern, über den purpurrothen Fußteppich zum Altare ging, da rauschte die Orgel in ihrem ganzen Vollklang, da wirbelten die Pauken und schmetterten die Trompeten.

Weihrauch stieg auf und hüllte den ganzen lichtstrahlenden Hochaltar in einen Schleier. — So begann das Hochamt und so strahlte und tönte und klang es um Mitternacht. Beim Offertorium waren alle Instrumente still, nur zwei helle Stimmen sangen ein liebliches Hirtenlied und während des Benedictus jodelten eine Clarinette und zwei Flügelhörner langsam und leise den Wiegengesang. Während des Evangeliums und der Wandlung hörte man auf dem Chore den Kukuk und die Nachtigall, wie mitten im sonnigen Frühling.

Tief nahm ich sie auf in meine Seele, die wunderbare Herrlichkeit der Christnacht, aber ich jauchzte nicht vor Entzücken, ich blieb ernst, ruhig und fühlte die Weihe.

Aber während die Musik tönte, dachte ich an Vater und Mutter und Großmutter daheim. Die knien jetzt um den Tisch bei dem einzigen Kerzenlichtlein und beten, oder sie schlafen gar und es ist finster in der Stube, und nur die Uhr geht, sonst

ist es still und es liegt tiefe Ruhe über den waldigen Bergen und die Christnacht ist ausgebreitet über die ganze Welt.

Als endlich das Amt seinem Ende nahte, erloschen nach und nach die Kerzlein in den Stühlen, und der Kirchenmann ging wieder herum und dämpfte mit seinem langgestielten Blechkäppchen an den Wänden und Bildern und Altären die Lichter aus. Die am Hochaltare brannten noch, als auf dem Chore der letzte freudenreiche Festmarsch erscholl und sich die Leute aus der Kirche drängten.

Als wir in das Freie kamen, war es trotz des dichten Nebels, der sich von den Bergen niedergesenkt hatte, nicht mehr ganz so finster, wie vor Mitternacht. Es mußte der Mond aufgegangen sein; man zündete keine Fackeln mehr an. Es schlug ein Uhr, aber der Schulmeister läutete schon die Betglocke zum Christmorgen. Ich warf noch einen Blick auf die Kirchenfenster; aller Festglanz war erloschen, ich sah nur mehr den matten, röthlichen Schimmer des ewigen Lichtes.

Als ich mich dann wieder an den Rock des Großknechtes halten wollte, war dieser nicht mehr da, einige fremde Leute waren um mich, die miteinander sprachen und sich sofort auf den Heimweg machten. Mein Begleiter mußte schon voraus sein; ich eilte ihm nach, lief schnell und an mehreren Leuten vorüber, auf daß ich ihn bald einhole. Ich lief, so sehr es meine kleinen Füße konnten, ich kam durch den

finstern Wald und ich kam über Felder, über welche scharfer Wind blies, so daß ich, so warm mir sonst war, von Nase und Ohren fast nichts mehr wahrnahm. Ich kam an Häusern und Baumgruppen vorüber, die Leute, die früher noch auf der Straße gegangen waren, verloren sich nach und nach und ich war allein und den Großknecht hatte ich noch immer nicht erreicht. Ich dachte, daß er auch hinter mir sein könne, und beschloß, geradewegs nach Hause zu eilen. Auf der Straße lagen hie und da schwarze Punkte, die Kohlen der Spanfackeln, welche die Leute auf dem Kirchwege abgeschüttelt. Die Gesträuche und Bäumchen, die neben am Wege standen und unheimlich aus dem Nebel emportauchten, beschloß ich gar nicht anzusehen, ich fürchtete mich davor. Besonders in Angst war ich, so oft ein Pfad quer über die Straße ging, weil das ein Kreuzweg war, an denen in der Christnacht gern der Böse steht und klingende Schätze bei sich hat, um arme Menschenkinder dadurch mit sich zu locken. Der Stallknecht hatte zwar gesagt, er glaube nicht daran, aber geben mußte es denn doch dergleichen Dinge, sonst könnten die Leute nicht so viel davon sprechen. — Ich war aufgeregt, ich wendete meine Augen nach allen Seiten, ob nicht irgendwo ein Gespenst auf mich zukomme. Endlich nahm ich mir vor, gar nicht mehr an solches Zeug zu denken, aber je fester ich das beschloß, desto mehr dachte ich daran.

Nun war ich zum Pfad gekommen, der mich von der Straße abwärts durch den Wald und in das jenseitige Thal führen sollte. Ich bog ab und eilte unter den langästigen Bäumen dahin. Die Wipfel rauschten stark und dann und wann fiel ein Schneeklumpen neben mir nieder. Stellenweise war es auch so finster, daß ich kaum die Stämme sah, wenn ich nicht an dieselben stieß, und daß ich den Pfad verlor. Letzteres war mir ziemlich gleichgiltig, denn der Schnee war sehr seicht, auch war anfangs der Boden hübsch glatt, aber allmählich begann er steil und steiler zu werden und unter dem Schnee war viel Gestrüppe und hohes Heidelkraut. Die Baumstämme standen nicht mehr so regelmäßig, sondern zerstreut, manche schief hängend, manche mit aufgerissenen Wurzeln an anderen lehnend, manche mit wild und wirr aufragenden Aesten auf dem Boden liegend. Das hatte ich nicht gesehen als wir aufwärts gingen. Ich konnte oft kaum weiter, ich mußte mich durch das Gesträuche und Geäste durchwinden. Oft brach der Schnee ein, das steife Heidelkraut reichte mir bis zur Brust heran. Ich sah ein, daß ich den rechten Weg verloren hatte, aber wär' ich nur erst im Thale und bei dem Bache, dann ginge ich diesem entlang aufwärts und da müßte ich endlich doch zur Mühle und zu unserer Wiese kommen.

Schneeschollen fielen mir in das Rocksäcklein, Schnee legte sich an die Höschen und Strümpfe, und das Wasser rann mir in die Schuhe hinab.

Zuerst war ich durch das Klettern über das Gefälle und das Winden durch das Gesträuche müde geworden, aber nun war auch die Müdigkeit verschwunden; ich achtete nicht den Schnee und ich achtete nicht das Heidelkraut und Gesträuche, das mir oft rauh über das Gesicht fuhr, sondern ich eilte weiter. Oft fiel ich zu Boden, aber ich raffte mich schnell auf. Auch alle Gespensterfurcht war weg; ich dachte an nichts, als an das Thal und an unser Haus. Ich wußte nicht, wie lange ich mich so durch die Wildniß fortwand, aber ich fühlte mich kräftig und behende, die Angst trieb mich vorwärts.

Plötzlich stand ich vor einem Abgrund. In dem Abgrunde lag grauer Nebel, aus welchem einzelne Baumwipfel emportauchten. Um mich hatte sich der Wald gelichtet, über mir war es heiter und am Himmel stand der Halbmond. Mir gegenüber und weiter im Hintergrunde war nichts, als seltsame, kegelförmige, waldige Berge.

Unten in der Tiefe mußte das Thal mit der Mühle sein; mir war, als hörte ich das Tosen des Baches, aber das war das Rauschen des Windes in den jenseitigen Wäldern. Ich ging nach rechts und links und suchte einen Fußsteig, der mich abwärts führte, und ich fand eine Stelle, an welcher ich mich durch Gerölle, das vom Schnee befreit dalag, und durch Wachholdergesträuche hinablassen zu können vermeinte. Das gelang mir auch eine Strecke, doch

noch zu rechter Zeit hielt ich mich an eine Wurzel, fast wäre ich über eine senkrechte Wand gestürzt. Nun konnte ich nicht mehr vorwärts. Ich ließ mich aus Mattigkeit zu Boden. In der Tiefe lag der Nebel mit den schwarzen Baumwipfeln. Außer dem Rauschen des Windes in den Wäldern hörte ich nichts. Ich wußte nicht, wo ich war. — Wenn jetzt ein Reh käme, ich würde es fragen nach dem Weg, vielleicht könnte es ihn mir weisen, in der Christnacht reden ja Thiere die menschliche Sprache! —

Ich erhob mich, um wieder aufwärts zu klettern; ich machte das Gerölle locker und kam nicht vorwärts. Mich schmerzten Hände und Füße. Nun stand ich still und rief so laut ich konnte nach dem Großknecht. Meine Stimme fiel von den Wäldern und Wänden langgezogen und undeutlich zurück.

Dann hörte ich wieder nichts, als das Rauschen des Windes.

Der Frost schnitt mir in die Glieder.

Nochmals rief ich mit aller Macht den Namen des Großknechtes. Wieder nichts, als der langgezogene Wiederhall. Nun überkam mich eine fürchterliche Angst. Ich rief schnell hintereinander meine Eltern, meine Ahne, alle Knechte und Mägde unseres Hauses. Es war vergebens.

Nun begann ich kläglich zu weinen.

Bebend stand ich da, und mein Körper warf einen langen Schatten schräg abwärts über das

nackte Gestein. Ich ging an der Wand hin und her, um mich etwas zu erwärmen, ich betete laut zum heiligen Christkind, daß es mich erlöse.

Der Mond stand hoch am dunklen Himmel.

Ich konnte nicht mehr weinen und beten, ich konnte mich auch kaum mehr bewegen, ich kauerte mich zitternd an einen Stein und dachte: Nun will ich schlafen, das ist Alles nur ein Traum, und wenn ich erwache, bin ich daheim oder im Himmel.

Da hörte ich plötzlich ein Knistern über mir im Wachholdergesträuche, und bald darauf fühlte ich, wie mich etwas berührte und emporhob. Ich wollte schreien, aber ich konnte nicht, die Stimme war wie eingefroren. Aus Furcht und Angst hielt ich die Augen fest geschlossen. Auch Hände und Füße waren mir wie gelähmt, ich konnte sie nicht bewegen. Mir war warm und mir kam vor, als ob sich das ganze Gebirge mit mir wiegte. — —

Als ich zu mir kam und erwachte, war noch Nacht, aber ich stand an der Thür meines Vaterhauses, und der Kettenhund bellte heftig. Eine Gestalt hatte mich auf den festgetretenen Schnee gleiten lassen, pochte dann mit dem Ellbogen gewaltig an die Thür und eilte davon. Ich hatte diese Gestalt erkannt — es war die Mooswaberl gewesen.

Die Thür ging auf und die Ahne stürzte mit den Worten auf mich zu: „Jesus Christus, da ist er ja!“

Sie trug mich in die warme Stube, aber von dieser schnell wieder zurück in das Vorhaus; dort setzte sie mich auf einen Trog, eilte dann hinaus vor die Thür und machte durchdringliche Pfiffe.

Sie war ganz allein zu Hause. Als der Großknecht von der Kirche zurückgekommen war und mich daheim nicht gefunden hatte, und als auch die anderen Leute kamen und ich bei Keinem war, gingen sie Alle hinab in den Wald und in das Thal, und jenseits hinauf zur Straße und nach allen Richtungen. Selbst die Mutter war mitgegangen und hatte überall, wo sie ging und stand, meinen Namen gerufen.

Nachdem die Ahne glaubte, daß es mir nicht mehr schädlich sein konnte, trug sie mich wieder in die warme Stube, und als sie mir die Schuhe und Strümpfe auszog, waren diese ganz zusammen- und fest an den Fuß gefroren. Hierauf eilte sie nochmals in das Freie und machte wieder ein paar Pfiffe, und brachte dann in einem Kübel Schnee herein, und stellte mich mit bloßen Füßen in diesen Schnee. Als ich in dem Schnee stand, fühlte ich in den Zehen einen so heftigen Schmerz, daß ich stöhnte, aber die Ahne sagte: „Das ist schon gut, wenn Du Schmerz hast, dann sind Dir die Füße nicht erfroren.“

Bald darauf strahlte die Morgenröthe durch das Fenster, und nun kamen nach und nach die Leute nach Hause, zuletzt aber der Vater, und zu allerletzt,

als schon die rothe Sonnenscheibe über der Wechselalpe aufging, und als die Ahne unzähligemale gepfiffen hatte, kam die Mutter. Sie ging an mein Bettlein, in welches ich gebracht worden war und an welchem der Vater saß. Sie war ganz heiser.

Sie sagte, daß ich nun schlafen sollte, und verdeckte das Fenster mit einem Tuche, auf daß mir die Sonne nicht in das Gesicht scheine. Aber der Vater meinte, ich solle noch nicht schlafen, er wolle wissen, wie ich mich von dem Knechte entfernt, ohne daß er es merkte, und wo ich herumgelaufen sei. Ich erzählte sofort, wie ich den Pfad verloren hatte, wie ich in die Wildniß kam, und als ich von dem Monde und von den schwarzen Wäldern und von dem Windrauschen und von dem Felsenabgrund erzählte, da sagte der Vater halblaut zu meiner Mutter: „Weib, sagen wir Gott Lob und Dank, daß er da ist, er ist auf der Trollwand gewesen!“

Nach diesen Worten gab mir die Mutter einen Kuß auf die Wange, wie sie nur selten that, und dann hielt sie ihre Schürze vor das Gesicht und ging davon.

„Ja, Du Donnersbub, und wie bist denn heimkommen?“ fragte mich der Vater. Darauf sagte ich, daß ich das nicht wisse, daß ich nach langem Schlafen und Wiegen auf einmal vor der Hausthüre gewesen und daß die Mooswaberl neben mir gestanden sei. Der Vater fragte mich noch einmal über

diesen Umstand, aber ich antwortete, daß ich nichts Genaueres darüber sagen könne.

Nun sagte der Vater, daß er in die Kirche zum Hochgottesdienst gehe, weil heute der Christtag sei, und daß ich schlafen solle.

Ich mußte darauf viele Stunden geschlafen haben, denn als ich erwachte, war draußen Dämmerung, und in der Stube war es fast finster. Neben meinem Bette saß die Ahne und nickte, von der Küche herein hörte ich das Prasseln des Herdfeuers.

Später, als die Leute beim Abendmahle saßen, war auch die Mooswaberl am Tisch.

Auf dem Kirchhofe, über dem Grabhügel ihres Mannes war sie während des Vormittagsgottesdienstes gekauert, da war nach dem Hochamte mein Vater zu ihr hingetreten und hatte sie mit in unser Haus genommen.

Ueber die nächtliche Begebenheit brachte man nicht mehr von ihr heraus, als daß sie im Walde das Christkind gesucht habe; dann ging sie einmal zu meinem Bette und sah mich an, und ich fürchtete mich vor ihren Blicken.

In dem hinteren Geschosse unseres Hauses war eine Kammer, in welcher nur altes, unbrauchbares Geräthe und viel Spinnengewebe war.

Diese Kammer ließ mein Vater der Mooswaberl zur Wohnung, und stellte ihr einen Ofen und ein Bett und einen Tisch hinein.

Und sie blieb bei uns. Oft strich sie noch in den Wäldern umher und brachte Moos heim, dann ging sie wieder hinaus zur Kirche und saß stundenlang auf dem Grabhügel ihres Mannes, von dem sie nicht mehr fortzuziehen vermochte in ihre ferne Gegend, in der sie wohl auch einsam und heimatlos gewesen wäre, wie überall. Ueber ihre Verhältnisse war nichts Näheres zu erfahren, wir vermutheten, daß das Weib einst glücklich und sicher bei voller Vernunft gewesen sein müsse, und daß der Schmerz über den Verlust des Gatten ihr den Verstand geraubt habe.

Wir hatten sie Alle lieb, weil sie ruhig und mit Allem zufrieden lebte und Niemandem das geringste Leid zufügte. Nur der Kettenhund wollte sie immer noch nicht sichern, der bellte und zerrte überaus heftig an der Kette, so oft sie über den Anger ging. Aber das war anders von dem Thiere gemeint; als einmal die Kette riß, stürzte der Hund auf das Weib zu, sprang ihr winselnd an die Brust und leckte ihr die Wangen.

Da kam einmal in den Spätherbsttagen, an welchen die Mooswaberl fast ununterbrochen auf dem Grabhügel saß, eine Zeit, in welcher unser Kettenhund, statt lustig zu bellen, stundenlang heulte, so daß mein Ahne, die indeß schon mühselig geworden war, sagte: „Schau, jetzt wird in unserer Gegend herum bald einmal wer sterben, weil der Hund gar so heent; tröste ihn Gott!“

Und nach kurzer Zeit wurde die Mooswaberl krank, und als die Winterszeit gekommen war, starb sie.

In ihren letzten Augenblicken hielt sie noch meinen Vater und meine Mutter an der Hand und sprach die Worte: „Vergelt's Euch Gott zu tausend und zu tausendmal, bis in den Himmel hinauf!“





Kinder der Welt im Walde.

lüger muß er sein, der entlegene Gebirgsbauer, vielseitiger gewandt und thätig muß er sein, als der Großdörfler, und vollends als der Städter — er muß! sonst kann er nicht leben.

Der Städter hat's leicht; wenn er schreiben kann, oder rechnen, wenn er z. B. die Lederfabrication versteht, oder eine Speccreihandlung leitet, oder gar wenn er speculirt und sich auf das Couponschneiden verlegt — so hat er Alles, was er braucht; und was ein Stadtmensch alles braucht, das weiß Jeder, der einer ist. Was in den Städten durch die Theilung der Arbeit tausend Köpfe, Hände und Räder besorgen, nämlich das Bedürfniß des Lebens, das muß der entlegene Gebirgsbauer in seinem engen Kreise, mit seinen kleinen Mitteln für sich ganz allein machen. Er ist Anbauer, Erzeuger, Vermittler und

Verbraucher. Zum Stück Brot, das er ißt, hat er vor einem Jahre mit eigener Hand das Korn in die Erde geworfen; für den Speck, den er zum Kraut genießt, hat er mit den Rüben, die er auf eigenem Boden gebaut, das Schwein gemästet. Der Schuh, den er trägt, ist aus der Kuhhaut, die er selbst dem Thiere vom Leib gezogen und gegerbt hat; die Wolle zum Lodenrock hat er seinen eigenen Schafen abgeschoren, hat sie gesponnen, gewebert und gewalkt. Sein Hemd sah er im vorigen Sommer in der blauen Blüthe des Flachses schimmern auf sonnigem Felde, und der Melkzuber, in den seine Kuh die Milch rinnen läßt, hat vor einem Jahre noch in einem Fichtenstamm seines Waldes gesteckt So könnte ich in langer Reihe Dinge aufzählen, an denen der Bauer sein eigener Züchter, Gärtner, Müller, Bäcker, Schmied, Sattler, Zimmermann, Weber, Wagner u. s. w. sein muß. Und eine Wirthschaft, in der das Alles zusammen auszuüben ist, braucht noch gar nicht sehr groß zu sein, es ist das gewöhnliche Bauernhaus in den Bergthälern, in welche die tauschlustige Welt noch nicht so recht zu dringen vermochte.

Ob ein solcher Bauer nicht einen Kopf braucht? Wohl ist auch dieser Kopf Eigenbau, und das ist gut, denn der Hausirjude, der allzeit bereit ist, etwaigen Bedarf um gutes Geld aus den Städten zu vermitteln, könnte ihn kaum besorgen.

Heute wird auch das anders; aber seit zwischen Stadt- und Bauernhaus das baare Geld so wichtigthuerisch hin- und herrollt, hat der Bauer keine rechte Lust mehr an seiner Wirthschaft, in der er immer für Andere arbeiten soll. Dazu braucht er ja nicht in der Einöde zu sitzen, das kann er draußen auf Pachtgründen und in Fabriken ja viel besser, er verkauft oder verwirthschaftet seinen Besitz und zieht dem Gelde nach. Und jetzt erst ist der dumme Bauer da!

Es ist eigentlich gar nicht nöthig, daß man derlei sagt, weil es ja in unserer gesellschaftlichen Entwicklung der natürliche Lauf ist und nicht anders gemacht werden kann — auch wenn man wollte. Ich erwähnte die Dinge nur, weil auch das Haus meines Vaters — um das es sich hier handelt — eine Wirthschaft gewesen ist, in der wir fast Alles, was wir brauchten, selbst erzeugt haben. Und doch hat uns schon damals das Geld einen Streich gespielt. Mein Vater verstand sich besonders gut auf das Gerben der Häute, auf die Weberei, Müllerei und auf das Leinölpressen. Bei letzterem war ich als etwa zehnjähriger Knabe ihm oft recht wacker behilflich, indem ich eine Schnitte Weißbrot ins Oel tauchte, das aus der Kluft der Preßbäume rann, und dann mit der gelbglänzenden Schnitte in meinen Mund fuhr.

Während solcher Beschäftigung trat eines Tages der Holzhändler Clements Zaunreuter in die Preß-

kammer. Der war einmal Waldmeister in Alpel gewesen, hatte sich aber im Holzhandel so heidenmäßig viel Geld erworben und war bei dieser unerquicklichen Beschäftigung ganz mager geworden, im Uebrigen aber immer noch leidlich bei Humor. Der Clements fragte nun, als er in der Holzmulde das Rieseln hörte, ob der Most süß wäre?

Er sollte ihn verkosten, lud mein Vater ein; aber als der Clements die ganze Mulde hob und daraus einen Schluck machte, taumelte er zurück, als ob ihm Einer einen Faustschlag in's Gesicht versetzt hätte, und machte den Schluck auf das lebhafteste wieder ungeschehen.

„Schaden kann's nicht, Clements," tröstete mein Vater, „es ist reines Leinöl."

„Waldbauer," sagte hierauf der Holzhändler, sich wieder in Ordnung stellend, „ich bringe Dir viel gute Sach' in's Haus und Du thust mir so was an!"

„Du bist mir auch der Erste, der den Flachswein nicht mag!" sagte hierauf mein Vater. „Ist ja richtig wie ein Wein, so goldfarbig und klar. Und für die liebe Gesundheit kannst gar nichts Besseres finden. Ich bin den Aerzten ein paar Ochsen schuldig worden, und dennoch thät' ich heut' tief unter der Erden liegen, wenn der himmlisch' Vater das Leinöl nicht hätt' wachsen lassen."

„Und weil Du, Gottlob, noch über der Erden stehst, Waldbauer, so wirst halt Geld brauchen,"

fädelte der Clements ein, „schau, mich hat Dein Schutzengel hergeführt, ich bring' Dir eins."

„O mein Du," versetzte hierauf der Vater und legte sich mit seiner ganzen Schwere über den Hebel, daß der Leinkuchen in der Presse noch seine letzten Tropfen lassen mußte, die aber in ein besonderes Töpflein kamen, weil solcher Rest nicht ganz so klar und milde war, als die erste Abrunne. „O mein Du," sagte er, „das Geld hätt' ich freilich wohl zu brauchen, aber trag's nur wieder fort, ich weiß was Du dafür haben willst. Du willst die sechs alten Fichten haben, die bei meinem Haus stehen. Es geht mir heute um ein groß' Trumm schlechter, als vor einem Jahr, wo Du Dich der Bäume wegen hast angefragt, aber ich hab' Dir keine andere Antwort, als wie dazumal: die sechs Bäume neben dem Haus, die sind ein Angedenken von Alters, und wenn ich Acker und Wiesen verkaufen muß und das Vieh aus dem Stall: die Bäume bleiben stehen, und wenn sie mich ohne Truhen in's Grab legen sollten müssen: die alten Bäume bleiben stehen, bis sie unser's Herrgott's Blitz spaltet oder der Sturmwind bricht."

Die letzten Worte waren schnaufend gesprochen, und mit denselben war nun auch der letzte Tropfen aus dem Leintreber.

Der Clements aber sagte: „Waldbauer, Du wirst keinen Acker verkaufen, und kein Stück Vieh aus dem Stall; Du wirst eine Truhen aus weißem Eschenholz

kriegen, Gott geb', daß Du sie noch lange nicht brauchest! Du wirst auf der Welt noch gute Tage haben. Du wirst nicht die alten Fichten, aber Du wirst aus deinem Wald die schlagbaren Lärchen verkaufen, die drinnen stehen. Hast Deine Brieftasche bei Dir, so halte sie auf!"

Ich erschrak, als ich die Ziffer der Banknote sah, die der Versucher jetzt aus seinem Leder gezogen hatte und mit zwei Fingerspitzen wie ein Fähnlein vor den zuckenden Augen meines Vaters hin- und herflattern ließ. Das Mißgeschick hatte bei uns dem Holzhändler gut vorgearbeitet, wir konnten all das, was wir unser zehn Köpfe und Mägen bedurften, nicht mehr aus den achtzig Jochen Berggrund herausziehen; der Arzt schickte uns Briefe, die ich nicht weich und sanft genug lesen konnte, daß sie dem Vater erträglich wurden: „Der Waldbauer wird hiermit aufgefordert, binnen vierzehn Tagen . . . widrigenfalls . . ." „Da meine Geduld endlich gerissen, so habe ich bewußte Angelegenheit dem k. k. Gerichte übergeben, und wird, wenn nicht innerhalb acht Tagen . . . . die Pfändung . . ." Derlei sind so ziemlich die ersten Sätze gewesen, die ich in unserer lieben hochdeutschen Sprache zu lesen bekam. Auch das „Stiftbüchel" mit seinem „Datum der Schuldigkeit" und „Datum der Abstattung" ließ mich ahnen, welche Kraft in der Sprache Schiller's und Goethe's verborgen liegt.

Es war ein leibhaftiger Hunderter, den nun der Holzhändler mit den zwei Fingern an der Ecke hielt.

— Ob in demselben Augenblicke nicht ein kaltes Schauern durch's Gewipfel der Lärchen gegangen ist, die draußen einzeln zerstreut im Fichtenwalde standen! Ob nicht ein banges Ahnen die kleinen Vogelherzen angeweht hat, die in jenen Wipfeln ihre Nester gebaut! — Mein Vater streckte die Hand nicht aus nach dem Gelde, aber er verbarg sie auch nicht im Kleide, er beschäftigte sie nicht mit dem Hebel, er ließ sie — wie er von der Arbeit erschöpft so da saß — halb offen, wie sie die Natur gebogen, auf seinem Schoße ruhen. Der Clements senkte das seltsame Papier hinein, da krümmten sich die hageren Finger sachte — instinctiv — und hielten es fest.

Die Lärchen waren verkauft.

„Nur muß ich mir noch eine Bedingung machen,“ sagte der Holzhändler, da er wußte, das arme Bäuerlein lag bereits im Banne des Geldes, „im Spätherbst, wenn der Schnee kommt, lasse ich die Bäume schlagen. Du wirst Dich verwundern, Waldbauer, wenn ich Dir sage: über Deine Lärchenbäume wird der Kaiser fahren! Ja, ja, zum Eisenbahnbau brauchen wir sie. Meine Bedingung ist die, daß meine Holzknechte, so lange sie im Walde arbeiten, in Deinem Hause kochen und schlafen dürfen.“

„Warum denn nicht!“ meinte der Vater, „das ist ja recht brav, wenn's ihnen unter meinem Dach gut genug ist!“

Welch ein Unheil wurde mit diesen gutmüthigen Worten über unser Waldhaus heraufbeschworen!

Der Clements schenkte mir noch ein sehr glänzendes Gröschlein und ging dann munter davon.

Ich erinnere mich noch, daß ich mich darüber wunderte; die Munterkeit war doch offenbar unsere Sache, denn wir hatten das Geld. Der Vater trug das seine in den Dachboden hinauf und verbarg es im Gewandkasten; es wird ja bald wieder auswandern. Dann gingen die Tage hin, wie sonst, und im Walde standen die Lärchen und schaukelten im Winde ihre langen Aeste, wie sonst, und wurden im Herbste gelb, wie sonst, und setzten an den Zweigen für ein nächstes Frühjahr an, wie sonst.

„Die wissen's auch nicht, daß sie schon so bald sterben sollen!" sagte mein Vater einmal zu mir, als wir von der Wiese herauf durch den Wald gingen. Ich tröstete mich aber mit der Hoffnung, daß der Holzhändler Clements, der gar nicht mehr in unsere Gegend kam, auf die Lärchen vergessen würde. Meine Mutter, der ich das heimlich aussprach, rief laut:

„O, Kind, der vergißt auf seine Seel', aber nicht auf die Lärchen!"

Und eines Tages, als der Erdboden schon fest gefroren war, als das Moos unter den Füßen knisterte und brach, da hörten wir im Walde das Rauschen der Säge. Wie wir über die braunen Fichtenwipfel hinschauten, sahen wir aus denselben die gelbliche Spitzsäule eines hohen Lärchenbaumes

ragen. Das Rauschen der Säge verstummte, die Keilschläge klangen, da neigte sich sachte die Spitzsäule, tauchte nieder und durch den Wald ging ein Donnern.

Am Abende darauf hatten wir die Holzknechte im Haus. Es waren nur zwei, und als wir sie sahen, gefielen sie uns Allen. Der eine war schon betagt, hatte einen langen rothen Vollbart, eine Glatze und eine scharf krummgebogene Nase. Die Aeuglein des Mannes schienen sehr klein, weil die rothen Wimpern und Brauen von der Hautfarbe kaum abstachen, aber in den Aeuglein war viel Spaß und Schalkheit. Der andere war wohl um zwanzig Jahre jünger, hatte ein braunes Bärtlein, war aber sonst im Gesicht etwas blaß und schmächtig, wer jedoch seinen strammen Nacken und seine breite Brust beachtete, der hielt ihn für einen echteren Holzknecht als den Rothen, der nur seines Bartes wegen so martialisch aussah, sonst aber weit kleinbeiniger war als der Blasse. Beide hatten steife Schurzfelle um und rochen nach Harz und Holzspänen.

Für uns war bald abgekocht, so überließ ihnen die Mutter den Herd. Und wahrlich, die verstanden ihn zu benützen! Was sie da kochten, war nicht das bekannte Holzknecht-Wildpret, als Hirschen, Füchsen, Spatzen und dergleichen Nocken, wie man sie aus Mehl und Fett zubereitet: das war wirklich Fleisch und Speck und Braten, und das schmorte und

knatterte in den Pfannen, daß unsere Mägen, welche mit einer Brotsuppe und Erdäpfeln abgethan worden, in höchste Aufregung geriethen. Aber der Rothe zerriß mit den Fingern ein ganzes Speckstück und wir sollten kosten. Einen mit Stroh umwundenen Zuber hatten sie bei sich, daraus that Einer und der Andere lange Züge. Der Rothe lud meinen Vater ein, ihren Wein zu versuchen. Er that's und dabei erging's ihm noch schlechter als dem Clements bei der Leinölmulde: im Zuber war höllischer Branntwein.

Jetzt war's Tag für Tag, daß die Holzhauer in unserem Hause praßten. Uns Kindern verging die Lust an unsererer täglichen Kost, weil wir den Ueberfluß und das Wohlleben sahen. Wir wurden unzufrieden, und unser Gesinde, das aus zwei halberwachsenen Dienstmägden und einer blinden Einlegerin bestand, that manchen tiefen Seufzer. Doch der Rothe wußte uns zu ergötzen. Er erzählte von den Städten und Ländern, denn die beiden Männer waren viel herumgekommen und hatten in großen Fabriken gearbeitet. Dann gab er Schwänke und Schalkheiten zum Besten; in den ersten Tagen auch Räthsel und drollige Wortspiele, bei denen die Mädchen viel kicherten, Vater und Mutter stillschwiegen und ich nicht recht wußte, was ich mir denken sollte. Dann kamen Liedchen, in welchen zum inneren Entzücken unseres Gesindes das ländliche

Liebesleben in allen seinen Gestalten zu klarstem Ausdrucke kam. Für uns Kinder war's da allemal Zeit, in's Bett zu gehen, aber unsere Strohschaube befanden sich eben in der Stube, in welcher die lustigen Dinge vorgingen. Wir schlossen wohl die Augen und ich hatte wirklich den festen Willen einzuschlafen, doch die Ohren blieben offen und je fester ich die Augen zudrückte, desto mehr sah ich im Geiste.

Der blasse Holzknecht war still und ordentlich, blieb des Abends auch nicht so lange in der Stube, sondern suchte stets bei Zeiten seine Schlafstelle auf, die draußen im Heustadl war. Diesem gesitteten Beispiele konnten doch auch die Mädchen nicht nachstehen, sie ließen den Rothen schwatzen und verloren sich. Mein Vater bemerkte einmal zum Rothen, daß der Junge gescheiter wäre als der Alte, worauf der Rothe fragte, ob dem Bauer etwa die lustigen Liedlein nicht recht wären, dann wolle er fromm sein und beten. Und hub betrunkenerweise an im Tone des Vaterunsers Spottsprüche herzusagen; stieg auf den Herd und verhöhnte in der Predigermanier eines Kapuziners die heiligen Apostel, Märtyrer und Jungfrauen, so daß meine Mutter mit aufgehobenen Händen vor meinen Vater trat: „Ich bitte Dich tausendmal, Lenzel, wenn Du mir diesen gottlosen Menschen nicht bei der Thüre hinauswirfst, so thu' ich es selber!“

„Weibel, thu's selber!“ rief der Rothe, sprang vom Herd herab und wollte die Mutter packen und liebkosen.

Das war unerhört. In unserem Hause, wo jahraus jahrein kein unanständiges Wort gesprochen wurde, plötzlich solche Sachen! Mein Vater war schier gelähmt vor Erstaunen, die Mutter aber faßte den frivolen Holzknecht am Arm und rief: „Jetzt gehst, Schandmaul! und in mein Haus kommst mir nimmer!“

Nicht einen Zoll ließ sich der Holzhauer vom Fleck rücken.

„Wenn die Waldbauernleut' schon so fromm sind,“ sagte er immer noch im Predigerton, „daß sie vergessen, was sie unserem Herrn versprochen haben, so geh' ich deswegen doch nicht aus diesem Dach hinaus. Weiber und nasse Fetzen jagen mich nicht.“

„Vielleicht jagen Dich Männer und Ofenscheiter!“ sagte jetzt mein Vater und riß mit einer Schnelligkeit und Entschlossenheit, die ich an dem sanftmüthigen Manne bisher nicht erlebt, ein Holzscheit von der Asen. Der rothe Holzknecht fiel ihm wüthend in die Arme, sie rangen. Die Mutter suchte den Vater zu schützen, meine Geschwister in Stroh und Windeln erhoben ein Zetergeschrei, ich sprang im bloßen Hemde zur Thüre hinaus und rief die Mägde um Hilf' an, die wohl schon friedsam in ihren Nestern

ruhen mußten. Die Blinde kam als die erste glücklich über den Hof gehumpelt, während eine der Sehenden über den Schweinetrog stolperte. Und die Jungmagd kletterte auf mein Geschrei und den Lärm im Hause, des Schreckens voll, die Sprossenleiter hernieder, die vom Heustadl in den Hof herabführte. Ohne damals die Tragweite dieser letzteren Thatsache zu erwägen, stürzte ich wieder in's Haus, wo die beiden Männer im heftigen Kampfe schnaufend und ächzend in der Stube von Wand zu Wand fuhren. Der lange Bart des Holzhauers hatte sich in wilden Fetzen um das Haupt meines Vaters geschlungen; dieser schien doch die Oberhand zu gewinnen; da kam der junge Holzknecht, blos in Hemd und blauer Unterhose zwar, aber mit der ganzen Wucht seines Körpers. Die Weiber thaten, was bei solchen Auftritten ihres Amtes ist, sie schlugen die Hände zusammen und jammerten. Meine Mutter nur, als sie sah, es wäre Alles verloren, erfaßte auf dem Herd einen lodernden Feuerbrand, rief: „Ich will Euch noch hinaustreiben, ihr Raubersleut', das weiß ich gewiß!“ und fuhr mit dem Brande an den Bretterverschlag.

„Die Furie will uns verbrennen mitsammt dem Haus!“ so kreischten die Holzknechte und stürzten durch den wirbelnden Rauch zur Thür hinaus.

Wir waren von den unflätigen Gesellen befreit, aber die Flammen züngelten lustig die Wand hinan. Mit heißer Noth — ich weiß heute in der That

nicht mehr, durch welche Mittel — gelang es noch, die Feuersbrunst zu ersticken.

So ist derselbe Abend — der schrecklichste in meinem Leben — in eine stille bange Nacht übergegangen. Die Hausthür hatten wir verriegelt und verrammelt, und als wir das Kienspanlicht ausgelöscht, spähte der Vater noch an den Fenstern, ob sie etwa noch draußen.

Es blieb still, erst am nächsten Morgen kam der junge Holzknecht, um seine und seines Kameraden Geräthe mit sich zu nehmen. Sie haben sich dann im Walde aus Holzschwarten und Baumrinden eine Hütte gebaut, in welcher sie den halben Winter über wohnten, bis die Lärchenstämme verarbeitet waren.

Wir waren jedoch überzeugt, daß sie Böses gegen uns spinnen mußten, worauf aber die Jungmagd einmal ganz klug bemerkte, das Beste wäre doch, mit solchen Leuten sich stets in gütlicher Weise zu vertragen.

„Du hast leicht reden, Dirn, Du weißt nichts," entgegnete ihr mein Vater.

Auf ein Solches — schwieg sie.

Da hatte ich zur selben Zeit einen neuen Schreck. Aus Begierde, die gottlosen Gesellen doch noch einmal zu sehen und zu beobachten, ob ihnen bei ihrer Holzarbeit nicht etwa der Teufel knechtliche Arbeit leiste, lugte ich eines Tages vom Waldwege aus

durch das Dickicht auf ihren Arbeitsplatz hin. Da sah ich, daß sie Todtentruhen machten.

Ich berichtete das zu Hause und rief damit eine große Erregung hervor.

„Wie ich sag', sie haben noch was im Sinn!" sagte meine Mutter.

Der Vater vermuthete: „Bub, Du wirst wieder einmal beim helllichten Tag geträumt haben. Nachschauen will ich aber doch gehen."

Wir gingen in den Wald. Mein Vater guckte durch das Dickicht zu den Holzhauern hin — und da sah ich, wie er blaß wurde. „Uh Halbnarr!" lachte er ächzend, „die graben uns Bauern von ganz Alpel ein!"

In ganzen Stößen waren die Todtensärge aufgeschichtet und noch immer hackten sie mit ihren Beilen an neuen herum. — Wir schossen davon, um allsogleich dem Ortsrichter, der auf dem Berge jenseits des Engthales sein Haus hatte, die Mittheilung zu machen von dem, was wir gesehen. Unterwegs dahin begegnete uns der Zimmermann Michel, dem sagte mein Vater, er möge all seine Hacken und Messer bereithalten, es habe den Anschein auf schlimme Zeiten. Die fremden Männer, die in seinem Walde arbeiteten, thäten nichts, als Todtentruhen machen.

„Ja," antwortete der Michel, „ich hab's auch schon gesehen, ein Glück ist nur, daß diese Truhen nicht hohl sind." Hierauf belehrte uns der erfahrene

Mann über die Form der Eisenbahnschwellen, die, gewöhnlich zu zweien aus dem Block gehauen, bevor sie auseinandergeschnitten wurden, mit ihren sechs Ecken einem Sarge glichen.

Wir kehrten allsogleich um und als wir auf dem Feldraine hingingen, wo der Rasenweg glatt und hübsch eben war, sagte mein Vater zu mir: „Jetzt hätten wir schön Zeit, daß wir uns selber auslachen kunnten, sonst thun's Andere. So geht's, wenn man wem feind ist, des Schlechtesten zeiht man ihn und ist so verblendet, als hätte Einem der bös' Feind die Hörner in die Augen gestoßen. Am Ende sind auch die zwei Holzhacker nicht so schlecht, als sie ausschauen. Wie der Will, ich werd' froh sein, wenn sie beim Loch draußen sind. Und das weiß ich: der Clements kauft mir keine Lärchen mehr ab."

„Weil Ihr keine mehr habt," war meine Weisheit drauf. Der Vater schien sie nicht gehört zu haben.

Die Holzknechte waren endlich fortgezogen und mit ihnen die Lärchenschwellen. Die röthlichen Baumstöcke blieben zurück und auf den Poren derselben standen helle Tröpflein des Harzes. „Daß sie keine Christen waren," bemerkte mein Vater einmal, „zeigt sich schon darin, daß sie nicht in einem einzigen Stock das Kreuzel eingehackt haben." Im Walde war's nämlich damals noch Sitte, daß die Holzknechte in jeden Stock, sobald der Baum gefallen war, mit dem Beil ein Kreuzlein eingruben. Warum, das habe

ich nie recht erfahren können; es wird wohl aus demselben Grunde geschehen sein, aus welchem der Schmied beim Wegziehen des glühenden Eisens mit dem Hammer noch ein paar leere Schläge auf den Amboß thut. Man will mit solchen Dingen dem Teufel, der bekanntlich nie müßig ist und sich in alle Arbeiten der Menschen mischt, das Handwerk legen.

Mein Vater, dessen Leben stets so sehr mit dem Kreuze verwoben war, ging hinterdrein und hieb in die Lärchenstöcke Kreuze ein. Also war's wieder in Ordnung mit dem Walde und voller Frieden, wie es ehedem gewesen.

Und das ist die Geschichte von den fremden Holzern, den Kindern der Welt, die wie ein erster Wellenschlag aus dem hochbewegten Meere des Lebens in unseren entlegenen Waldwinkel gedrungen waren. Wie klein war dieser Wellenschlag, und wie viel Unruhe, Unzufriedenheit und Aergerniß hatte er herangeschwemmt! Nach und nach waren die fremden Elemente wieder vergessen, selbst die Mutter war ihrer Entrüstung endlich Herr geworden. Unsere Jungmagd jedoch blieb — auch seit die Welle wieder zurückgeflossen — unruhig und schwermüthig und hatte oft verweinte Augen.

Wohl möglich, daß an ihr ein Tröpflein des Wellenschlags hängen geblieben ist.



Wie ich mit der Thresel ausging und mit dem Maischel heimkam.

Die Kramer-Thresel, das war eine der acht Seligkeiten meiner Kindheit. Sie war ein altes Weib, und das war ein Glück, denn die jungen Weiber jener Gegend tragen ihre Seligkeiten nicht auf dem Rücken umher, wie das die Kramer-Thresel that, und die jungen Weiber bieten ihre Schätze nicht an Knaben unter siebzehn Jahren aus, wie das die Kramer-Thresel that. Sie trug eine braune Holzkraxe auf ihrem krummen Rücken, in derselben waren der Schubladen drei oder vier, und obendrauf lag noch ein großes blaues Bündel festgebunden.

Wenn wir Kinder etwas recht Braves, recht unerhört Braves thaten, so sprach aus dem Munde unserer guten Mutter der Geist der Verheißung. „Kinder," sprach er, „wenn einmal die Kramer-Thresel kommt, so will ich Euch was kaufen."

Da huben wir denn allemal ein Freudengeschrei an und stampften mit den Füßen, bis die Mutter wieder sagte: „Ja, wenn Ihr ein solches Getös' macht, da werde ich Euch nichts kaufen!"

Allsogleich war's still, daß man ein Mäuschen hätte laufen hören können, wenn eins gelaufen wäre. Aber die Mäuse kamen nur in der Mitternacht hervor — und die Kramer-Thresel kam gar nicht.

Heißt das, sie kam. Seit urewigen Zeiten kam sie des Jahres ein- oder zweimal in unser Haus, wir selbst hatten das schon erlebt — doch so unbeschreiblich langsam ging die Zeit dahin, daß uns Kindern zwischen Frühjahr und Herbst, und zwischen Herbst und Frühjahr eine blaue Ewigkeit lag, in der die Mythe von der Kramer-Thresel schwamm und verschwamm, wie eine Lerche im Himmelsblau.

Und einmal mitten im Winter, an einem ganz gewöhnlichen Tage, da der Vater im Stalle die Ochsen strigelte und die Mutter in der Stube spann und meine kleineren Geschwister sich einer zerbrochenen Spule wegen auf dem Flötz herumbalgten und ich Feldrüben in den Schweinstrog schnitt, im Busen den Trieb, mich an dem Kampfe zu betheiligen — ging die Thür auf und sie war da.

Die Kramer-Thresel. Und als aus ihrer Kraxe die Schubladen mit den Taschenveiteln und den Mundharmoniken, und den Tabakspfeifen, und den hellroth angemalten Spielkästlein, und den messingenen

Hosenknöpfen und Hafteln, und den bunten Zwirnsträhnen und Nähzeug, und den feingeschnitzten Holzlöffeln, und den Stehaufmandeln und Allem, Allem auf unserem Tische ausgestellt waren, und wir Kinder mit Poltern und Stoßen ringsumher die Bänke besetzten und Augen und Mund aufthaten, da sah ich erst ein, was dieser Tag für ein grauenhaftes Loch gehabt hätte, wenn die Kramer-Thresel nicht gekommen wäre.

Mein Sinn stand nach Allem, obzwar ich mir sofort klarstellte: Alles kannst nicht haben, den Himmel kriegst erst, wenn Du gestorben bist, aber auf Eins setz' Dich fest. — Meine Hand zuckte nach einem Rößlein, das auf einem Brett stand, welches vier „Radeln" hatte. Das Rößlein war ziegelroth angestrichen und hatte an den Weichen weiße Blumen.

Und im Sattel saß ein blauer Reiter, der hatte einen großen Schnurrbart im Gesicht und sogar Augen, und einen wirklichen Federbusch auf.

„Laß stehen, Bub, und greif' nicht Alles an!" verwies mir die Mutter, aber die Kramer-Thresel, welche so gütig und geduldig war wie unsere liebe Frau, sagte: „Oh, das macht nichts, thu's nur angreifen, das Zeugl, schau, der Hußar reitet Dir schon entgegen!" und schupfte das Rößlein, daß es zu mir über den Tisch her rollte.

„Haben ja kein Geld nicht," bemerkte die Mutter.

Die Kramer-Thresel überhörte zum Glück das gefährliche Wort, sie machte einen Deuter auf mich und sagte: „Das ist gewiß das ausbündige Bübel, das lesen und rechnen kann, und allerhand Gedichtet's austüpfelt, wie's die Leut' verzählen."

„Ja," antwortete die Mutter, ohne das Spinnrad auch nur einen Augenblick stehen zu lassen, „austüpfeln kann er schon was, wenn er nur nicht so schlimm sein thät!"

„'s selb glaub' ich nicht, daß er schlimm ist," meinte die Thresel, „weißt was, Waldbäurin, das Bübel kunnst mir leihen. — Ganz ernster Weis, Waldbäurin. Meine Tochter, die hat bei den Geißen heimbleiben müssen und nu bin ich morgen auf dem Rattner Kirchtag hell allein. Der Kramerstand (die Verkaufsbude) ist just nicht klein, Leut' sind viel und ist allemal ein Gedräng um's Standel herum, Eins kann nicht genug aufpassen, und hab' ich mir unterwegs noch träumen lassen: wenn ich den Waldbauernbuben kunnt mitkriegen. Ich thät' schon was hergeben."

So die Thresel, und als jetzt die Mutter das Spinnrad stehen ließ, um Antwort zu geben, war mir, „wie einer armen Seel' beim jüngsten Gericht".

Die Mutter sagte: „Ja, wenn die Thresel meint, daß sie ihn brauchen kann, vielleicht friert ihm der Unend (Vorwitz) dabei ein Eichtl aus und Zeit hat er, daß er mitgeht auf den Rattner Kirchtag."

Ich bin von der Bank geflogen, und ehe noch an den Vater berichtet werden konnte von meiner unglaublichen Standeserhöhung, war ich schon im Sonntagsgewandel.

Meine Geschwister erhielten jedes ein Holzlöffelchen, das glänzend schwarz lackirt war und in der Höhlung ein rothes Blümlein hatte. Sie fuhren allsogleich damit in den Mund und bildeten sich ein, sie äßen Kindsbrei.

„Und der Reiter gehört Dein,“ sprach die Kramer-Thresel zu mir, „den hebt Dir die Mutter auf, und morgen, wenn Du heimkommst, laßt ihn recht ausreiten.“

Die Mutter rieth, ich sollte ein Stück Brot mitnehmen, allein die Thresel sagte, indem sie ihre Waarentrage wieder zurecht machte: „Das wär' nicht schlecht! Verköstigen werde ich meinen jungen Kramer schon selber. Verhoff's, daß wir ein gutes Geschäft machen werden auf dem Rattner Kirchtag. Und jetzt werden wir anrucken müssen, Bübel.“

„So geht's halt in Gottesnamen!“ sagte die Mutter und spann. Meine Geschwister aßen mit ihren neuen Löffeln von der Tischplatte weg noch die leere Luft und wir gingen, wie es die Mutter gesagt.

Ratten ist ein Dörflein zwischen den Waldbergen der Feistritz am Fuße der Rattneralpe. Es hat viele Bauernhäuser auf den Hängen und in den Schluchten zerstreut. Es hat einen ausgiebigen Dorftrost, nämlich

ein paar stattliche Wirthshäuser, und es hat eine schöne, geräumige Kirche, in welcher der heilige Nicolaus als Pfarrpatron wohnt. Diesem Patron zu Ehren wird alljährlich zu seinem Namenstag, am 6. December, ein Kirchtag abgehalten, und das war der Kirchtag, zu dem wir gingen.

Wir hatten drei Stunden dahin zu gehen, weil wir unterwegs in einigen Häusern zusprachen, verhoffend, ein paar Kreuzer zu lösen. Die Leute schoben aber ihre Einkäufe auf den morgigen Kirchtag. „Macht nichts," meinte die Thresel, „sie kommen uns morgen." Da im tiefen Schnee der Graben, den wir Pfad nannten, gar schmal war, so schritt voran die Thresel mit ihrer Kraxe, deren angebundener Ballen hoch über ihr Haupt hinausragte; und hintendrein trippelte ich und hatte nur selten einen Blick frei über die Schneemauer hinaus in die weite Welt. Diese weite Welt dehnte sich bis zum Waldhang, der hinter dem vereisten und versulzten Wasser aufstieg und an welchem dort und da ein Häuslein klebte oder eine träge rauchende Kohlstätte war. Und endlich sah ich über einer Höhung den rothen Riesenzwiebel des Kirchthurms von Ratten hervorragen. Auf der Straße, in die wir nun einbogen, war es recht lebhaft. Da fuhren Schlitten, mit einem alten Roß oder mit einem alten Weib bespannt, da schleppten Andere an hochgeschichteten Rückentragen, Jüdlein darunter mit ihren Bündeln doch den Uebrigen vor-

hastend, da huschten mit aufgestülpten Rockkrägen Musikanten mit vereisten Schnurrbärten, da kamen schon Holzknechte und Tagwerker in ihrem Sonntagsstaate daher und trotteten recht langsam, als wenn es gar nicht eile, aber doch auf kürzestem Wege dem schon durch und durch lebendigen Wirthshause zu.

Auf dem Kirchplatz baute das Krämervolk schon an seinen „Ständen", deren Bretter noch öde und leer lagen, deren Wand- und Dachgerippe noch von keiner Plache überspannt waren.

Als wir mitten auf den Platz gekommen waren, blieb die Thresel stehen, starrte gegen das Kirchhofsthor hin und murmelte: „Was ist das?"

War der Standplatz schon verbaut, der an der lebhaftest begangenen Stelle lag, just vom Kirchenthore her, und den die Thresel seit altersher besessen hatte. Der Maischel, ein wegen seiner spottbilligen Waaren berüchtigter Hausirjude, hatte hier seine Stätte aufgeschlagen.

„Ich pack' nit aus," sagte die Thresel mit einem schönen Ebenmaß von Entrüstung und Selbstgefühl und that just so, als wollte sie auf der Stelle umkehren. Stand noch zu rechter Zeit der Taferner da, der Kirchenwirth, der die Standplätze zu vergeben hatte, und der seine Handlung damit entschuldigte, daß er der Thresel zu bedenken gab, der Jude habe doppeltes Standgeld für den Platz am Kirchhofsthore geboten.

Für einen solchen Handel, sagte nun die Thresel, sei Ein Jude zu wenig, Einer müsse sein, der das Gebot mache und ein Zweiter, der es annehme.

Der Taferner that ein süßes Lächeln, als hätte ihm die Thresel eine Schönheit gesagt, dann schlug er ihr den gegenüberliegenden Platz vor, just neben der Bildsäule des heiligen Nicolaus, das wäre eigentlich noch ein viel besserer Platz und für den alten Preis zu haben.

Was blieb uns übrig, als anzunehmen? Nun gingen wir eine warme Suppe essen, dann machten wir uns flink an das Standaufrichten. Die Thresel hatte ihr eigenes Zeug dazu, welches in einem Gelasse der Taferne aufbewahrt war und welches wir nun herbeischleppten. Als wir die Bretter heranschleiften, wußte die Thresel ein paarmal solche Schwenkungen zu machen, daß wir damit scharf an das gegenüberstehende Judenständlein anrannten. Dieses wackelte, aber der Maischel stützte es behendig und schmunzelte dabei. Der Jud Maischel war ein gar schlichtes, aber rührsames Männlein, sein Haar und Bart war kohlschwarz und gekräuselt, wie bei neugebornen Lämmern die Wolle, in seinem dunkelrothen Gesichte lugten zwei Aeuglein, die Einem nie in's Antlitz schauten, sondern allemal, wenn er sprach, der Gegenperson an den Hals oder an die Achsel guckten. Der Jud Maischel hatte eine geradezu überchristliche Sanftmuth, er war mit nichts zu erzürnen.

Tief entrüstet war er einzig nur, wenn man ihm für eine Waare, die er um drei Gulden schätzte, etwa zwölf Groschen anbot. Aber voll tiefer Verachtung schlug er die Waare um dies schmähliche Angebot los und dem Käufer wurde angst und bang.

„Frau Thresel," sagte ich nun zu meiner etwas schwermüthig gewordenen Principalin, „die Rattnerleut' sind Ehrenleut', die kaufen dem Leutanschmierer nichts ab, die Frau Thresel wird's schon sehen."

„Gott geb's!" seufzte sie auf.

Nun wurde es Abend, und am Abend wurde es lustig. Beim Taferner waren alle Tische besetzt und auf jedem Tisch stand ein Kerzenlicht und darüber war der Wein- und Bratenduft und der blaue Tabakrauch, daß es eine helle Pracht war.

Wir zwei saßen im Ofenwinkel, hatten neben uns auf der Bank ein Glas Obstmost stehen, in das wir — einmal ich und einmal die Thresel — eine Semmel tauchten. Die Wirthin wollte auch uns Licht bringen, indem sie sagte: „Nicht einmal ein Todter mag ohne Licht sein."

„Das schon," antwortete die Thresel, „aber wir Zwei sind noch lebendig und zum Dasitzen sehen wir häufig genug, und daß wir uns für Andere beleuchten lassen wollten, dazu sind wir zu wenig schön."

In Wahrheit wollte sie nur nicht, daß das übrige Krämervolk, welches in der Wirthsstube hochmüthiger-

weise bei Wein und Schöpsenfleisch schwelgte, unser bescheidenes Nachtmahl sehen sollte. Sie hatte eine Ahnung davon, was bei einem Kaufmann der äußere Schein bedeutet.

Die Gesellschaft wurde immer lauter und unbändiger und etliche Burschen huben an zu singen:

„In Ratten, da ist's lustig,
In Ratten, da ist's lustig,
In Ratten, da ist Alles frei,
Da geht ka Polizei!"

„Leider Gottes!" sagte die Kramer-Threfel vor sich hin, „und jetzt gehen wir schlafen."

Sie hatte sich eine Kammer bestellt; ich wurde zum Pferdeknecht in's Bett gethan. Der Pferdeknecht hatte schon von Natur einen stattlichen Leib, als er aber so neben mir im Bette lag und schlief — er schlief wie ein Pferdeknecht — floß er so sehr auseinander, daß ich an den Rand gedrückt wurde und Gefahr lief, auf den Boden zu fallen. Glücklicherweise war vom Bette etwa nur einen Fuß entfernt die Stallwand, an welcher zwar das Wasser des Stalldunstes niedertropfte, an welche ich mich aber mit dem ausgestreckten Arm dermaßen anstemmen konnte, daß ich dem Drucke meines Bettgenossen die ganze Nacht hindurch glücklich Stand hielt. Daß man in solcher Lage vom Schlafe nicht belästigt wird, ist selbstverständlich, und so hatte ich denn Zeit, in Gedanken den Pferdeknecht zu entschuldigen,

der, müde von des Tages Last und Plage, rechtmäßig ja über das ganze Bett verfügen konnte; und im Gedanken auch Gebete zu verrichten, daß morgen unter meiner Mitwirkung der Kirchtag für meine Principalin doch um Gotteswillen gut ausfallen möge. Ich sann mir Reden aus, um die Käufer anzulocken und die Waaren zu preisen, und ich sah die Leute herbeiströmen zu unseren köstlichen Sachen. Wir hätten Alles verkauft, auch das leere „Standl" noch dazu, wenn ich nicht zu früh von meinem Traume erwacht wäre. Und nun gewahrte ich, daß sich mein Pferdeknecht mitsammt den Pferden fortgemacht hatte — „schon fahrend draußen auf den kalten Straßen". Jetzt, das war ein Wohlbehagen, wie ich mich nach Gefallen strecken konnte im weiten Bette und mich einmal gründlich durchwärmen. Ich bedauerte den Pferdeknecht, daß er schon so früh in den Winter hinaus gemußt, aber im Grunde war's mir doch lieber, als wenn er noch im Bett gelegen wäre mit seiner breiten, schlaftrunkenen Wesenheit.

Leider dauerte das nicht lange. Die Thresel tastete sich in den Stall, rief meinen Namen und fragte, ob ich ausgeschlafen hätte. Ich sprang sogleich auf. Als wir bei der Frühsuppe saßen in der wohldurchwärmten Wirthsstube, gab mir die Thresel Weisung, wie ich mich am Standl zu verhalten hätte. Für's Erste einmal Acht geben, daß nichts „Füße kriegt", dann, wenn um den Preis von etwas gefragt würde,

es ihr — der Thresel — allsogleich mitzutheilen, nach ihrem Ausspruch aber wohl nicht mehr „handeln“ zu lassen, weil sie die Sachen nicht überschätze. — Dann gab sie mir zwei Sechser, damit ich wisse, wofür ich mir am Standl Finger und Nase erfrieren lasse, dann nahm sie ihre Kraxe und wir gingen in des lieben Gottes Namen hinaus auf den Kirchplatz.

Es war noch nächtig, aber man hörte schon das Gesurre der Leute und die Kirchenglocken läuteten zu der Rorate. An den „Kramerstandln“ war viel Hämmern und Schreien, und auch wir prüften nochmals unsere Bude und legten, während drin in der Kirche die Orgel tönte, unter stillem Einschluß in die heilige Messe, die Waaren aus. Und nun trat mir die Größe und Vielfältigkeit der Habe meiner Principalin ganz vor Augen. Sie hatte Alles, denn was sie nicht hatte, daran dachte ich nicht, es war Nebensache. Sie hatte Klein- und Galanteriewaaren, wie sie der Bauer braucht, oder wenigstens gerne besäße, wenn er sie kaufen könnte: allerlei Messer und Gabeln und andere Werkzeuge, Geldtäschchen, Brieftaschen, Hosenträger, Uhrschlüssel, Rauchzeug, Sacktücher, Heiligenbildchen, Einschreibebüchlein, Zwirn, Bänder, Kinderspielwaaren, Handspiegel, und so weiter über den langen und breiten Tisch hin, und was an den Stangen und Haken hing, und was noch in den Laden der Kraxe und in dem unerschöpflichen Ballen war.

Aber als nun der Tag graute — ein trüber, sachte schneiender Wintertag — da mußte ich sehen, daß der Jude uns gegenüber all dieselben Sachen ausgestellt hatte, aber viel kecker und wirrer ausgestellt, daß sie ordentlich in die Augen schrien. Und an den Dachecken seines Standls prangten zwei rothe Fähnlein, wie bei uns zu Kriegszeiten, wenn die Soldaten fortzogen, oder beim Festscheibenschießen am Kaisertag, oder wenn sonst etwas Unerhörtes war. Und zwischen den Fähnlein war eine große Tafel: „Gut und billig, da kauft's ein!" Und nahm jetzt — wie die Leute aus der Kirche strömten — der Racker eine Mundharmonika zwischen die Zähne, und blies darauf los, und schrie über die Leute hin, daß er einen Haupttreffer gemacht hätte in der Lotterie, und daher heute Alles verschenke. „Das Stück Silberlöffel fünf Kreuzer, das Dutzend noch billiger!" rief er und brachte damit die Leute in Verwirrung. Dann schwang er hellrothe Seidentücher über die Köpfe hin, „für Dirndaln!" rief der Maischel, konnte aber nicht einmal die Worte aussprechen, „und wenn eine das tragt um den Hals, laufen ihr alle Buiben nach. Ich geb's aber nicht her!" Und zog es hastig wieder zurück. Solche Sachen trieb er und schrie fortwährend: „Da geht's herbei! Da wird gehandelt, geschenkt, noch was draufgegeben, da ist der Glücksberg!" Und immer dichter wurde um das Judenstandl die Menschenmenge, und uns, dem

ehrbaren Stande der Thresel, wendeten sie den Rücken zu.

Mir wurden in meinem Zorne alle Schneeflocken grün und gelb vor den Augen und ich stieß die Thresel: sie solle doch auch zu schreien anheben, daß uns die Leute sähen.

„Du bist nicht gescheit," sagte sie zu mir, „wo solche Leut' lärmen, da ist's ein Schand und Spott, das Maul aufzumachen. Da packen wir lieber z'sam'."

Jetzt hub weiter unten auf dem Platz auch noch ein Anderer zu schreien an; das war ein Krainer, wollte aber gescheiter sein als der Jude und rief: „Daher Leutel, daher! Bei mir ist die Schönheitsseife zu haben, die echte, approbirte und privilegirte Schönheitsseife! Werden alle garstigen Dirndln, die sich damit waschen, engelsauber und alle alten Weiber blutjung!"

„Das ist Schwindel vom Krainer!" rief der Maischel, „bei mir zu bekommen die ganz neu erfundene, blüthelweiße und rosenrothe Schönheitsseife, aber nur für die Jungen und Schönen zu gebrauchen, daß sie nicht werden alt. Echt und billig. Meine Herren und Damen, geht nicht vorbei an Eurem Glück!"

Selbstverständlich wählte Jede die Seife des Juden.

Nun hub der Maischel an und schellte in einem Sack Nummern und ließ ziehen. Er spielte seine

Waaren aus; mit einem Groschen Einsatz konnte man goldene Ringe und Uhren, ganze Fläschchen von Liebestränken und die ungaublichsten Schätze gewinnen.

Die Thresel hatte den lärmenden Juden lange beobachtet — Zeit hatte sie dazu — und nun sagte sie kopfschüttelnd: „Der ist vom Teufel besessen."

Der Markt war schon im vollsten Gange, es wurde gefeilscht und gekauft, es wurden Späße getrieben beim Lebzelter und beim Schnapsschenker und man hörte singen:

„In Ratten, da ist Alles frei,
Da gibt's ka Polizei!"

Weiber gingen umher von Stand zu Stand, und füllten ihre Handbündelchen mit Aepfeln, Nüssen, Lebzelten und Spielwaaren, für ihre Kinder zum „Nikolo". Ich hielt die Hände in den Hosentaschen und zappelte mit den Füßen hin und her und klöpfelte die hartgefrornen Schuhe aneinander. Von den Zehen wußte ich ohnehin nichts mehr, sie gaben kein Lebenszeichen von sich, was übrigens in jenen Zeiten bei mir nichts Neues war — die Zehen hielten ihren Winterschlaf und die Kälte fing mir in ihnen allemal erst an wehe zu thun, wenn es warm wurde. Nun, so trippelte ich an unserem vergessenen Standl und wir hatten immer noch nicht ein Stück verkauft. Mir war zum Verzagen.

„Ich möchte in den Erdboden versinken," flüsterte ich der Thresel zu.

„Dazu ist er viel zu hart gefroren," war ihre Antwort, „aber das muß ich schon sagen, ein solcher Kirchtag ist mir was Neues."

Das Wort hatte mich in's Herz getroffen. Vielleicht war ich die Schuld! Ich hatte keinen Schick, gar keinen, konnte die Sache nicht betreiben, stand da, „wie der Damerl beim Thor" und schaute blitzdumm drein. — Ein solcher Kirchtag ist ihr was Neues!

Jetzt sah ich am Rande unseres Standels einen guten Bekannten von meiner Gegend, es war des Grabenbergers Schafbub, das Natzelein. Das lugte so auf die bleiernen Taschenuhren her, und auf die Ludelpfeifen und auf die blinkenden Federmesserlein und auf mich, wohl erwägend, wieso ich bei diesen Schätzen stehe, die er mit gierigen Augen angriff, nachdem ihm früher die Thresel mit den Worten: „Schau, das gehört nicht Dein, das laß stehen!" seine Finger von einem zinnernen Streichholzbüchslein losgelöst hatte. Zu diesem Natzelein strich ich nun hin, und ihm heimlich meine zwei Sechser in die Hand drückend, flüsterte ich ihm hastig in's Ohr: „Kauf was! Kauf Dir was!"

Alsbald stand ich wieder auf meinem Platz und schaute muthiger auf die ergebene Thresel hin, mit Herzklopfen die Herrlichkeit erwartend, da ja jetzt bald ein Käufer anrücken würde.

Das Natzelein lugte in seine hohle Hand und da es sah, es wären zwei silberne Sechser drin, machte es ein grinsendes Gesicht zu mir herüber, dann drehte es sich flugs um, und kaufte drüben beim Juden ein Tabakrauchzeug.

Jetzt vergaß ich meiner Würde, hin schoß ich zwischen den Beinen der Leute, wie ein gereizter Tiger auf das Natzelein zu und warf es zu Boden. Ein Gebalge entstand, daß der Schnee stäubte und die Leute mit hellem Gelächter einen Kreis um uns bildeten. Ich wollte dem Natzelein für seinen Hochverrath die neue Pfeife entwinden und sie zu Scherben machen, aber der Rattner Gemeindediener ließ mir keine Zeit dazu. Dieser Mensch faßte mich auf einmal beim Rockkragen an und zog mich hübsch kräftig in die Höhe; und weil Alles rief, ich hätte ohne allen Anlaß den arglosen Jungen überfallen, so war nun vom Gemeindekotter die Rede.

Da kam ich drauf, daß der Ausspruch der Thresel auch auf mich passe: „Ein solcher Kirchtag ist mir was Neues.“ Aber ich biß in die Lippen hinein, und wie sie mich auch verhörten: warum ich wäre raufend worden? das wäre sauber, wenn es an Kirchtagen die kleinen Buben den Großen nachmachen wollten! — ich sagte kein Wort. Ich konnte keins sagen und wollte auch nicht, weil ich mir dachte, sie könnten dann glauben, das, was geschah, wäre aus Geschäftsneid geschehen.

So wurde ich nun befragt, ob ich der Kramer-Thresel ihr Sohn sei; da schrie meine Principalin vom Standel her, ich wäre nichts weniger als ihr Sohn, ich wäre der Waldbauernbub, sonst ein gutes Kind, aber ich müsse vor Kälte wahnsinnig geworden sein.

Der Gemeindediener von Ratten konnte nichts Besseres thun, als stark in seinen riesigen Schnurbart hineinzupfauchen und mich dann an der Hand durch die Leute, die ganz grauenhaft bereitwillig uns eine Gasse bildeten, vom Marktplatze wegzuführen. Vom Markte weg und hinaus vor das Dorf, wo er mich mit dem wohlgemeinten Rathe, ich solle schauen, daß ich heimkäme, auf der freien Straße stehen ließ.

Von rechtswegen hätte ich jetzt wimmern sollen, allein ich konnte nicht, meine Entrüstung war zu groß. Ich beschloß, nicht zu schauen, daß ich heimkäme, sondern auf der Straße zu warten, um über den Grabenberger Buben, wenn er des Weges ginge, ein gerechtes Gericht zu halten, und auch die Kramer-Thresel abzupassen, um ihr den ganzen Sachverhalt mitzutheilen, wie ich dem Natzelein mein Geld gegeben, daß er ehrenhalber bei uns was für sich kaufe und wie diese Creatur die Silberlinge zum lärmenden Juden getragen habe.

Spät am Nachmittage, als schon das Volk der ganzen Gegend mit seinen verschiedenen Einkäufen und Räuschen zu Fuß und zu Schlitten vorübergezogen war, kam die Thresel mit ihrer schweren Trage heran-

geschnauft, und neben ihr watschelte die Creatur daher mit dem verbundenen Kopf, liebreich von der Alten an der Hand geführt und gezärtelt, als wollte sie es gut machen, was ihr Bursche an diesem Natzelein verbrochen. Unter solchen Umständen verbarg ich mich rasch hinter einen Fichtenstamm und ließ sie vorbeiziehen. Und dann ging ich ihnen langsam nach, voll der tiefsten Betrübniß.

Ich war noch nicht auf halbem Wege, als eine solche Müdigkeit über mich kam, daß ich mich an den Schnee hinlehnte, um zu rasten. Auf diesem Pfade gingen keine Menschen mehr. Es war im Hausteiner Walde, die Häher und Krähen stäubten Schnee herab von den Bäumen. — Ich mußte schon recht gut geschlafen haben, da wurde ich plötzlich aufgerüttelt, und vor mir in der Abenddämmerung stand der Hausirer Maischel mit seinem Bündel.

„Was ist's denn mit Dir, Würmlein,“ sagte er „das Erfrieren ist ja nicht gesund! Da müssen wir noch bei Zeiten einheizen!“ Er hielt mir ein Holzplützerchen an den Mund, und als ich daraus ein paar Schlucke that, da wurde mir so warm inwendig, so warm um's Herz, daß es mir zu Sinn kam: der Maischel ist doch kein schlechter Mensch. Da er fand, daß es nicht rathsam sei, mich allein zu lassen, so ging er mit mir bis zum Hause meines Vaters. Also ist es geschehen, das ich mit der Thresel ausging und mit dem Maischel heimkam.



Als ich —

Einst war in unserem Waldhause ein alter Knecht, der einen gloriosen Spitznamen hatte — er hieß der Thalerbüchsen-Toni.

Er besaß nämlich — ob als Erbschaft oder als Ersparniß, das ist nicht ergründet worden — einen kleinen Schatz von alten Silbermünzen, theils mit Bildnissen Maria Theresia's, Friedrich's des Großen, theils mit dem Bilde der Mutter Gottes oder mit dem Zeichen von Krummstab und Schwert, von Adlern, Löwen, zweiköpfigen Tigern, von Kreuzen und Ringen, seltsamen Buchstaben oder anderen geheimnißvollen Markirungen. Etliche dieser Münzen, die wir, ohne Unterschied des Landes, der Prägung und der Größe, Thaler nannten, sollen sogar vom dreißigjährigen Kriege hergestammt haben. Den Schatz hielt Toni der Knecht eingeschachtelt in einer runden, blutroth angestrichenen Holzbüchse. Wenn

nun der Feierabend kam oder eine stille Feiertagsstunde war, holte er aus seiner Kleidertruhe die Büchse hervor, aber nicht etwa, um nach alter Geizhalsart für sich allein darin zu wühlen und zu schwelgen, sondern um die Thalerfreude mit seinen Hausgenossen zu theilen, ihnen nach seiner Weise die Geldstücke zu erklären, sie dann auf dem Tische klingen zu lassen, um die Feinheit des Silbers zu bekunden und sich an den gierigen Blicken zu weiden, die auf seine schönen Thaler niederstachen.

Sobald jedoch die Leute merkten, es fiele bei dieser wiederholten Silberbeschau weiter nichts für sie aus, wurde ihnen die Sache langweilig und sie sagten: „Geh, laß uns in Ruh', Toni, mit Deinen alten blinden Schimmeln, wenn du keinen herschenkst, so wollen wir sie auch gar nicht sehen.“ Derlei undankbare und lieblose Bemerkungen verdrossen den Knecht Toni allemal so tief, daß er in dem betreffenden Hause sofort den Dienst kündigte und in einen anderen Hof zog, wo man die Thalersammlung, die den Inhalt seines Knechtelebens ausmachte, wieder besser zu würdigen verstand. — Aber die Bauersleute sind so viel hochsinnig, sie halten nichts auf's Geld, wenn sie es nicht kriegen. Und so kam es, daß der Toni gar häufig seinen Dienst wechselte, trotzdem er sonst ein stiller, zufriedener Mensch und kein schlechter Arbeiter war.

Nun, so war der Thalerbüchsen-Toni auch in unser Waldhaus gekommen, und weil er an meinem

Vater einen Mann fand, der die Geldstücke nicht nach deren Gewicht schätzte, sondern an den Bildnissen der Könige und Kaiser und besonders an der lieben Mutter Gottes seine Freude hatte, und weil er an uns Kindern eine jubelnde Schaar von unersättlichen Bewunderern sah, so lebte er in unserem Hause neu auf.

Und jeden Abend nach dem Vesperbrot kam er denn von seiner Gewandtruhe, die oben im Dachgelasse stand, zu uns in die Stube, geheimnißvoll die rothe Büchse noch unter dem Rocke bergend, sie dann langsam hervorziehend, stets mit einer Miene, als ob es das allererstemal geschehe und er etwas unerhört Neues aufzuzeigen hätte. Und wenn er dann am sicheren Orte des großen Eichentisches saß und wir in einem festen Wall um ihn herum waren, schraubte er mit einer bedächtigen Fertigkeit die Büchse auf und faßte Einen um den Andern mit zwei Fingern an, wie der Priester die Hostie, und begann mit seinen Auslegungen. An jedem Stücke war eine besondere Merkwürdigkeit. Da war eine Maria Theresia, die scheinbar ihre Augen verdrehte, wenn man ihr die blinkende Münze Fritz des Großen gegenüberhielt. Ein anderer Thaler zeigte noch Rostflecken vom dreißigjährigen Kriege, von welchem der Knecht bemerkte, man müsse nicht glauben, daß dieser Krieg dreißig Jahre lang ohne alle Unterbrechung gedauert habe; in den meisten Nächten, besonders

aber zu den hohen Festtagen, habe man die Schlacht unterbrochen und Freund und Feind in Gemeinschaft sein Gebet verrichtet. — Auf einem anderen Thaler war das wahrhaftige Bildniß unserer lieben Frau und ein Ablaß daran für den, der es küßte. Wir durften es auch küssen, alle der Reihe nach, auch die Dienstboten, die der Knecht gut leiden konnte; zu den Anderen sagte er, sie möchten sich ihren Ablaß nur anderswo holen, sie saugeten mit ihren ungewaschenen Mäulern leicht die ganze heilige Weihe aus dem Silber.

Besonders ein halberwachsener Bursche, der Hiasel, war es, welcher durch manch lose Bemerkung über den Toni und seine Büchse des alten Knechtes Unwillen in so hohem Grade erweckt hatte, daß er nicht ein einzigmal zur Thalerschau, geschweige zum Kusse zugelassen wurde.

Der Hiasel war kurze Zeit früher als unterstandsloser, etwas verkommener Junge des Weges gestrichen und mein Vater hatte ihn aufgenommen, mit gutem Hanfzeuge bekleidet, auch ordentlich ausgefüttert, denn die ersten Wochen war der heimatlose Bursche gar nicht zu sättigen gewesen. Dafür griff der Hiasel nun auch die Arbeit flink an, war munter und das regelmäßige Leben schien ihm gar nicht übel zu gefallen. Er sah jetzt recht gesund aus, war schlank gewachsen, und weil er auch die Haare kämmte, so wollte er schier ein hübsches Bürschlein werden. Ich, das muß ich wohl gestehen, hatte keine

besondere Zuneigung zum Hiasel, nicht allein, weil er mir immer als Beispiel aufgestellt wurde, wenn ich mich nicht waschen und strählen wollte, sondern und vielmehr noch, weil der Hiasel „Peitenstegga“ anstatt Peitschenstecken sagte. Er war aus dem Niederösterreich herübergekommen und mir war des „Fremdeln“ in der Sprache unheimlich und dieses „Peitenstegga“ geradezu eine Ungeheuerlichkeit. Der Bursche schnitt mir manchen Peitschenstecken und unterstützte mich bisweilen in meinen kindlichen Spielen; doch niemals vermochte ich für ihn Neigung zu fassen, da wandte ich mich zehnmal lieber dem alten Toni und seiner Thalerbüchse zu.

Des Alten schmunzelndes, wichtigthuendes Gesicht anzuschauen war für mich eine rechte Unterhaltung. Dieses platte, runzelige Gesicht mit den großen Wangenknochen, mit den völlig wasserfarbigen Aeuglein, die fortwährend hinter den buschigen Brauen Versteckens spielten, wenn die Thaler aufmarschirten, dieses Gesicht war ein großer Spaß; und wie der Mann als Zeichen seiner höchsten Befriedigung die furchige Stirnhaut auf- und niederriß und selbst die Ohrläppchen bewegte wie ein Eselein — das war doch gar zu possirlich. Und nun kam mir auf einmal der Gedanke: Wenn der Toni schon in seiner Lustigkeit ein so spaßiges Gesicht macht, wie erst, wenn er zornig und wild ist? — Mit diesem Gedanken hebt die Geschichte an.

Eines Tages, als die Leute auf dem Feld waren, stieg ich mit etwas schlotternden Beinlein die Stiege vom Dachgelaß herab und freute mich auf die Stunde, wenn der Toni wieder seine Thaler aufzeigen will und sie nicht findet. Das wird ein Gelächter geben! Aber ich lache still und sag' den Spaß erst am anderen Tag.

Es war die genöthige Schnittzeit, da wird bis in die späten Abende hinein gearbeitet, da ist's nichts mit dem Thalergucken. Ich vergaß auch bald darauf, ich mußte Garben tragen und dem Vater die Kornschöberlein aufspreizen helfen. Auch waren die Kirschen reif, eine Zeit voll Sehnsucht für mich, denn ich wagte noch nicht den Stamm emporzuklettern und das Niederziehen der Aeste vermittelst Haken war scharf verboten; wenn ein Ast brach, da verstand mein Vater keinen Spaß. Das muthwillige Abreißen von Aesten nannte er: Den Nachkommen Kirschen stehlen. Das war freilich ein garstiges Wort und verzichtete ich schließlich doch lieber auf die so hellroth niederleuchtenden Kirschen bis zum Samstagfeierabend, wenn sie mir der Vater regelrecht herabholte oder es der Hiasel that, der ein arger Kletterer war.

Damals erfuhr ich, was ein böses Wort vermag. Als der Hiasel hoch oben an einem schaukelnden Aste saß und ihm bei jeder Schwenkung des Hauptes die frischen Kirschengabelein förmlich in den Mund

hineinhingen, rief er zu mir nieder in's Gras, es wäre eine Schande, daß ich noch auf keinen Kirschbaum könne! und warf mir — der ich die Haube nach Kirschen aufthat — ein paar feuchte Körner hinein. Ich sprang ergrimmt an den Baumstamm und in wenigen Augenblicken war ich zu meiner eigenen Ueberraschung oben beim Hiasel.

Ich wollte eben der Jubelstimmung über meine plötzlich eingetretene Mannhaftigkeit in einem hellen Juchschrei Luft machen, als neben im Hause auf einmal ein unheimlicher Lärm entstand. Der Toni sprang wie rasend zur Thür heraus, hielt mit beiden Händen seinen grauen Kopf und schrie: „Mein Geld ist weg! Mein Geld ist weg!"

Ihm folgte mein Vater: der Toni solle sich doch nicht den Kopf wegreißen, das Geld würde sich ja finden, er ließe das ganze Haus durchsuchen. Ein paar Dienstmägde zeterten: das wäre ihnen auch auf der Welt noch nicht passirt, daß sie sich aussuchen lassen müßten, wie Schelminnen, aber sie thäten es von selber, würfen dem Bauer all ihre Habseligkeiten vor die Füße, Stück für Stück, und solle er schauen, ob die dumme Thalerbüchse darunter sei.

„Die dumme Thalerbüchse!" stöhnte der alte Knecht, „o Bauer! mein Bauer! Das Herz möcht' mir zerspringen vor lauter Unglück!" und er hub an laut zu weinen und ging, immer noch den Kopf zwischen den Händen haltend, um's Haus herum,

als müsse die Thalerbüchse irgendwo auf dem grünen Rasen liegen.

Jetzt hörte ich auch die Stimme meiner Mutter, welche darüber schalt, daß die Leute an ihren Gewandtruhen die Schlüssel stecken ließen, daß sie damit leicht ein ganzes Haus in Unehr' bringen könnten; sie halte aber dafür, der Toni hätte in seiner verrückten Weise das Geld auf's Kornfeld mitgeschleppt und dort verstreut. Seit Wochen sei kein Bettler, kein Handwerksbursch' oder sonst ein Fremder in den Hof gekommen und daß im Haus kein Dieb lebe, das wisse sie gewiß.

Mir, der ich auf dem Kirschbaumast hockte, war wunderlich zu Muthe. Wenn ich jetzt nur wieder unten wäre, das Ding geht höllisch schief.

Im Hause wurde der Hiasel gerufen.

„Wenn's Eins im Haus gethan hat — niemand Anderer als der Hiasel!"

Als der Junge dieses Wort gehört hatte, sprang er vom Baum mit einem kecken Schwunge über die Aeste hinweg auf den Erdboden. Bald war er von den Leuten umringt. Der Toni hatte seine Fassungskraft wieder erlangt, er faßte daher den Hiasel am Arm und fragte, wo er das Geld habe!

Der Bursche war im Gesicht röther als die reifste Kirsche und sagte, er wisse von keinem Gelde.

Das Leugnen würde ihm nichts nützen. Man wisse bestimmt, daß er die Thaler genommen habe!

Auf eine solche Anschuldigung ist der Bursche — überhaupt ungewandt im Reden, aber gewohnt, herrischen Aussprüchen sich zu fügen — ganz stumm geworden. Er stand da, wie ein Stück Holz und starrte den Ankläger schier seelenlos an.

„Wenn Du's willig sagst, wo mein Geld ist," sprach der Toni in milder, fast bittender Weise, „so geschieht Dir nichts; ich lege beim Waldbauer ein Gebitt ein, daß er Dich frei laufen laßt. Wenn Du aber leugnest, so schlage ich Dich todt!"

Und ich? Als ich merkte, welch schreckbare Wendung mein „Spaß" zu nehmen begann, und daß die Sache jetzt gar nicht einmal wie ein Spaß aussah, und als ich eine Geisterstimme hörte: das was Du gethan, war Diebstahl! — da war wohl mein erster Gedanke: allsogleich sagen, Du hast das Geld hinter der Gewandtruhe unter den Holzsparren gesteckt. — Aber sehr rasch rief eine andere Stimme: das wäre zu gefährlich! Siehe, jetzt reißt er schon die Heckenruthe ab, die kriegst Du, sobald Du das Wort sagst! Denn das Gesicht des alten Knechtes war ganz schreckbar anzusehen, die Wuth, die Rathlosigkeit und den Jammer habe ich in meinem Leben nirgends so scharf ausgedrückt gefunden, als damals auf dem Angesichte des Toni. Da gab's nichts zu lachen!

Wohl todtenblaß mag ich gewesen sein, als ich mich hinter den Kirschbaumstamm schlich, dann plötzlich

Kehrt machte, in's Haus eilte, in's Dachgelaß hinauf, die unselige Thalerbüchse aus ihrem Versteck holte und in die sperrangelweit offene Gewandtruhe des alten Knechtes warf.

Als ich hernach wieder zum Kirschbaum zurückgekommen war, lagen von der Heckenruthe nur mehr die weißen Splitter umher auf dem grünen Rasen; die Leute verzogen sich grollend und scheltend und den Waldweg entlang wankte der Bursche mit zerrauftem Haar.

Der Knecht wimmerte im Hause umher, der Vater trat zu mir und sagte, ich hätte nun gesehen, wohin Unehrlichkeit führe; den Hiasel habe er verjagt und ich solle nun wieder auf den Kirschbaum steigen.

Jetzt sag's! Jetzt sag's! rief es ungestüm in mir. Aber ich habe es nicht gesagt. Mir war, als könnte ich es nicht mehr sagen, als sei schon zu viel geschehen. Ich war ja für's ganze Haus das fromme, gutmüthige Büblein, das schier den ganzen Katechismus auswendig wußte und das heilige Evangelium lesen konnte so schön und kräftig, wie der Pfarrer auf dem Predigtstuhl, ich sollte nun als Dieb und Schuftlein dastehen! Hatte ich nicht die haarsträubende Entrüstung der Leute gesehen, die sich in allen Formen über den armen Hiasel entleert? Ueber mich mußte es noch ärger kommen, denn ich war ein doppelter Bösewicht. Für einen solchen ist

es doppelt unklug, sich zu verrathen — und ich habe nichts gesagt.

Hingegen bin ich jetzt fortgegangen, den Waldweg entlang, um den Hiasel zu suchen. Ich bin, wie der Steig führt, in den Schmiedhofgraben hinabgegangen und jenseits wieder emporgestiegen zu den Hochwaldungen des Teufelssteingebirges. Und auf der Höhe, dort wo der weite grüne Anger liegt mitten im Wald und wo das hohe, rothangestrichene Christuskreuz steht, dort habe ich ihn gefunden. Er lag unter dem Kreuze und schlief und auf seinem Antlitz lagen Spuren von Thränen.

Ueber den schwarzen hohen Baumwipfeln lag die Abendröthe, kein Lüftchen und kein Laut war auf dem dämmernden Anger — ich saß neben dem schlafenden Burschen und weinte. — Kinder weinen oft, aber es wird wohl selten sein, daß eins so bitter, bitterlich weint, als ich's damals gethan habe, da ich Wache hielt vor dem schlummernden Jungen, dem so grob Unrecht geschehen war.

Wecken wollte ich ihn nicht. Er war ja so müde gehetzt. Daß er unschuldig ist, das weiß er und wird ihm's sein lieber Schutzengel auch im Traum sagen. Er hat nicht Vater und Mutter, er hat nichts Gutes auf der Welt, und wenn ihm jetzt schon fremde Sünden zugeworfen werden, weil ihn kein Mensch in Schutz nimmt, wie erst, wenn er groß ist und es

die schlechten Leute inne werden: das ist Einer zum Tragen und Büßen ....! Er soll schlafen.

Aehnliches mag ich gedacht oder gefühlt haben und ein unendliches Mitleid kam über mich, eine Reue und eine Liebe, und ich wußte mir vor Weinen nicht zu helfen. Als er sich einmal ein klein wenig bewegte, da ging's mir heiß durch's Herz und mir verging fast der Muth, es ihm zu sagen, daß ich das Schelmenstück gethan hätte, wofür er mißhandelt worden. Konnte ihn das nicht gegen mich empören, wüthend machen? Konnte er mich nicht auf der Stelle todtschlagen in diesem finsteren Wald und mir dabei zuschreien: die Strafe dafür hätte er schon im Voraus empfangen?

Aber — und das allein ist's, was aus jenem bösen Tage heute noch milde auf mich herüberschaut — ich blieb neben dem Schlummernden kauern und war entschlossen, nicht eher von ihm zu gehen, als bis ich ihm Alles gestanden und abgebeten hätte. Dann wollte ich ihn mitnehmen hinein in mein Vaterhaus, daß er Alles dort habe, was ich bisher gehabt, und das so lang, so lang, als die Heckenruthen wachsen neben dem Kirschbaum.

Bevor jedoch der Hiasel aus seiner schweren Betäubung erwachte, kam was Anderes. Den Waldweg heran knarrte ein Leiterwagen, bespannt mit zwei Ochsen, die ein Mann leitete. Der Stegleitner von Fischbach war's, er fuhr von seinem Walde heim —

ich kannte ihn von einem Ochsentausche her, den er etliche Wochen früher mit meinem Vater unternommen. Trotz der tiefen Dämmerung erkannte ich auch die Ochsen als jene, welche er von uns fortgeführt hatte. Das heimelte mich an. Als der Stegleitner hier unter dem Kreuze einen schlafenden und einen schluchzenden Jungen fand, war er gar erschrocken und fragte, was das zu bedeuten habe. Und vor den Stegleitner bin ich hierauf hingekniet, als ob er der Bestohlene oder der Mißhandelte gewesen wäre, und habe ihm wohl mit gefalteten Händen Alles erzählt.

Der Stegleitner war ein ruhiger, ernster Mann; als ich fertig war, fragte er nur, ob ich fertig wäre, und da ich schwieg, hat er mir Folgendes gesagt: „Mit dem Hiasel hast Du und hat Dein Vater nichts mehr zu schaffen, der gehört jetzt mein, ich nehme ihn mit mir. Abbitten wirst Du ihm's, wenn Du größer geworden bist, denn das — mußt Du wissen — verjährt nicht. Für jetzt werde ich ihm sagen, was zu sagen ist, daß sein Schutzengel seine Unschuld an's Licht getragen hat. Mehr braucht er nicht zu wissen. Und Du, Waldbauernbub, gehst jetzt heim, und was Du zu thun hast, das weißt Du."

„Das Geld ist schon zurückgegeben," bemerkte ich gefaßter.

„Das Geld ist Mist," sagte der Stegleitner, „die Ehre giebst zurück. — Mein Kind!" fuhr er fort und

richtete mich mit seiner Hand auf, „schau, dort oben heben jetzt die Sternlein an zu leuchten. Sie schauen nieder auf Dich, wenn Du bei der Thür eintrittst in Dein Vaterhaus, sie sehen, was Du thun wirst und was lassen — und sie brennen fort, bis zum jüngsten Gericht!"

Die Worte waren ruhig, fast leise gesprochen, und doch war mir, als bebe vor ihnen der Erdboden unter meinen Füßen.

Der Stegleitner blieb mit seinem Gefährte noch stehen bei dem rothen Kreuz; ich that einen kurzen Blick auf den Schläfer und war mir, als sähe ich das Bild eines Heiligen. Dann ging ich heimwärts; ging und lief und ahnte Gespenster, die mir folgten.

Als ich gegen unser Haus kam, hörte ich schon von weitem die Stimme meiner Mutter, die meinen Namen rief.

„Was das für ein Tag ist!" klagte sie, „Geld und Kinder werden gestohlen, da müssen doch rein Zigeuner im Land sein!"

Aber Geld und Kind hatte sich nun glücklich wieder gefunden und in der Stube kniete der Vater am großen Tische, knieten die anderen Leute an den Wandbänken herum und sie beteten laut und gemeinstimmig den üblichen Samstagsrosenkranz. Mir war wohl und weh. Ich kniete zum alten Knecht dem Toni — recht nahe an seine Seite hin — und begann laut mitzubeten. Sie wiederholten immer wieder das

Vaterunser und das Ave Maria und ich stimmte in den surrenden Ton mit ein und sagte fortwährend: „Lieber Knecht, vergieb mir meine Schulden, ich habe Dir das Geld gestohlen! Lieber Knecht, vergieb mir meine Schulden, ich habe Dir das Geld gestohlen!“

Weil der Toni entweder stark schläfrig war, oder weil er während des Rosenkranzes in Gedanken an die wiedergefundene Thalerbüchse schwelgte, so währte es ziemlich lang, bis ihm mein wunderlicher Text auffiel. Endlich hub sich seine Stirnhaut und sein Ohrläppchen an zu bewegen, er wendete sachte sein entsetztes Gesicht und schrie in die Stube hinein, man solle still sein und den kleinen Buben allein weiterbeten lassen.

Und als von solcher Unterbrechung überrascht Alles still war, duckte ich mich weinend in den Wandwinkel und wimmerte laut: „Ich habe das Geld genommen!“

Der Rosenkranz war für heute aus. Die Begebenheiten spitzten sich nun rasch und scharf einem herben Ende zu, welches Ende jedoch durch den Umstand, daß der Hiasel geborgen war und von seiner Ehrenrettung bereits durch den Stegleitner Kenntniß haben mußte, bedeutend gemildert worden ist.

Von diesem verhängnißvollen Tage an ist der Thalerbüchsen-Toni nicht mehr lange bei uns geblieben. Aber zum Abschiede nahm er mich an seine Gewandtruhe. Dort öffnete er würdevoll die Büchse

und schenkte mir daraus ein funkelndes Thalerlein als — Finderlohn.

Nach Jahren, als der Toni mühselig und krank geworden war, wollte er mit seinem Silberschatze eine „wunderthätige Capelle" stiften, was ihm aber der Pfarrer entschieden mißrieth. Hingegen ward ihm nahegelegt, ob er nicht einem braven Bauernburschen, dem dieser Silberlinge wegen einmal Unrecht geschehen, ein kleines Angedenken hinterlassen wolle?

Aber der Hiasel war nicht im Lande. Er war lange im Stegleitnerhofe gewesen und man hatte schon davon gemunkelt, daß er dort die hübsche Haustochter heiraten werde — da wurde die Gegend plötzlich geräumt. Alle jungen, kräftigen Männer mußten fort. Es war die Zeit, in welcher nach dem Sprichwort die Weibsleute um jeden Stuhl raufen. auf dem einmal ein Mannsbild gesessen. — Wie die Meereshochfluth, die den Damm zerreißt, so brach der Feind in's Vaterland herein. O, laßt mich schweigen von den Ereignissen jener Tage, sie waren furchtbar groß. Der Sturm war bald vorüber; viele Männer kehrten heim, viele blieben auf ewig aus. Der Hiasel kam mit einem durchschossenen Fuß zurück. Bei Königgrätz war's gewesen.

„Armer Bursch," so begrüßte der alte Stegleitner den Heimkehrenden, „jetzt bist ein zweitesmal unschuldigerweis geschlagen worden."

„Ich trag's," antwortete der Hiasel, „mir ist's nur ihretwegen hart!"

„Was ihretwegen!" sagte der Bauer, „ihre Ahndl, meine Mutter selig, hat auch einen hinkenden Mann gehabt. Dirndel, geh her! Schau, der Krumme kann Dir nicht so leicht davonlaufen. Der lieb' Herrgott geb' seinen Segen dazu!"

Jetzt ist die Geschichte aus. Heute ist der Hiasel angesehener Stegleitner und sein Weib vergilt ihm — so viel mir bekannt ist — hundertfach manch erlittene Unbill.

Der alte Thalerbüchsen-Toni ist erst vor wenigen Jahren gestorben. Der größte Theil seiner Münzen ging auf das Begräbniß, etliche Stücke nahm er mit in seinen Sarg, darunter das mit dem wahrhaftigen Bildnisse der Mutter Gottes. Da ist's wohl kein Wunder, daß der Alte im Tode ein so wohlgemuthes, fast schmunzelndes Gesicht macht und im Grabe schmunzelnd zu Asche zerfallen wird — bei den Thalern.





Die Ankunft des heiligen Geistes.

Das war nun wieder einmal was. Die Firmung! Bis der Mensch in's zehnte oder zwölfte Jahr kommt, braucht er schon eine Stärkung im Glauben. Die Kindheit schwindet, die Flegeljahre nahen; wann im Leben ist er gerechtfertigter, der Ruf: Komm, heiliger Geist!

Noch in den letzten Tagen hatte mir der Katechismus harte Mühe gemacht. Das Hauptstück von der Firmung mit allerlei schriftlichen Beisätzen vom Katecheten wollte wörtlich auswendig gelernt sein und kann ich mich erinnern, wie dieser Sache wegen der Nachbar Jochem-Bub mit dem geistlichen Herrn Caplan Verhandlungen pflegte. Ob er das Hauptstück nicht nach der Firmung lernen dürfe? Es wäre auf solche Weise das Lernen erleichtert, denn da hätte man schon den heiligen Geist zur Hand. — Auch mir leuchtete dieser Vortheil allsogleich ein, doch der Caplan war der

Meinung, so viel Geist müsse der Mensch aus Eigenem aufzubringen wissen, daß er der paar „Bsätzeln" Herr würde; den göttlichen Geist hätte er schon noch zu Anderem zu brauchen.

Dann aber der Firmpathe! Den Schwarzen wollt' ich haben, den schwarzen Hans, den Kohlenbrenner. Ich hatte meine besondere Ursache, mit ihm in Verwandtschaft zu treten, denn er besaß einen Schatz, der mich unwiderstehlich an ihn zog, nämlich ein altes Büchlein mit der Geschichte von der Pfalzgräfin Genovefa. Aber der Hans sagte, eines einzigen Tages wegen zahle es sich nicht aus, daß er sich wasche. Er rathe mir zu meinem eigenen Besten den Schmiedberger an.

Der Schmiedberger war ein wohl angesehener, vermögender Mann und meine Mutter wollte ihn daher nicht; bei dem, sagte sie, käme es gerade heraus, als ob man ihn der Firmgeschenke wegen ausgesucht hätte.

Mein Vater jedoch hatte gehört, daß der Schmiedberger auch diesmal bereits sechs Firmlinge angenommen hätte und daß er den siebenten nicht zurücktauchen würde.

„Damit er seine sieben Schmerzen beisammen hat," gab die Mutter d'rauf. Und an demselben Tage, als es Abend geworden war, und wir über das Engthal gesehen hatten, daß drüben der Schmiedberger auf seinem Acker den Pflug ausgespannt hatte, ging

meine Mutter mit mir hinab in sein Haus. Der Bauer — es war ein großgewachsener Mann, aber mit dem Oberkörper schon stark nach vorne gebeugt, war ältlich und hatte graue Bartstoppeln im ganzen Gesicht — stand just am Strohschneidstock und schnitt für die Zugochsen das Abendfutter.

„Wär' schier Zeit zum Feierabend machen," grüßte meine Mutter.

„Eh wahr!" dankte der Bauer und schnitt mit der Sense, die im Hebel lief, d'rauf los, daß es knarrte. Wir standen da und meinten, er würde aussetzen und uns fragen nach dem Begehr. Endlich als alles Stroh durch den Barren gelaufen und kleingehackt war, ließ er die Arbeit ruhen und murmelte nach gebräuchlicher Weise: „Gott Lob und Dank!"

Die Bauern sind nämlich wunderliche Leute, sie danken dem Herrgott für des Tages Arbeit und Mühe. Und wohl auch, daß sie vorüber ist.

Was die Waldbäuerin mit ihrem Bübel suche — noch so spät? war jetzt seine Frage.

„Magst Dir's leicht denken, Schmiedberger," antwortete die Mutter, „denkst Dir's nicht, so red' ich mich hart. Kehr' um die Hand ist der Bischof in Birkfeld."

„Aha," that der Bauer, indem er mit uns aus der Scheuer trat und mit Stein und Schwamm ein Tabaksfeuer machte. Das Ding war wider Erwarten rasch in Ordnung, Luft hatte es auch, steckte er da=

her seine Hände jetzt in die Taschen und hielt die Pfeife mit den Zähnen; so würde er nicht sprechen können, sollte man meinen, aber er sprach deutlich und vernünftig folgendermaßen: „Ich führ' ihn schon und gfreut's mich, wenn ihm mein Namen recht ist. Der Simon — wie ich heiß — paßt ehselb zum Petrus, sind vorzeit auch beisammen gewesen. Nur muß ich halt wohl das sagen, Waldbäuerin: Verpflichten kann ich mich für nichts, bei den Anderen nicht und bei Dem nicht. Im Ganzen werde ich Stuck ein vierunddreißig haben. Da magst Dir's eh denken. Weil's halt gern heißt, wenn's so einem Menschen schlecht geht und daß er was braucht: Geh zu Deinem Firmgöden, Dein Firmgöd soll Dir helfen. Daß man thut, was man kann, versteht sich. Ist's Dir so recht, Petrus?"

„Thu ihn halt schön bitten, die Händ zusammenhaben und bitten," ermahnte mich meine Mutter.

„Ist schon recht, ist schon gut," wehrte der Bauer ab. „Samstag, als am Vorabend um Stund zwei mußt in meinem Haus sein. Kommen die anderen auch. Ein G'wandl hast?"

„Wohl, wohl." Und so war Alles in Ordnung.

Der Samstag kam und um zwei Uhr saßen wir in der Stube des Schmiedbergers der Reihe nach auf den Wandbänken herum, alle fein herausgestiefelt, gewaschen und gekämmt und mit weißen Hemdkrägen, bunten Halstüchlein, oder derlei dem Besten, was

eben Jeder auftrieb. Wir flüsterten zu einander oder saßen auch ganz still da und schämten uns ein wenig, daß wir auf der Welt waren. Jetzt trat der Schmiedberger zur Thür herein, glatt rasirt und in seinem braunen Tuchgewand, was noch sein Bräutigamsgewand war und nur bei festlichen Gelegenheiten angethan wurde. Da er in seinem Hause Kindstaufen oder derlei nicht zu erwarten vermochte, so konnte der feine Anzug schon auch für die Firmungen herhalten. Der liebe Mann blickte uns der Reihe nach an und mehrmals scharf mit dem Kopf neigend sagte er: „Der heurige Trieb ist, Gottlob, wieder rechtschaffen stark."

Es sah nicht aus, als ob er die sieben Firmlinge für sieben Schmerzen hielte.

„Seid's tüchtige Kampeln übereinand," sagte er und als hierauf die Schmiedbergerin mit der großen Sterzschüssel kam und mit den Milchtöpfen: „Nu wollen wir einmal sehen, ob auch Jeder brav essen kann. Dem heiligen Geist muß man mit Sterz ein Nest bauen. Setzt's Euch zusamm'!"

Ueber unser Nestbauen war keine Klage zu führen. Dann verließen wir das Haus und der Schmiedberger hatte seinen Stock mit, weil er etwas ungleich auf den Füßen war. Wir gingen durch den Anger hinab wo die Schafe grasten, schwarze und weiße und graue, und da fragte der Bauer Jeden von uns, welche Farbe ihm am besten gefiele? Die Meisten

waren für das Weiße; ich halte es bei den Lämmern allemal mit den schwarzen; Einer, der Rüsselbub, gab seine Meinung dahin ab: er sei in der Sache wie unser Herrgott, schaue nicht auf's Aeußere, sondern auf's Innere, ob so ein Thier auch feist sei. Der Bauer hat sich aber weiter nicht in die Sache eingelassen, sondern uns auf den weiten Weg aufmerksam gemacht, den wir vorhatten.

Derselbe ging anfangs zur Wiese hinab, wo sehr hohe Sauerampferblätter und Germen standen, ging über den schmalen Steg des Fresenbaches, der an seinen Enden vor lauter Blätterwerk nicht zu sehen war, so daß der Firmpathe warnte, wir sieben sollen Acht haben und keine Forelle todt treten. Hernach ging der Weg durch den Fischbacherwald hinauf, der zuerst leidlich licht war, weil der Schmiedberger ihn erst vor einigen Tagen geschoren hatte; die grüne Wolle des Reisigs lag noch in Stößen aufgeschichtet und die abgeschneitelten Stämme verbreiteten einen Geruch, als wären wir in der Mürzzuschlager Balsamapotheke. Dann kam der „Herrschaftswald“ und der stand schon anders da. Der war schier räubermäßig finster und anstatt der Schneidler und Holzhauer hackten in den Wipfeln die Spechte. Der Weg ging jetzt durch kahlstämmigen Hochwald, jetzt durch jungen Anwachs von Fichten und Lärchen sachte die Bergeshöhe hinan und über dieselbe hinaus bis zur Blöße der „Härtelstuben“, wo unter verwitterten Tannen

eine verfallene Hütte stand. Hier sahen wir über die Welt hinaus. Unsere Gegend Alpel war tief eingesunken wie ein Pfannenmus, wenn's kühlt. Und weit um in durchsichtigem Grau standen fabelhafte Berge, wovon der allerentfernteste, wie wir glaubten, schon in der Türkei stehen mußte. Seither habe ich jenen „Berg in der Türkei" mehrmals bestiegen — der freundliche Kulm bei Weiz war's.

Nun ging auf der anderen Seite unser Weg abwärts, durch Baumgruppen, Matten und Schläge, und steil bisweilen in den vertrockneten Rinnsalen der Wildbäche. In der neuen Gegend, auf die wir hinabsahen, war es auch wieder stark buckelig, wohl Alles grün und mitten drinnen zwischen Halden und Holzzäunen lag ein weißes Dorf mit einem silbern schimmernden Kirchthurm. „Das ist Birkfeld?" fragten wir. „Das ist erst Fischbach, meine lieben Buben," belehrte der Firmpathe, „aber wir werden uns schon trösten."

Als ob er sich daran erinnert hätte, was die Fischbacher Bauern für ein Kirchenlied singen: „Mein einziger Trost ist der Wein und der Most." — Beim Staudenwirth alldort hat uns der Pathe so viel Trost gespendet, daß wir des eigentlichen Trösters, den wir doch zu suchen ausgegangen waren, allmiteinander schier vergaßen. Als wir hernach auf der schönen Straße dahintrippelten, die den großen Fischbacherwald durchzieht, waren wir so munter und

übermüthig, daß wir mit Geschrei und Gelächter uns gegenseitig hin- und herzerrten und auch den Schmiedberger, der bestrebt war, in seiner jungen Schaar den Anstand aufrecht zu halten, in's tolle Treiben verstrickten. Der Lustigste war er und zettelte Schabernack an, bis wir zu jenem stillen Waldanger kamen, wo das hohe Christuskreuz steht. „Donnerwettersbuben, da henkt er und wir sind rauschig!“ mit diesem Ausrufe stellte der Bauer die Ordnung her. Denn im Grunde waren wir Firmlinge mehr oder weniger alle in weihevoller Stimmung; bei Einigen mochte sie durch den Fischbacher Apfelmost momentan etwas geschädigt worden sein, bei mir ward sie durch ihn nur erhöht.

Recht still, ja fast armselig ging das Würzelein einher. Das war der bausbackige, aber noch sehr kleine Sohn einer armen Häuslerin, er hieß Franz Wurzel und wir änderten den Namen entsprechend seiner zwergenhaften Gestalt. Das Würzelein trabte meist ganz allein hinten d'rein, schaute zu Boden, als unterhalte es sich an dem Watscheln seiner Beinchen und sagte fast nie ein Wort, außer dem „Bitt' gar schön!“ wenn es was essen oder trinken sollte und: „Vergelt's Gott!“ wenn es damit fertig war. Anfangs wollten wir ihn zum Besten halten und Späße mit ihm treiben, da er aber Alles ganz ruhig hinnahm, so kamen wir unter uns überein, das Würzelein wäre sehr dumm! Und ließen es gehen.

Aber Einer war unter uns, der Rüsselbub, der war viel gescheiter, trieb seine Gescheitheit jedoch sehr arg. Er war weitaus der Größte von uns, und doch trug er Kleider, die ihm viel zu weit am Leibe schlotterten. Er war armer Leute Kind, und obwohl die Firmung nicht unerläßlich nothwendig ist, so sagte er doch, daß sie allen anderen tausend Sacramenten weit vorzuziehen sei. Ich machte ihn nebenbei aufmerksam, daß eigentlich nur sieben Sacramente wären, er behauptete, sein Vater zähle deren immer tausend, und blieb dabei. Daß der Rüsselbub ein ungewaschenes Maul hatte, war mir wohl bekannt, daß er aber fünf Schritte hinter dem Schmiedberger seinen Genossen zu sagen wagte, er lasse sich die Stirne nicht umsonst mit Chrisam bestreichen (oder wie er das in seiner Mundart ausdrückte), das hat mich empört. Allerdings lieh ich den Knaben nicht ungern mein Ohr, als sie flüsternd nun zu muthmaßen anfingen, was der „Göd“ (Pathe) wohl für Jeden springen lassen werde.

„Wir kriegen was Lebendiges, paßt auf!“ sagte der Heiden-Marel.

„Wenn das ist, so soll er mir seine Tochter geben,“ sagte der Rüsselbub.

Wir Anderen meinten, das wäre zu viel verlangt, denn die Mirzel war eine allzu herzige Dirn.

„Oder soll mir sie leihen!“ so der Rüssel. Das war mehr als zu viel verlangt. Hätte der Göd nur

darauf geachtet, daß die kleine Gruppe weiter zurückblieb und der Lärm in ein Flüstern übergangen war, er hätte es ahnen müssen, welche Richtung das Gespräch genommen hatte. Der Rüsselbub mit seinem schleifenden Gang und mit seiner männlich tiefen, fast gröhlenden Stimme, der sonst seiner Unmanierlichkeit wegen von uns gemieden wurde, war jetzt der Mittelpunkt der Unterhaltung, in der er aber auch ganz unglaublich gewandt seinen Mann stellte. Mit Entrüstung hörte ich zu, aber auch mit Angst, daß es der Göd hören und ihn unterbrechen könnte. Ein Hauptkerl war's, der Rüsselbub! Da hatten wir noch weit hin. Daß er aber auch schon auf Alles seinen Senf gab: auf die Baumwipfel, auf die Vögel, auf ein altes Weibsbild, das uns mit dem Eierkorbe begegnet, auf das Kreuzschusterhäusel selbst, das am Waldesrande stand und an dem wir vorbeikamen.

„Was thut Euch denn der Rüssel so viel erzählen?“ fragte der Göd auf einmal und drehte sich gegen uns um.

„Die Firmung thu' ich ihnen auslegen,“ log der Rüsselbub, „weil ja Keiner was weiß von der Sach!“

Ob es der Schmiedberger geglaubt hat oder nicht, das weiß ich nicht, doch sagte er, er wolle auch was davon hören und mischte sich unter uns. Jetzt war der Unterricht aber gerade aus geworden.

Der Wald hatte endlich aufgehört, die Straße führte über kahle Anhöhen und Bauerngründe hinab

in eine weite kesselartige Gegend, an deren fernen Bergen weiße Punkte von Dörfern und Kirchthürmen schimmerten. Und weit draußen in der Niederung auf einem grünen Bühel lag das stattliche Birkfeld. Die Abendsonne schien darauf hin, und da glänzten die Fenster und es funkelte der goldene Thurmknauf. Gerade als wir die Straße gegen den Markt hinangingen, huben alle Glocken zu läuten an, so daß der Göd schmunzelnd sagte: „Ob das nicht etwan uns zu Ehren geschieht, Buben?"

„Freilich," lachten Etliche, „sie läuten, weil der Rüsselbub kommt!"

Während wir an der einen Seite des Berges hinangingen, zog an der anderen Seite der Bischof herauf. Und oben auf dem Marktplatz, wo an dem Kirchenthor die Statuen der Apostel Petrus und Paulus stehen, trafen wir zusammen. Die Schaar der Geistlichen und der Bischof unter dem rothen Thronhimmel zogen feierlich in die Kirche und wir tappten hinten nach. In der kühlen großen Kirche strahlten alle Kerzen im Abenddämmern. Von dem hohen Schiff, wo goldene Sterne funkelten, hingen in weiten Bogen Tannenkränze nieder, und die festlichen Fahnen und das helle Klingen der Orgel und der vor dem mit Glanz und Rosen geschmückten Hochaltar aufwogende Weihrauch — Alles das erweckte in mir eine unbeschreibliche Feierstimmung. Leider saß im Kirchenstuhl hart neben mir der

Rüsselbub. Als der Reigen der Kranzjungfrauen, die morgen auch gefirmt werden sollten, an uns vorbeizog, stieß mich der Rüssel mit dem Ellbogen und zischelte: „Bei der dort, die ihre Augen so niederschlägt und den Wachsstock so fest auf die Brust drückt, bei der möchte ich Bischof sein.“

Er solle beten und nicht schwatzen, war mein Verweis. Aber er hat mit seinem ungebührlichen Ohrenblasen nicht nachgelassen, bis meine ganze Andacht zerstört war und bis er uns alle übrigen Sechse so sehr aus Rand und Band brachte, daß uns das verhaltene Lachen inwendig wie ein Bock stieß, bis es aus Einem und dem Anderen mäckernd hervorbrach. Weil ich mir wohl die meiste Mühe gab, das Auflachen zu verwinden, so wurde bei mir die Spannung auch am größten; während mir schon der Angstschweiß auf der Stirn stand und ich alle Heiligen anrief, daß sie mir beistehen möchten gegen die schrecklichen Späße des Rüsselbuben, platzte ich plötzlich aus.

Der Göd stürzte zu meinem Sitz, riß mich am Arme weg und zerrte mich rasch aus der Kirche hinaus. Er machte mir nur sanfte Vorwürfe, aber unter dem blühenden Hollunderstrauch der Kirchhofsmauer, bei einem Häuflein von Knochen und Todtenschädeln wand ich mich weinend.

„Dieser Rüssel wird's noch kriegen von mir,“ sagte der Schmiedberger und es zitterte in seiner Hand der Stock, „aber was hat er denn gesagt?“

„Weil eine Jungfrau so das Licht vor ihr Gesicht hat gehalten,“ erzählte ich, „so hat er gesagt: Du schau, Betschwester, daß Deine lange Nasen brennend wird!“ Dabei stieß es mich wieder so gewaltig, halb im Lachen, halb im Schluchzen, wie ja meine Mutter immer gesagt hat, ich hätte Weinen und Lachen in Einem Sackel beisammen.

„Steh' auf, Peterl, und laß' Zeit,“ tröstete der Göd, „ich will vor der Firmung keinen Unfried anheben, aber morgen auf dem Heimweg, da werde ich dem Rüsselbuben meine Meinung zu wissen thun. Und Du sei gescheit jetzt und denk', 's Lachen ist Sünd' und 's Röhren (Weinen) eine Schand'.“

So ist dieselbige Vesper, die so feierlich begonnen, zwischen Sünd' und Schand' zu Ende gegangen. Aber das Gericht war nahe.

Nach dem Gottesdienst schaarten wir Sieben uns um den Göden und er zog mit uns Markt auf Markt ab und suchte eine Nachtherberge. Alle Wirthshäuser waren schon vollgepfroft von Fuhr- und Krämersleuten, Wallfahrern, Firmlingen und Pathen. Es war in der Gegend lange keine Firmung mehr gewesen, daher sammelte und staute es sich nun, und wir trippelten noch am späten Abend umher und suchten eine Ruhestatt für die müden Glieder. Abendbrot hatte uns jeder Wirth angetragen. „Schafbradel,“ „Speckfleck,“ „Eingemachtes,“ „Schöberl“ oder was zu Trinken!

Unser Pathe aber erklärte überall: „Habt's uns keine Liegerstatt, so laß ich Euch gar kein Geld da."

Wir zogen aus dem Markt hinaus. Am Himmel flimmerten die Sterne, auf den thauenden Feldern sangen die Grillen und auf der Straße gröhlte der Rüsselbub herum. Wir verloren ihn zeitweilig, und auf einmal war er doch wieder da. Er kaute an etwas.

„Bei der Firmung Krautblotschen fressen," knurrte er, „das ist mir auch noch nicht passirt."

Endlich hatten wir eine alte Scheune gefunden, an deren unterem Gelaß Schweine grunzten, deren Ueberboden aber Heu und Stroh barg. Der Göd ertheilte folgenden Unterricht: „Meine lieben Buben! Einwendig braucht der Mensch nichts wenn er liegt, aber auswendig braucht er was, sonst kann er nicht liegen. Er braucht unter sich was, daß er nicht durchfallt, und er braucht über sich was, daß nichts auf ihn d'rauffallt. Und da gibt's nicht leicht was Besseres als so einen Stadl. Schlupft's hinauf, Buben."

Es war für den, der 's genau nahm, noch eine Jauche zu umgehen, ein Gestrüpp zu zertheilen, das Loch war nicht schwer zu finden. Wie Katzen krochen wir Einer über den Anderen hinauf; das Würzelein blieb der letzte unten und hatte tüchtig zu schnaufen, bis es sich auf den Heuboden wand, wo wir uns Alle miteinander heimisch machten. Der Göd er-

mahnte uns noch, den heiligen Geist anzurufen, erinnerte an die Bedeutung des morgigen Tages, als an dem wir vor dem Hochgottesdienste das heilige Sacrament empfangen würden. Derlei Rede beförderte den Schlummer. Anders aber das, was der Heiden-Marl sagte: „Wenn heut Nacht in diesem Stadl Feuer auskommt, sind wir hin."

„Das ist wohl gut, daß Dieselbige mit der brennenden Nasen nicht bei uns ist," flüsterte ein Nachbar. „Wenn Feuer ist, ich spring' beim Dachthürl hinaus," that ein Anderer kund. Das wäre noch das Beste, meinten wir. Mittlerweile trieb der Rüssel heimlich allerlei Allotria.

„Wem gehört die Hand da?" rief der Knittler-Natz, „es ist eine fremde Hand da, wem gehört sie?"

Keiner meldete sich. Der Natz hielt sie fest. „Will's bald sehen, wem sie gehört," sagte er und biß hinein. Da that der Rüsselbub einen Schrei.

„Du Großer!" sagte nun der Firmgöd, sonst sagte er nichts, aber es war mit einer unheimlichen Betonung gesprochen.

Die Thurmuhr schlug schon späte Stunde. Der Nachtwächter rief seinen Spruch aus. Ich war davor erschrocken, denn ich hatte früher den nächtlichen Ruf noch niemals gehört. Ich dachte an das Unheil, das den Menschen immerfort umlauert; ich dachte auch an die Todten in ihren Gräbern, die nicht aufwachen, wenn der Wächter schreit; die nicht auf-

wachen, wenn die Feuersbrunst wüthet; die nur aufwachen werden, wenn die Posaune ruft am jüngsten Tage.

Wenn die Todten nicht erwachen wollen, so sollen auch die Lebendigen einschlafen in Gottesnamen.

Mitten in der Ruh' erscholl draußen ein Horn. Durch die Dachfugen herein drang heller Schein. „Feuer!"

Wir fuhren empor, wir schrien durcheinander; Einige jammerten, der Göd ermahnte zur Besonnenheit; Einer sprang über unsere Glieder hin, tastete sich zum Dachthürl, riß es auf und sprang hinaus. Wir hörten ein Geplätscher, wie wenn Einer in den Tümpel fällt, wir hörten ein Sprudeln und Abschütteln, wie wenn das langwollige Schaf dem Waschbottich entspringt.

„Was ist denn das Alles gewesen?" rief der Göd, „man hört nichts mehr. Das Posthorn hat vorbeigeblasen, der Mond ist aufgegangen und wer Feuer geschrien hat, ist ein Halbnarr. Aber welcher von diesen Sakermentsbuben ist denn hinausgesprungen?"

Alle waren da — bis auf den Rüssel. Jetzt, da er auf unser Rufen nicht zum Vorschein kam, kletterten mehrere von uns hinab und gingen ihn suchen.

Es war erbärmlich, er wälzte sich im Grase und sprudelte aus dem Mund und suchte sich zu reinigen. Er war gerade in die Jauche hineingesprungen.

Endlich riß er die Kleider von sich herab und wollte sich im Strauchwerk abscheuern; das Strauchwerk bestand aus Nesseln und Dornhecken und so ging der Jammer erst an.

Das war keine Nacht zum Schlafen und als der Morgen kam, mußte der Rüsselbub bei den Bewohnern des unteren Gelasses Zuflucht suchen, um sich zu erwärmen. Und im Zustande seiner Kleider konnte an diesem Tage bei ihm von der Firmung keine Rede sein. Der Schmiedberger wollte Mittel finden, indem er in den Häusern herumging, bittend, man möge ein Christenwerk thun und seinem verunglückten Firmling für den Vormittag ein Gewand borgen.

„Ja recht gern, warum denn nicht, versteht sich!" Den Wachshofer hießen sie ihn, der's so freundlich zusagte. Er brachte Kleider von seinem Söhnlein. „Oh Narr! Ist denn der Lümmel so groß? — Den sollt' ich schier kennen. Bist Du nicht der Augustin Rüssel? Und Du willst Dich heut' zur Firmung führen lassen?" schrie der Wachshofer dem Burschen in's zuckende Gesicht hinein. „Lump, schlechter!"

„Was habt's denn mit ihm?" legte sich der Göd d'rein.

„Und den wollt's Ihr heut' firmen lassen?" fragte der Wachshofer und that seine vierschrötige Gestalt auseinander und schlug ein schallendes Gelächter auf. „Der Kerl ist ja schon gefirmt. Vor zwei Jahren oder drei, wie diese Leut' noch in der dasigen

Pfarr' sind umhergestromert, hab' ich ihn selber geführt."

Eilends hat sich der Rüsselbub davon gemacht und es war auch hohe Zeit dazu gewesen, denn die beiden Firmpathen hätten ihm ein Angebinde versetzt, das er gewiß nimmer vergessen haben würde.

Jetzt, da der Bock dahin war, schien auf die sechs Schäflein der Segen zurückzukehren. Wir wuschen uns am eiskalten Bächlein, das aus dem Waldgraben hervorkam. Der Göd hatte einen Kamm bei sich, mit dem glättete er nun der Reihe nach unser Haarwerk, that mancherlei am Anzug in Ordnung und als wir leidlich beisammen waren, führte er uns in's Wirthshaus, und es wird damals bei mir das erstemal gewesen sein, daß ich Kaffee gegessen habe.

Als wir hernach durch das festliche Gewühl der Menge in die Kirche gingen, wurde Manchem von uns bange. Es war viel die Rede gewesen von einem Backenstreich, den der Bischof dem Firmling versetze. „Aber todtgeschlagen hätte er noch Keinen."

Als wir uns hernach in der Kirche allen anderen Firmlingen anreihten und vom Hochaltare her das Strahlen des silbernen Kreuzes, des goldenen Bischofstabes sahen, wie das immer näher heranschwankte und endlich die weiße Bischofsmütze sichtbar wurde, während Einer auf der Kanzel fortwährend das Vaterunser betete, bereiteten wir uns klopfenden

Herzens vor. Wir steckten die Firmkarten, die uns daheim der Caplan als Befähigungszeugniß ausgestellt hatte, zwischen die Finger der gefalteten Hände. Der Göd stand hinter uns und strich jedem der Seinen das Haar aus der Stirne. So warteten wir, bis sie herankamen.

Sie kamen heran, die Priester in Chorröcken, jeder mit dem Zeichen seiner Würde. Der Erste trug das Kreuz, der Zweite salbte mir die Stirne mit Chrisam, der Dritte nahm die Firmkarte aus den Fingern und nannte den Firmnamen: „Simon"; dann war er selber da, der Bischof! Er legte die Hände auf das Haupt, berührte mit zwei Fingern die Wange und war vorüber. Nun folgte Einer mit einem Zinnteller, worauf Brotstücke mit Salz lagen, damit rieb er mir das Chrisam wieder von der Stirne; ein Weiterer fuhr noch mit einem Tüchlein drüber und der Letzte gab mir den gedruckten Firmschein in die Hand, dann waren sie Alle vorbei. Das Ganze dauerte nicht eine Minute — und das war Alles, das war die Firmung gewesen. Die Anderen athmeten auf, ich aber erschrak. Wo war die Weihe, die innere Beseligung, die ich erhofft hatte? Angsterfüllt betete ich dem Priester das Glaubensbekenntniß nach, es war aber wie immer, ich sagte die Formel wie immer, ohne dabei zu denken, daß man glauben oder nicht glauben könne, und empfand nichts. Während alle Anderen muntere Gesichter machten

und sich des heiligen Geistes freuten, war ich tief unbefriedigt und fühlte eine schwere Traurigkeit. Und ich war doch auch mit frommem Herzen gekommen und hatte Sehnsucht gehabt nach dem heiligen Geiste. Was hatte ich denn gethan?

Aber so ist es mir ja immer ergangen in der Welt, wo ich am sehnlichsten gehofft, bin ich am tiefsten enttäuscht worden. Es mag meine Phantasie der Möglichkeit ja um ein Stück voraus sein, aber daß sie selbst den heiligen Geist überflügeln sollte – ?

Ich habe es später meinem Katecheten gestanden, daß mir nach der Firmung so bange geworden wäre, und der sagte, das eben sei die Gnade des heiligen Geistes, daß ich mich nach dem heiligen Geiste sehne ....

Von unserer Firmreise ist weiter nicht mehr viel zu erzählen. Beim Mittagsmahl ließ sich unser Göd nicht spotten, und er schaute zufrieden auf die stattliche Reihe seiner Firmlinge, während Andere deren blos einen oder zwei bei sich hatten. Seine Firmlinge waren ihm ja wie eine öffentliche Auszeichnung; es thut immer wohl, wenn die Leute sehen, daß man der Erwählte von Vielen ist. Der Heimweg war genau so weit als der Ausweg, aber äußerst lustig, und so oft wir an einem Wirthshause vorbeikamen, fand es der Schmiedberger für nöthig, die heilige Taube trinken zu lassen.

So kamen wir in der That einigermaßen begeistert zu Hause an. Bevor uns der Firmgöd entließ, erhielt

jeder von uns einen Silberzwanziger zum Andenken. „Vielleicht,“ sagte der Göd, „kommt auch einmal was Anderes nach.“

Es vergingen kaum vier Wochen, so brachte der Jungknecht des Schmiedberger ein kohlschwarzes Lämmlein in mein Haus, und das Lämmlein gehöre mir, der Firmgöd ließe mich grüßen.

Auch die Anderen hatten ein Jeder ein Lamm bekommen, und mehreren von ihnen ist selbes zur Stammmutter eines fruchtbaren Geschlechtes geworden. Mir hat man von der Wolle des meinen nur ein einzig Paar Socken machen können; im zweiten Jahre habe ich mir beim Köhlerhans für das Schäflein das Buch der heiligen Pfalzgräfin Genovefa eingetauscht. Dieser Handel soll den Köhler überaus befriedigt haben, und das freute mich, denn ich hielt dafür, daß ich ihn weit übervortheilt hätte. Das Buch hat mich glücklich gemacht und nichts zu fressen gebraucht.

Was den Rüsselbuben anbelangt, ist derselbe so leicht nicht zu vergessen, und dürfte ich die rechten Worte gebrauchen, so wollte ich ihn beschreiben. Indeß sage ich nur Einiges. Weil er ein fleißiger Arbeiter geworden, so ist er bei unseren Bauern verblieben, hat sich aber zum unflätigsten Gesellen ausgewachsen. Wie er für die Firmung noch Kleider am Leibe gehabt hatte, die ihm viel zu groß und weit gewesen, so trug er später deren so enge, wie ein Reitknecht. Sein Bauer ließ ihm eine blaue Schürze

machen, die er aber wie einen Strick um seinen Leib wand. Die Hosen gingen ihm kaum über die Waden, das Hemd hatte er am Halse mit einem rothen Tuch fetzenhaft zusammengebunden. Auf dem grünen Hute trug er struppige Hahnenfedern, sein schwarzes, stets feuchtverfilztes Haar, sein verwilderter Bart mit den krausen Ringlein an den eckigen Backen, und seine hervorgedrungenen Glotzaugen, all das hatte ein freches, widerliches Ansehen, daß man dem Rüssel am liebsten auswich. Und doch fand er seine Genossen; Solchen, die eine schamlose Seele haben und keinen rechten Ausdruck für sie finden, war er der Rechte. Alles Züchtige, Schöne, Erhabene wußte er nachgerade zündend lächerlich zu machen, zu verhöhnen, zu beschmutzen, er hatte hierin eine ganz eigenthümliche Fertigkeit. Er kauerte in der Kirche stets im dunkelsten Winkel, wo er seinen Hut oder die Zipfelmütze gern auf das Haupt eines Heiligen stülpte, die Formeln des Geistlichen gerne nach seiner Weise zurichtete und sich Stellungen gab, die mit keinem Cultus der Welt in Einklang zu bringen gewesen wären. Er war bei Hochzeiten als Pöllerabbrenner thätig, bei Begräbnissen als Leichenträger — gebrauchen ließ er sich zu Allem, nahm auch keine Belohnung dafür, außer Wein oder Most im Wirthshause; er fand seine Entschädigung darin, daß er die derbsten Witze losließ, die zweideutigsten, oder besser unzweideutigsten Liedlein sang, die unanständigsten Geberden machte.

Drastische Namen erfand er für Dinge, die keinen brauchen. Zudem hatte er den Drang, derlei zu verewigen, und da er nicht schreiben konnte, so hielt er sich an's Zeichnen und Grabeln. Viele Thorsäulen, Kreuzpfähle und Thürpfosten haben müssen verhobelt und verstümmelt werden, um die Illustrationen des Augustin Rüssel zu vertilgen. Selbst wenn er ernst war, konnte er endlich gar nicht mehr wie ein gewöhnlicher Mensch sprechen, Alles was er sagte, kam roh, wild und schamlos aus ihm hervor. Daß er ein Dirndl gehabt hätte wie andere Bursche, ich wüßte es nicht und ich glaube es nicht. Die Weiber wichen ihm von weitem aus oder verdeckten ihre Augen. Dieser Mensch starb in einem Alter von dreißig Jahren in einer Strohscheune, und zwar an einer Krankheit, die so widerwärtig war, daß sich Niemand ihm nähern wollte.

Nur das Würzelein, das nun aber eine tüchtige Wurzel geworden war, und braver Oberknecht bei unserem Großbauer, erinnerte sich daran, daß er ja mit dem Rüsselbuben kameradschaftlich dazumal zur Firmung gegangen sei und daß man den Gesellen in der Noth doch nicht ganz verlassen dürfe. Er suchte den Augustin auf; der lag auf schlechtem Stroh und seine weit offenen, starren Augen hatten kein Leben mehr. Der Oberknecht drückte sie zu und betete für seinen Frieden.

So hat sich von uns Sechsen — die wir einstmals mit Chrisam gesalbt worden sind — nur beim Würzelein der heilige Geist augenscheinlich gezeigt.



Als ich Bettelbub gewesen.

Die schmale Straße, die durch den Wald ging, hatte weißen Sand und dunkles Moos, war zur sonnigen Zeit nicht staubig und in Regentagen nicht lehmig. Sie zog nicht in der Schlucht, sie zog auf der sanften Bergeshöhe hin, wo das kurze, grüne Heidelkraut und in dünner Anzahl die alten, verknöcherten Fichtenbäumchen standen. Stellenweise ging der Weg über eitel grünen Rasen, und kein Wagengeleise war gedrückt; behendige Ameisenvölker trieben auf dieser Straße ihren Handel und Wandel.

Und doch erstreckte sich der Weg aus Weitem her und war von Menschen getreten. Hie und da stand etwas, wie ein Wegzeiger, eine hölzerne, wettergraue Hand wies geradeaus oder seitab und sagte nicht, wohin. An anderen Stellen wieder, wo ein alter, flechtenbewachsener Baumstamm hart am Wege ragte,

prangte daran ein rothangestrichenes Holzkästchen mit einem Liebfrauenbildniß oder mit einem „Marter-taferl,“ erzählend von einem Unglücksfalle, der sich an der Stelle zugetragen, bittend um ein christlich Gebetlein. Oder es starrte aus dem braunen Moosboden und dem Gestrüppe ein Crucifix auf.

Ich habe in der weiten Welt keinen Weg mehr gefunden, der mir so grauenhaft heilig erschienen wäre, als diese Straße, die durch unseren Wald strich und von der wir nicht wußten, woher sie kam und wohin sie ging. Denn doch! Erfahrene Leute sagten es ja, sie kam aus dem fernen Ungarlande und führte nach Mariazell. ’s ist ein ewiges Wandern von Sonnenaufgang her. Auch die wilden Türken vor drei- und mehr hundert Jahren sollen diesen stillen Weg herangewüthet haben; auch kleine Zigeunerbanden trippelten zuweilen auf demselben daher, und dann einmal ein Handwerksbursche oder ein Bettelmann oder ein Schwärzer kam des Weges und verneigte sich vor den Bildnissen und küßte sich vom Crucifix etliche hundert Tage Ablaß herab.

Im Ganzen jedoch war der Weg unsagbar einsam und die wenigen Häuser standen fernab im Thale oder auf entlegenen Bergen.

Doch war es alle Jahr einmal, zur Zeit der Bittage, in jener Maienwoche, in welcher unsere Religion das Fest der Himmelfahrt des Herrn feiert, daß auf diesem Waldwege eine förmliche Völker-

wanderung ausbrach. Fremdartige Menschen in fremden Kleidern mit seltsamer Geberde und Sprache wallten schaarenweise heran. Sie hatten braune Gesichter, knochige Glieder und struppige Haare. Sie hatten scharfe, glühende Augen, weiße Zähne, lange, tiefgebogene oder kühn aufgeworfene Nasen und fremdartige Züge um die Mundwinkel. Die Männer trugen weiße, flatternde, unten befranste Linnenhosen, die so weit waren, daß sie aussahen wie Kittel, und dunkelblaue Uebermäntel mit breit zurückgeschlagenen Kragen, und kleine Filzhütchen mit schmalen, aufgeringelten Krempen. Auch hatten sie blaue Westen an, besetzt mit einer Reihe von großen Silberknöpfen. Andere trugen wieder so enge weiße Beinkleider, als wären selbige über und über an die Glieder gewachsen, und anstatt mit Stiefeln hatten sie die Waden und den Fuß in Kreuz und Krumm mit Binden umgeben. Auch hatten dieselben Männer schwere Uebermäntel aus weißem Filze an ihren Achseln hängen, und diese Mäntel, sowie auch die Beinkleider waren ausgeziert mit rothen oder blauen Rändern, und allerlei Geschnüre schnörkelte sich um die Wämser.

Die Weiber trugen blauschwarze oder weiße Kittelchen, die kaum ein bischen über's Knie hinabgingen und bei jedem Schritt keck hin- und herschlugen. Bei Anderen wieder waren die Kittel so eng und die schwarzen faltenlosen Schürzen so breit, daß bei

jedem Schritte die Rundungen der Gestalt plastisch hervortraten. Ferner trugen sie hohe und schwere Stiefel, daß unter denselben der Sand knarrte, oder sie gingen gar barfuß und hatten Staubkrusten an den Zehen. Weiters staken die Weiber in kurzen schwarzen Spenserchen oder sie hatten gar nur ein weites Hemd über Arm und Busen flattern. Die Köpfe hatten sie turbanartig mit einem Tuche umschlungen, unter dem schwarze Lockensträhne hervorquollen.

So wogten sie lärmend und heulend heran, und jede Gestalt hatte ein weißes Bündel auf den Rücken gebunden und trug in der Hand einen weißen, glattgeschälten Stock. Diese Stöcke waren meist frisch in unseren Wäldern geschnitten, es waren Lärchenstäbe; auch an den Hüten trugen die Männer frischgeschnittene Lärchenzweige und Lärchenkränze; dieser herrliche Baum mit seinem weichen Genadel, wie er mit dem vielgestaltigen Narbelwerk der Rinde seines Schaftes in der Form einer hellgrünen Pyramide unsere Alpenwälder schmückt, war ihnen so seltsam, er ist in jenen fernen, flachen Gegenden, aus denen die Schaaren kamen, nimmer zu finden.

Die fremden Gestalten, welche in kleineren Rotten und großen Haufen einen ganzen Nachmittag lang heranströmten, kamen aus dem Ungarland und waren Magyaren und Slovaken. Es waren die bigotten Massen, die alljährlich einmal aus ihren Heimatsgemeinden davonwandern, um den weiten

Weg von sechs bis acht Tagen bis zu dem weltberühmten Wallfahrtsorte Maria-Zell zu wallen. Ungarische Herren und slavische Fürsten hatten einst viel zum Ruhme und zur Verherrlichung der Gnadenstätte zu Zell gethan, und so wogt heute noch der Strom jener Völker dem berufenen Alpenthale zu und macht einen Haupttheil der gesammten Wallfahrer aus, die alljährlich in Zell erscheinen.

Es waren also fromme Wallfahrerschaaren, die betend und singend unseren stillen Wald durchzogen. Jedes Häuflein trug eine lange rothe Stange mit sich, auf welcher ein Kreuz mit bunten Bändern oder ein wallendes Fähnlein war. Vor jedem Crucifix oder anderen Bildnissen, wie sie am Wege standen, verneigten sie tief diese Stange; und wenn sie zu jener Höhung herangestiegen waren, auf welcher dem Wanderer das erstemal die zackige Hochkette des Schwabengebirges und der gewaltige Felskoloß der hohen Veitsch sichtbar wird, standen sie still und senkten dreimal fast bis zur Erde ihren Fahnenstab. Begrüßten die Menschen aus dem Flachland die wilderhabene Alpennatur? Nein. In der Felsenkrone jener hohen Berge lag ihr heiliges Ziel, und das begrüßten sie mit Herz und Geberden.

An diesem Punkte waren sie nur noch eine Tagreise entfernt von Zell; manche empfanden in solchem Gedanken zum Wandern neue Kraft, Anderen sank der Muth im Anblicke der blauenden Alpenwände,

die zu übersteigen waren. Bisweilen schleppten die Fremdlinge einen Genossen mit sich, der unterwegs erkrankt war. Einmal trugen sie auf frischer Lärchbaumtrage die Leiche eines auf der Straße verstorbenen Genossen, um sie im nächsten Friedhofe zu bestatten.

So hallten am ersten Tage der Bittwoche die grellstimmigen Gebete der Ungarn und die melancholischen Lieder der Slaven durch unsere Gegend. Die Leute traten aus den Häusern und horchten den seltsamen Stimmen; wir Kinder aber pflegten eine andere Sitte. Wir zogen unsere zerfahrensten Kleidchen an, und mit fliegenden Lumpen hüpften wir der Straße zu. Dort knieten wir auf den Sand, aber so, daß wir auf unsere eigenen Fersen zu hocken kamen, und wenn eine der Kreuzschaaren nahte, so rissen wir die Hauben vom Kopf, stellten dieselben als Gefäß vor uns hin und schlugen zuerst mit zagender, bald mit kecker Stimme zahlreiche Vaterunser los.

Die Früchte blieben nicht aus. Die Männer schossen Kreuzer in unsere Hauben, Weiber warfen uns Brot und Kuchen zu, welche, wie die Spuren ihrer Zähne daran gar oft bewiesen, sie ihrem eigenen Munde entzogen hatten. Andere hielten gar an, und öffneten ihre Bündel und kramten drin herum, und reichten uns Backwerk, und manch alt' Mütterlein, das unsertweg auf ein paar Minuten zurückgeblieben

war, konnte die Schaar wohl oft stundenlang nicht mehr erreichen.

Manchmal stellten die Fremden Worte an uns, die wir nur mit glotzenden Augen zu beantworten wußten. Je seltsamer ihr Wesen und ihre Sprache war, desto feiner und liebreicher zeigte sich die Gabe; vielleicht dachten die Geber an ihre Angehörigen in ferner Heimat, denen die Liebe galt, die uns fremden Kindern erwiesen wurde. Je brauner die Gesichter, desto weißer war das Brot — wir hatten die Erfahrung bald gemacht.

Bisweilen wurden wir auch in deutscher Sprache angeredet: wie wir hießen, wem wir zugehörten, wie viel unser Vater Ochsen hätte und ob wir auch Kornfelder besäßen. Des Grabenberger's Natzelein war unter uns, das gab stets die Antwort und log fürchterlich dabei: Wir gehörten armen Holzhauerleuten an, der Vater wäre vom Baum gefallen und die Mutter läge krank schon seit Jahr und Tag; Ochsen hätten wir nicht, aber zwei Ziegen hätten wir gehabt und die hätte der Wolf gefressen. Mit einem Kornacker wär's schon gar nichts, aber Pilze äßen wir und die wären heuer nicht gewachsen. — Ich bohrte vor heimlicher Wuth über derlei unwahre Darstellungen die Zehen hinter mir in die Erde hinein. Ja, das Natzelein verfing sich derart in das Lügen, daß es schließlich selbst unsere ehrenhaften Taufnamen falsch angab.

Die guten Ungarn schlugen hell die Hände zusammen über so arme Würmer, dann blickten sie in die Waldgegend hinaus und meinten, es wäre leicht zu glauben, es wäre eine elende Gegend; gar der Schnee lag noch hie und da in den Gruben, zu einer Zeit, da auf den weiten Ebenen draußen längst das Korn in Aehren stand. Sie griffen dann tief in den Sack.

Das Natzelein war mir schon von jenem Rattner Kirchtag her verleidet, aber ich getraute mich vor den Fremden kein Wort zu sagen; und wenn sie mich zu weilen doch dahin brachten, daß ich den Mund aufmachte, so ward das Wort so ängstlich und leise hervorgemurmelt, daß sie mich nicht verstanden. Die Anderen, besonders das Natzelein, kriegten daher immer mehr in ihre Hauben als ich; nur dann und wann ein mildherziges Weiblein legte mir, dem „Hascherl“, was bei.

Einmal — ich und des Grabenberger's Natzelein waren allein — gerade vor dem Herannahen einer größeren Schaar, nahm ich eine Stellung ein, die vortheilhafter war, als der Platz, auf welchem das Natzelein hockte. Das Natzelein war darüber erbost, und als die Gaben wirklich in größerer Menge mir zuflogen, rief er aus: „Der da ist eh reich, sein Vater hat vier Ochsen und einen großen Grund! Vater unser, der Du bist, u. s. w.“

Auf der Stelle wendete sich das Glück und alles Brot und Geld wäre in den Hut des Natzelein ge=

flogen, da erhob ein Mann, der mitten unter den Wallfahrern stand, das Wort: „Schaut einmal den neidischen Schlingel an! Ihr seid beide nicht so arm, als daß Ihr ohne unser Brot verhungern müßtet und auch nicht so reich, als daß wir Euch die kleinen Gaben versagen wollten. Ihr seid Waldbauern-Kinder, aber ich gebe meinen Sechser diesmal dem da, dessen Vater vier Ochsen hat!"

Mein Lebtag vergeß' ich's nimmer, wie jetzt die Batzen in mein Häublein klangen — hell zu Dutzenden und ich konnte nachgerade nicht schnell genug die „Vergeltsgott" sagen, daß auf jeden eins kam. Und da dieser wundersame Hagel, wie ich ihn noch nie gesehen hatte, gar nicht wollte aufhören, konnte ich die Lust in meinem Herzen nimmer verhalten, in ein helles Wiehern und Lachen brach ich aus; das Natzelein aber schleuderte seine fast leer gebliebene Haube mitten in die Straße und schoß wüthend in den Wald hinein.

Mit Gelächter zog die Kreuzschaar ab. Und ich hub an, meine Schätze zu zählen; in der Kappe und um dieselbe, im Sand und auf dem Moos und im Heidelkraute lagen die Kreuzer und Groschen und Sechser zerstreut. Und als ich sie alle versammelt hatte, wollte ich wohl verzichten auf alle weiteren Wallfahrertruppen, die heute noch kommen konnten, wollte schnurrstracks heim zu meinen Eltern laufen, um ihnen das unermeßliche Glück zu verkünden. Da

bin ich plötzlich angepackt von rückwärts, zu Boden geworfen und auf meiner Brust reitet das Ratzelein. Mit seinen strammen Händen preßt es meine Arme tief in das Heidelkraut hinein und so grinst es mir in's Gesicht.

Stärker bin ich nicht, wie er, dachte ich bei mir, wenn ich auch gescheiter nicht bin, so ist's um mich gefehlt.

„Du!“ murmelte das Bürschlein zwischen den Zähnen hervor, „gieb mir die Hälfte vom Geld!“

„Nein,“ sage ich trocken.

„So nehm' ich mir's selber.“

„Dann spring' ich auf.“

„Aber ich laß' Dich nicht los!“

„Dann kannst Du das Geld nicht nehmen.“

„Ich setz' Dir meine Knie auf die Gurgel!“

„Ich laß' mich umbringen.“

Zum Glücke hallte jetzt der Gesang einer neuen Kreuzschaar. Wir beide sprangen auf, stürzten zur Straße hin und lallten unser Gebet.

Das von den vielen Abenteuern an der Straße nur als einzig Stücklein.

Und wenn das Tagwerk vorbei, so versammelten wir Kinder uns auf der Au, wo die Schafe noch grasten, und tauschten unsere Gaben um, wie sie Jedem eben entsprachen. Geld war stets der gesuchteste Artikel; nur die Kinder armer Kleinhäusler und Köhlersleute gaben feine Leckerbissen und Kreuzerchen

für ein Stück schwarzes Brot, wenn es nur groß war.

Am fünften Tage kehrten die Schaaren stets auf demselben Wege wieder zurück. Und jeder von den Wallfahrern hatte an seiner Brust einen oder mehrere Rosenkränze hängen oder Amulette, Frauenbildchen und funkelnde Kreuzlein und Herzen. Die Mädchen trugen rothe und grüne Krönlein von Wachs auf ihrem Haupte. Die Bündel auf den Rücken hatten sich sehr bedeutend verkleinert und die Brote, die wir bekamen, waren hart und Geldstücke sprangen spärlich hervor aus den Taschen.

Doch lohnte es sich des Hockens immer noch und die Erwartung der Gabe war mindestens so anziehend, als die Gabe selbst.

Einmal, ich war schon an die eilf Jahre alt geworden, kniete ich ganz allein am Stamme eines Crucifixes, und recht zungenfertig im Vaterunserhersagen, wie ich endlich geworden war, kehrte ich alle Vortheile des Absammlers heraus und hoffte reichlichen Gewinn. Da kam eine Kreuzschaar; ein paar Brötchen wurden mir zugeworfen, und sie war vorüber.

Nur ein schon betagter, gutmüthig aussehender Mann war zurückgeblieben, schritt ganz nahe an mich heran, neigte ein wenig sein Haupt zu mir nieder und sagte: „Bettelbub'!“ Dann ging er den Anderen nach.

Mir war das halbe Vaterunser im Mund stecken geblieben. Ich glotzte eine Weile um mich, dann stand ich langsam auf und schlich von dannen.

Das war mein letztes Hocken gewesen an unserer Waldstraße.

— Bettelbub'! — Das Wort hat mich aufgeweckt. Ein junger, gesunder Bursche, der stolz ist, daß sein Vater Haus und Hof besitzt, ein solcher Bursche, der mit seinem neuen grünen Hut Sonntags schon etlichemale gleich den Knechten in's Wirthshaus gegangen ist, der es demnächst mit dem Tabakrauchen probiren wird und der nicht allzuselten in's Fensterglas guckt, wie es mit dem Bart steht — ein solcher Bursche betteln!

Auch das Natzelein thut's nimmer. Das Natzelein ist ein reicher Bauer geworden und er giebt, wenn man ihm glauben darf, jeden Tag erklecklich Almosen an wahrhaft dürftige Betteleute.

Und die Magyaren und Slovaken kommen noch heute jenen einsamen Waldweg gezogen, immer an Kinder, die am Wege kauern, Gaben spendend, in ihrem Beten und Flehen selbst Bettelleute vor der Gnadenmutter zu Zell.



Weg nach Maria-Zell.

Mein Vater hatte eilf Saatfelder, die wir „Kornweiten“ nannten und wovon wir alljährlich im Herbste ein neues für den Winterroggenbau eigneten, so daß binnen eilf Jahren jeder Acker einmal an die Reihe kam. Ein solcher Jahresbau lieferte beiläufig dreißig Metzen Roggen; für die nächsten drei Jahre wurde dann das Feld für Hafersaat benützt und die sieben weiteren Jahre lag es brach, diente als Wiese oder Weide.

Unser vier — ich, mein Vater und die zwei Zugochsen — bestellten im Herbste das Roggenfeld. Hatten wir den Pflug, so führte mein Vater hinten die Pflug- und ich vorn die Ochsenhörner. Hatten wir die Egge mit ihren sechsunddreißig wühlenden Eisenzähnen, so leitete der Vater die Zugthiere und ich —

Ja, das war ein absonderlich Geschäft. Ich hockte mitten auf der Egge oben und ließ mich über den

Acker hin und her vornehm spazieren fahren. Fuhr spazieren und verdiente dabei mein Brot. Der Acker hatte nämlich stellenweise so zähes und filziges Erdreich, daß die Egge nicht eingreifen wollte, sondern nur so ein wenig oben hin kratzte. Trotzdem durfte die Egge nicht zu schwer sein, schon um der Ochsen willen und auch nicht, weil an anderen Stellen doch wieder eine mürbe Erdschichte lag, in welcher tiefgehende Zähne mehr geschadet als genützt hätten.

So mußte denn stellenweise die Egge beschwert werden, und zwar durch ein lebendiges Gewicht, das zu rechter Zeit aufhocken und zu rechter Zeit abspringen konnte. Und dazu waren meine vierzig Pfunde mit den behendigen Füßlein gerade recht. Gefiel mir baß, wenn die Ochsen gut beim Zeug waren und die Egge hübsch emsig dahinkraute und auf und nieder hupfte, so daß mir der Vater zurief: „Halt' Dich fest, Bub', sonst fliegst abi!“

Da hat sich eines Tages das große Glück zugetragen.

Es war Morgens vorher mein vierter Bruder geboren worden — ein Junge, daß es schon eine helle Freude war. Als wir hierauf das steile Schachenfeld umeggten, war mein Vater etwas übermüthig und knallte stark mit der Peitsche. Fuhr- und Ackersleute, die keine Stimme haben zum Jauchzen oder Fluchen, lassen die Peitsche knattern und schmettern, daß es hinhallt in das Gebäume und zu anderen Menschen, die,

wenn sie wollen und können, mitjauchzen oder mitfluchen mögen. Wir fuhren gerade an einem mit Büschen bewachsenen Steinhaufen vorüber, als meinem Vater — sicherlich des kleinen Jungen wegen — wieder die helle Lust aufschoß, die Peitsche schwang er und knallte Eins herab. In demselben Augenblick rauschte erschreckt eine ganze Familie von Haselhühnern aus dem Gebüsche auf — davor machten unsere Ochsen einen gewaltigen Sprung und schossen wild mit der Egge und mit mir, der darauf saß, quer über das steile Feld hinab. Mein Vater war beiseite geschleudert worden und konnte nun nachsehen, was mit seinem Gespann geschah. Die Rinder raseten dahin, die Egge hüpfte hoch empor und im nächsten Augenblicke war ich unter den Zähnen derselben und wurde hingeschleift.

Mein Vater soll die Augen zugemacht und sich gedacht haben: Jesses, kaum ist der Kleine da, ist der Große schon hin. — Dann schlug er die Hände zusammen und rief es zu den Wolken empor: „Unsere liebe Frau Maria-Zell!“

Mittlerweile waren Ochsen und Egge über den Feldrücken hinüber und nicht mehr zu sehen. Dort unten aber auf dem braunen Streifen, den das Fahrwerk über den Acker hin gezogen hatte, lag ein Häuflein und bewegte sich nicht.

Mein Vater lief hinzu und riß es von der Erde empor — da hub es auch schon ketzermäßig an zu

schreien. Der ganze Bub voll Erde über und über; ein Aermel des Linnenröckleins war in Fetzen gerissen, über die linke Wade hinab rann Blut — sonst gar nichts geschehen. Hinter dem Feldsattel standen unversehrt auch die Ochsen. Mich nahm mein Vater jetzt auf den Arm. Ich hätte zehnmal besser laufen können als er, aber er bildete sich ein, ich müsse getragen sein, aus Zärtlichkeit und Dankbarkeit, daß ich noch lebe und aus Angst, ich möchte mich etwa gar jetzt erst verletzen. Als ich hörte, daß ich eigentlich in Todesgefahr gewesen war, und von rechtswegen jetzt in Stücke zerrissen nach Hause getragen werden sollte, hub ich erst recht an zu zetern. — Und so kamen wir heim, und wenn die alte Grabentrautel nicht vor der Thür die Antrittsteine sauber kehrt — weil die Godel kommen soll — und sie uns solchergestalt nicht den Eingang zur Wöchnerin verwehrt, so geschieht erst jetzt das Unglück: die Mutter springt vor Schreck aus dem Bett, kriegt das Fieber und stirbt.

Auch das hat die liebe Frau Maria Zell verhindern müssen und hat es durch ihre Fürbitte erwirkt, daß es der Grabentrautel eingefallen ist, es wäre draußen der Antrittstein nicht ganz sauber und die Godel könne leichtlich daran ein Aergerniß nehmen.

Später hat das mein Vater Alles erwogen und ist hierauf zum Entschluß gekommen, mit mir zur

Danksagung eine Wallfahrt nach Maria-Zell zu machen.

Ich war glückselig, denn eine Kirchfahrt nach dem eine starke Tagreise von uns entfernten Wallfahrtsort war mein Verlangen gewesen, seit ich das erstemal die Zeller Bildchen im Gebetbuche meiner Mutter sah. Maria-Zell schien mir damals nicht allein als der Mittelpunkt aller Herrlichkeit der Erde, sondern auch als der Mittelpunkt des Gnadenreiches unserer lieben Frau. Und so oft wir nun nach jenem Gelöbnisse auf dem Felde oder im Walde arbeiteten, mußte mir mein Vater all das von Zell erzählen, was er wußte, und auch all das, was er nicht wußte. Und so entstand in mir eine ideale Welt voll Sonnenglanz und goldener Zier, voll heiliger Bischöfe, Priester und Jungfrauen, voll musicirender Engel, und inmitten unter ewig lebendigen Rosen die Himmelskönigin Maria. Und diese Welt nannte ich — Maria-Zell, sie steht heute noch voll zauberhafter Dämmerung in einem Abgrunde meines Herzens.

Und eines Tages denn, es war am Tage des heiligen Michael, haben wir Vormittags um zehn Uhr Feierabend gemacht.

Wir zogen die Sonntagskleider an und rieben unsere Füße mit Unschlitt ein. Der Vater aß, was uns die Mutter vorgesetzt — ich hatte den Magen voll Freude. Ich ging ruhelos in der Stube auf und ab, so sehr man mir rieth, ich sollte rasten, ich würde

noch müde genug werden. Rasten und dann müde werden, das schien mir nicht gut gedacht.

Endlich luden wir unsere Reisekost auf und gingen davon, nachdem wir versprochen hatten, für Alle daheim, und für Jedes insbesondere bei der „Zellermutter“ zu beten.

Ich wüßte nicht, daß meine Füße den Erdboden berührt hätten, so wonnig war mir. Die Sonne hatte ihren Sonntagsschein, und es war doch mitten in der Woche. Mein Vater hatte einen Pilgerstock aus Haselholz, ich auch einen solchen; so wanderten wir aus unserem Alpel davon. Mein Vater trug außer den Nahrungsmitteln etwas in seinem rückwärtigen Rocksack, was, in graues Papier gewickelt, ich ihn zu Hause einstecken gesehen hatte. Er war damit gar heimlich verfahren, aber jetzt beschwerte es den Säckel derart, daß dieser bei jedem Schritte dem guten Vater Eins auf den Rücken versetzte. Ich konnte mir nicht denken, was das für ein Ding sein mochte.

Wir kamen in's schöne Thal der Mürz und in das große Dorf Krieglach, wo einige Tage zuvor mitten im Orte einige Häuser niedergebrannt waren. Ich hatte in meinem Leben noch keine Brandstätte gesehen. Ich schloß die Augen und ließ es noch einmal nach Herzenslust brennen, so daß mich mein Vater gar nicht von der Stelle brachte. Eine Frau sah uns zu und sagte endlich: „Mein, 's ist halt armselig mit so einem Kind — wenn es ein Hascherl ist.“

Ich erschrak. Sie hatte mich gemeint und ich kannte die Ausdrucksweise der Leute gut genug, um zu verstehen, daß sie mich — wie ich so dastand mit offenem Mund und geschlossenen Augen — für ein Trottelchen hielt.

Ich war daher froh, als wir weiter kamen. Nun gingen wir schon fremde Wege. Hinter dem Orte Krieglach steht ein Kreuz mit einem Marienbilde und mit einer hölzernen Hand, auf welcher die Worte sind:

„Weg nach Maria-Zell."

Wir knieten vor dem Kreuze nieder, beteten ein Vaterunser um Schutz und Schirm für unsere Wanderschaft. „Das greift mich frei an," sagte mein Vater plötzlich und richtete sein feuchtes Auge auf das Bild, „sie schaut so viel freundlich auf uns herab." Dann küßte er den Stamm des Kreuzes und ich that's auch und dann gingen wir wieder.

Als wir in das Engthal der Veitsch einbogen, begann es schon zu dunkeln. Rechts hatten wir den finsteren Bergwald, links rauschte der Bach, und ich fühlte ein Grauen vor der Majestät und Heiligkeit dieses Zeller Weges. Wir kamen zu einem einschichtigen Wirthshaus, wie solche in den Wäldern der Räubergeschichten stehen — doch über der Thür war trotz der Dämmerung noch der Spruch zu lesen: „Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!" — Aber wir gingen vorüber.

Endlich sahen wir vor uns im Thale mehrere Lichter. „Dort ist schon die Veitsch," sagte mein Vater, aber wir gingen nicht so weit, sondern bogen links ab und den Bauernhäusern zu, bei welchen es in der Niederaigen heißt. Und wir schritten in eines dieser Häuser und mein Vater sagte zur Bäuerin:

„Gelobt sei Jesu Christi, und wir Zwei thäten halt von Herzen schön bitten um eine Nachtherberg; mit einem Löffel warmer Suppen sind wir rechtschaffen zufrieden und schlafen thäten wir schon auf dem Heu."

Ich hatte gar nicht gewußt, daß mein Vater so schön betteln konnte. Aber ich hatte auch nicht gewußt, daß er auf Wallfahrtswegen nur ungern in ein Wirthshaus einkehrte, sondern sich Gott zur Ehr' freiwillig zum Bettelmann erniedrigte. Das war ein gutes Werk und schonte ja auch den Geldbeutel.

Die Leute behielten uns willig und luden uns zu Tische, daß wir aßen von Allem, was sie selber hatten. Dann fragte uns der Bauer, ob wir Feuerzeug bei uns hätten, und als mein Vater versicherte, er wäre kein Raucher und er hätte sein Lebtag keine Pfeife im Munde gehabt, führten sie uns in den Stadl hinaus auf frisches Stroh.

Wir lagen gut und draußen rauschte das Wasser. Das muthete seltsam an, denn daheim auf dem Berge hörten wir kein Wasser rauschen.

„In Gottesnamen,“ seufzte mein Vater auf, „morgen um solch' Zeit sind wir in Maria=Zell.“ Dann war er eingeschlafen.

Am anderen Morgen, als wir aufstanden, leuchtete auf den Bergen schon die Sonne, aber im Schatten des Thales lag der Reif. Von der Veitscher Kirche nahmen wir eine stille Messe mit; und als wir durch das lange Engthal hineinwanderten, an Wiesen und Waldhängen, Sträuchern und Eschenbäumen hin, über Brücken und Stege, an Wegkreuzen und Bauernhäusern, Mühlen, Brettersägen und Zeugschmieden vorbei, trugen wir jeder den Hut und die Rosenkranzschnur in der Hand und beteten laut einen Psalter. Deß schämte ich mich anfangs vor den Vorübergehenden, aber sie lachten uns nicht aus; an den Zeller Straßen ist's nichts Neues, daß laut betende Leute daherwandern. Mein Vater betete überhaupt gern mit mir; er wird gewiß immer sehr andächtig dabei gewesen sein, aber mir kamen im Gebete stets so verschiedene und absonderliche Gedanken, die mir sonst sicherlich nicht eingefallen wären. War ich im Beten, so interessirte ich mich für Alles, woran wir vorüberkamen, und wenn sonst schon gar nichts da war, so zählte ich die Zaunstecken oder die Wegplanken.

Heute gab mir vor Allem das Ding zu sinnen, das mein Vater in seinem Sacke hatte und das im Rockschoß gerade so hin und her schlug, wie gestern.

— Für einen Wecken ist's viel zu schwer. Für eine Wurst ist's zu groß. —

Ich war noch in meinen Erwägungen, da blieb mein Vater jählings stehen und das Gebet unterbrechend rief er aus: „Du verhöllte Sau!“

Ich erschrak, denn das war meines Vaters Leibfluch. Er hatte sich ihn selbst erdichtet, weil die anderen ja alle sündhaft sind. „Jetzt kann ich schnurgerade zurückgehen auf die Niederaigen,“ sagte er.

„Habt Ihr denn was vergessen?“

„Das wär' mir ein sauberes Kirchfahrtengehen,“ fuhr er fort, „wenn man unterwegs die Leut' anluigt! — Hast es ja gehört, wie ich gestern erzählt hab', ich hätt' mein Lebtag keine Pfeifen im Maul g'habt. Jetzt beim Beten ist's mir eingefallen, wie ich dort den Holzapfelbaum seh', daß wir daheim auch einen alten Holzapfelbaum gehabt haben und daß ich unter dem Holzapfelbaum einmal 'glaubt hab', 's ist mein letztes End'. Todtenübel ist mir gewesen, weil ich mit dem Riegelberger Peter das Tabakrauchen hab' wollen lernen. — Das ist mir gestern nicht eingefallen und so hab' ich unserm Herbergvater eine breite Lug' geschenkt und desweg will ich jetzt frei wieder zurückgehen und die Sach' in Richtigkeit bringen.“

„Nein, zurückgehen thun wir nicht,“ sagte ich und in meinen Augen wird Wasser zu sehen gewesen sein.

„Ja,“ rief der Vater, „was wirst denn sagen,

wenn Du unsere liebe Frau bist und Einer kommt weit her zu Dir, daß er Dich verehren möcht' und bringt Dir eine großmächtige Lug' mit?!"

„Gar so groß wird sie wohl nicht sein," meinte ich und sann auf Mittel, das Gewissen meines Vaters zu beruhigen. Da fiel mir was ein und ich sagte Folgendes: „Ihr habt nur erzählt, daß Ihr Euer Lebtag keine Pfeife im Mund gehabt hättet. Das kann ja wohl wahr sein. Ihr habt blos das Rohr und von dem nur die Spitz' im Mund gehabt."

Darauf schwieg er eine Zeitlang und dann sagte er: „Du bist ein verdankt hinterlistiger Kampel. Aber verstehst, das Redenverdrehen laß ich Dir nicht gelten, und auf dem Kirchfahrtweg schon gar nicht. Ich hab's so gemeint, wie ich's gesagt hab', und der Bauer hat's so verstanden."

„So müßt es halt gleich beichten, wenn wir nach Zell kommen," rieth ich und darauf ging er ein und wir zogen und beteten weiter.

Beim Radwirth hielten wir an, mußten uns stärken. Wir hatten nun die Radsohl zu übersteigen, den Sattel der Veitschalpe, die mit ihren Wänden schon lange auf uns hergestarrt hatte. Die Wirthin schlug die Hände zusammen, als sie den kleinwinzigen Wallfahrer vor sich sah und meinte, der Vater werde mich wohl müssen auf den Buckel fassen und über den Berg tragen, wenn ich nicht brav Wein trinke und Semmel esse.

Hinter dem Wirthshause zeigte eine Hand schnurgerade den steilen Berg hinan: „Weg nach Maria-Zell.“ Aber ein paar hundert Schritte weiter oben im Waldschachen stand ein Crucifix mit der Inschrift: „Hundert Tage Ablaß, wer das Crucifix mit Andacht küsset, und fünfhundert Tag vollkommenen Ablaß, wer Gelobt sei Jesus Christus sagt.“

Auf der Stelle erwarben wir uns sechshundert Tage Ablaß.

Dann gingen wir weiter, durch Wald, über Blößen und Geschläge, bald auf Fahrwegen, bald auf Fußsteigen, nach einer Stunde waren wir oben.

Wir setzten uns auf den weichen Rasen und blickten zurück in das weite Waldland, über die grünen Berge hin bis in die fernen blauen. Und zwischen den blauen heraus erkannte mein Vater jenen, auf welchem unser Haus stand. Dort ist die Mutter mit dem kleinen Brüderlein, dort sind sie Alle, die uns nachdenken nach Zell. Wie müssen die Leute jetzt winzig sein, wenn schon der Berg so klein ist wie ein Ameisenhaufen! —

Es war die Mittagsstunde. Wir vermeinten vom Veitschthale herauf das Klingen der Glocke zu hören.

„Ja,“ sagte dann mein Vater, „wenn man's betrachtet, die Leut' sind wohl recht klein gegen die große Welt. Aber schau, mein Bübel, wenn schon die Welt so groß und schön ist, wie muß es erst im Himmel sein?“

Ich habe die Frage nicht beantwortet.

Wir erhoben uns und gingen den ebenen Weg, der hoch auf dem Berge dahinführt, und ich sah schaudernd zum schroffen Gewände der Veitsch empor, das schier drohend, als wollte es niederstürzen, auf uns herabstarrte. Endlich standen wir vor einem gemauerten Kreuze, in dessen vergitterter Nische ein lieber, guter Bekannter stand. Der heilige Nicolaus, der alljährlich zu seinem Namenstage mich mit Nüssen, Aepfeln und Lebzelten beschenkte, anstatt daß ich ihm es that. Und von diesem Kreuze sahen wir auf die Zeller Seite hinab. Doch wir sahen noch lange nicht Zell; wohl aber ein so wildes, steinernes Gebirge, wie ich es früher meiner Tage nicht gesehen hatte. Ein Gebet beim Nicolo, und wir stiegen hinab in die fremde, schauerliche Gegend.

Wir kamen durch einen finsteren Wald, der so hoch und dicht war, daß kein Gräslein wuchs zwischen seinen Stämmen. Mein Vater erzählte mir Raub- und Mordgeschichten, welche sich hier zugetragen haben sollen, und ein paar Tafeln an den Bäumen bestätigten die Erzählungen. Ich war daher recht froh, als wir in das Thal kamen, wo wieder Wiesen und Felder lagen und an der Straße wieder Häuser standen.

Wir waren bald in der Wegscheide, wo sich drei Wege theilen, der eine geht nach Veitsch und auch nach Neuberg, der andere nach Weichselboden und

den dritten weist eine Hand: „Weg nach Maria-Zell.“

„Wenn Du nach Zell gehst, so wirst du die größte Kirche und die kleinste Kirche sehen,“ sagte mein Vater, „die größte finden wir heut' auf den Abend, zur kleinsten kommen wir jetzt. Schau, dort unter der Steinwand ist schon das rothe Thürmlein.

Das Wirthshaus war freilich viel größer, als die Kirche; in demselben stärkten wir uns für den noch dreistündigen Marsch, der vor uns lag.

Dann kamen wir an der gezackten Felswand vorüber, die hoch oben auf dem Berge steht und „die Spieler“ genannt wird. Drei Männlein sitzen dort oben, die einst in der Christnacht hinaufgestiegen waren, um Karten zu spielen. Zur Strafe sind sie in Stein verwandelt worden und sie spielen heute noch.

Die Straße ist hin und hin besäet mit Wegkreuzen und Marienbildern; wir verrichteten vor jedem unsere Andacht und dann schritten wir wieder vorwärts, wohl etwas schwerfälliger, als gestern, und im Rockschoße meines Vaters schlug fort und fort das unbekannte Ding hin und her.

Neben uns rauschte ein großer Bach, der aus verschiedenen Schluchten, zwischen hohen Bergen herausgekommen war. Die Berge waren hier gar erschrecklich hoch und hatten auch Gemsen.

„Jetzt rinnt das Wasser noch mit uns hinaus,“ sagte mein Vater, „paß auf, wenn es gegen uns

rinnt, nachher haben wir nicht mehr weit nach Zell."

Wir kamen nach Gußwerk. Das hatte wunderprächtige Häuser, die waren schön ausgemeißelt um Thüren und Fenstern herum, als ob sich die Steine schnitzen ließen, wie Lindenholz. — Und da waren ungeheure Schmieden, aus deren finsterem Innern viel Lärm und Feuerschein herausdrang. Wir eilten hastig vorbei und nur bei der damals neuen Kirche kehrten wir zu. Das war wunderlich mit dieser Kirche — nur ein einzig Christusbild war drin, und sonst gar nichts, nicht einmal unsere liebe Frau. Und so nahe bei Maria-Zell! Die Lutherischen sollen es gerade so haben. — Wir gingen bald davon.

Und als wir hinter das letzte Hammerwerk hinaus waren und sich die Waldschlucht engte, daß kaum Straße und Wasser nebeneinander laufen konnten — siehe, da war das Wasser so klar und still, daß man in der Tiefe die braunen Kieselsteine sah und die Forellen — und das Wasser rann gegen uns.

„Jetzt, mein Bübel, jetzt werden wir bald beim Urlaubkreuz sein," sagte der Vater, „bei demselben siehst du den zellerischen Thurm."

Wir beschleunigten unsere Schritte. Wir sahen die Capelle, die gerade vor uns auf dem Berge stand, und die Sigmundskirche heißt. Da oben hat vor lange ein Einsiedler gelebt, der sich nicht für

würdig gehalten, bei der Mutter Gottes in Zell zu sein, und der doch ihr heiliges Haus hat sehen wollen jede Stund'. — Ein Vöglein hätte ich mögen sein, daß ich hätte hinauf fliegen können zum Kirchlein und von dort aus Zell etliche Minuten früher schauen, als von der Straße.

An der Wegbiegung sah ich an einem Baumstamm ein Heiligenbild.

„Ist das schon das Urlaubkreuz?"

„Das kleine," sagte mein Vater, „das ist erst vom Urlaubkreuz das Urlaubkreuz. Schau, dort steht es."

Auf einem rothen Pfahl ragte ein rother Kasten, der hatte ein grünangestrichenes Eisengitter, hinter welchem ein Bildniß war. Wir eilten ihm zu; ich hätte laufen mögen, aber mein Vater war ernsthaft. Als wir vor dem rothen Kreuze standen, zog er seinen Hut vom Kopfe, sah aber nicht auf das Bild hin, sondern in das neu hervorgetretene Thal hinaus und sagte mit halblauter Stimme: „Gott grüß' Dich, Maria!"

Ich folgte seinem Auge und sah nun durch die Thalenge her und durch die Scharte der Bäume eine schwarzglänzende Nadel aufragen, an welcher kleine Zacken und ein goldener Knauf funkelten.

„Das ist der zellerische Thurm."

Ein klein wenig haben wir all' Beide geschluchzt. Dann gingen wir wieder — einen Schritt vor-

getreten und wir haben den Thurm nicht mehr gesehen. Wir sollten ja bald an seinem Fuße sein ....

Wir stiegen endlich die letzte Höhe hinan und hatten auf einmal den großen Marktflecken vor uns liegen, und inmitten, hoch über Alles ragend und von der abendlichen Sonne beschienen, die Wallfahrtskirche.

Die Stimmung, welche zu jener Stunde in meiner Kindesseele lag, könnte ich nicht schildern. So wie mir damals, muß den Auserwählten zu Muthe sein, wenn sie in Zion eingehen.

Wir thaten, wie alle Anderen auch — auf den Knien rutschten wir zum Gnadenbilde hin, und ich wunderte mich nur darüber, daß der Mensch auf den Knien so gut gehen kann, ohne daß er es gelernt hat.

Wir besahen an demselben Abende noch die Kirche und auch die Schatzkammer. An den gold- und silberstrotzenden Schreinen hatte ich lange nicht die Freude, wie an den unzähligen Opferbildern, welche draußen in den langen Gängen hingen. Da gab es Feuersbrünste, Ueberschwemmungen, Blitzschläge, Türkenmetzeleien, daß es ein Schreck war. Es ist kaum eine Noth, ein menschliches Unglück denkbar, das in der Zellerkirche nicht zur bildlichen Darstellung gekommen wäre. Wer hat diesen Volksbildersälen je eine nähere Betrachtung gewidmet?

Wir stiegen auch auf den Thurm; das war unerhört weit hinauf zwischen den finsteren Mauern,

wie oft mochte der Rockschoß meines Vaters hin und hergeschlagen haben, bis wir oben waren! Und endlich standen wir in einer großen Stube, in welcher zwischen schweren Holzgerüsten riesige Glocken hingen. Ich ging zu einem Fenster und blickte hinaus — was war das für ein Ungeheuer? Eine Kuppel der Nebenthürme hatte ich vor Augen. Und du heiliger Josef! wo waren die Hausdächer? Die lagen unten auf dem Erdboden. — Dort auf dem weißen Streifen krabbelte eine Kreuzschaar heran. Als der Thürmer dieselbe gewahrte, hub er und noch ein Zweiter an den Riemen einer Glocke an zu ziehen. Diese kam langsam in Bewegung, der Schwenkel desgleichen und als derselbe den Reifen berührte, da gab es einen so gewaltigen Schall, daß ich meinte, mein Kopf springe mitten auseinander. Ich verbarg mich wimmernd unter meinen Vater hinein, der war so gut und hielt mir die Ohren zu, bis die Kreuzschaar einzog und das Läuten zu Ende war. Nun sah ich, wie die beiden Männer fruchtlos an den Riemen zurück hielten, um die Glocke zum Stillstand zu bringen; hilfebereit sprang ich herbei, um solches auch an einem dritten niederschlängelnden Riemen zu thun — da wurde ich schier bis zu dem Gebälke emporgerissen.

„Festhalten, festhalten!“ rief mir der Thürmer zu. Und endlich als die Glocke in Ruhe und ich wieder auf dem Boden war, sagte er: „Kleiner, kannst

wohl von Glück sagen, daß Du nicht beim Fenster hinausgeflogen bist!"

„Ja," meinte mein Vater, „kunnt denn da in der Zellerkirchen auch ein Unglück sein?"

Abends waren wir noch spät in der Kirche; und selbst als sich die meisten Wallfahrer schon verloren hatten und es auch an dem Gnadenaltare dunkel war bis auf die drei ewigen Lampen, wollte mein Vater nicht weichen. Gar seltsam aber war's, wie er sich endlich von seinen Knien erhob und in die Gnadencapelle hineinschlich. Dort griff er in seine Rocktasche, langte den von mir unerforschten Gegenstand hervor, wickelte das graue Papier ab und legte ihn mit zitternder Hand auf den Altar.

Jetzt sah ich, was es war — ein Eisenzahn von unserer Egge war es. —

Und am anderen Tage gegen Abend, als wir meinten, unsere Kirchfahrt so verrichtet zu haben, daß Maria und unser Gewissen zufrieden sein konnten, gingen wir wieder davon. Beim Urlaubkreuz blickten wir noch einmal zurück auf die schwarze, funkelnde Nadel, die zwischen zwei Bäumen hervorglänzte.

„Behüt' Dich Gott, Maria-Zell," sagte mein Vater, „und wenn Gottes Willen, so möchten wir noch einmal kommen, ehvor wir sterben." —

Dann gingen wir bis Wegscheid', dort hielten wir nächtliche Rast. Und am nächsten Tage überstiegen wir wieder den Berg und durchwanderten das

Veitschthal. Als wir zu den Bauernhäusern der Niederaigen kamen, sprach mein Vater dort zu, wo wir auf dem Vorweg zur Nacht geschlafen hatten, und überreichte der Bäuerin ein schön bemaltes Bildchen von Maria-Zell.

Als wir am Abende desselben Tages heimgekommen waren und uns zur Suppe gesetzt hatten, soll ich, den Löffel in der Hand, eingeschlafen sein.





Als ich der Müller war.

Etwa ein Jahr nach dieser Wallfahrt gab's ein merkwürdig Geschichtchen daheim.

Nicht gar weit vom Hause, zwischen und unterhalb von Feldrainen und Wiesenlehnen ist eine Schlucht. Sie ist voll dichten und hohen Erlen- und Haselnußgebüsches, zwischen welchen Germen, Schierling und Sauerampfer wuchern. Unter diesen Gewächsen rieselt ein Wasser, das seinerzeit zuweilen nur von einem durstigen Krötlein aufgesucht wurde, sonst aber, so klar und frisch es war, ganz unbeachtet blieb, bis unser Nachbar, der Thoma, dem die Schlucht gehört, eine Mühle in dieselbe baute. Die Mühle stand so versteckt im Gebüsche, daß ich, wenn ich bei meiner Rinderheerde auf dem Wiesenraine stand, vergebens nach derselben gespäht hätte, wenn an ihr und hoch über den Gesträuchen nicht zwei Tannen emporgeragt haben würden. Auf diesen

Tannen saß gern ein Habicht und pfiff zu mir und meinen Rindern herüber, daß ich vor Grauen im Gedanken oft ein heilig Vaterunser betete. Auch vor der Mühle fürchtete ich mich; sie kam mir mit ihren ewigen Schatten und traurigem Wasserrauschen schier so schauerlich vor, wie jene im Märchen meiner Mutter, in der die schöne einschichtige Müllerstochter zwölf Räuber mit der breiten Mühlhacke geköpft hat.

Da kam aber eine Zeit, in der ich näher mit der Mühle im Schierlinggraben Bekanntschaft machen sollte.

Unsere schöne Mühle im lichten Wiesenthale, in der ich meinem Vater so oft das Korn mahlen half, war in einer Nacht niedergebrannt, bis auf die zahllosen Eisennägel und die zwei Mühlsteine, die ganz dunkelroth angelaufen und gar in mehrere Stücke auseinandergefallen waren. Das Wasserrad am halbverkohlten Gründel allein war stehen geblieben, und auf dasselbe schoß der Mühlbach nieder, und das Rad lief und tanzte in hastiger Eile wie närrisch. Verrückt war es geworden ob des Unglückes. Und erst als mein Vater den Mühlbach ab in den Fluß leitete, blieb das Rad stehen, und stand viele Jahre lang hoch und kohlschwarz und unbeweglich über dem Schutt.

Ich und mein Vater hatten alle Eisennägel zusammengesucht auf der Brandstätte, aber der Schmied

gab uns dafür nur fünfundzwanzig Groschen; und die Mühle konnten wir nicht mehr aufbauen.

Da ging mein Vater zum Nachbar Thoma und fragte an, was er Gegendienstes leisten müsse, wenn er die Mühle im Schierlinggraben an Tagen, da sie leer stehe, benützen dürfe.

Der Thoma legte meinem Vater einen Brotlaib vor: er möge sich abschneiden, nur ein recht groß Stück, er, der Nachbar, habe gut Korn gebaut. Ja, und von wegen der Mühle, die könne er, mein Vater, schon haben; so einen, zwei Tage die Woche stehe sie ja leer; und eines Gegendienstes wegen könne keine Rede sein; er, mein Vater, sei mit dem Feuer unglücklich gewesen; ja, und das könne Jedem geschehen. Solle sich nur noch Brot abschneiden, ein rechtschaffen Stück. Gesegne Gott! Gesegne Gott!

In unserem Hause ist mein Vater selbst der Mühlesel gewesen. Und so stieg er eines Tages, den Kornsack auf der Achsel, nieder in den Schierlinggraben. Ich, ein blöder Junge, war entweder hinter meinen Rindern oder hinter meinem Vater her; mein Vater war mir stets der unfehlbarste und erste Mensch auf Erden, und alle anderen Leute liefen so neben mit; nur der Pfarrer und der Amtmann ausgenommen: die standen höher; der Eine hielt's ganz mit Gott, der Andere mit dem Kaiser — und mit uns hielt keiner von Beiden.

So wand ich mich denn hinter meinem Vater durch das Erlen- und Haselnußgebüsch der Mühle zu. Und als wir vor derselben standen, zog mein Vater einen hölzernen Schlüssel aus dem Sack, sperrte die graue, niedrige Thür auf, und wir standen jetzt in der finsteren Mühle, in welcher nur der staubige Mehlkasten, und über demselben das Steinhaus und die Aufschüttmulde uns matt entgegenblickten. Wir stiegen über sechs oder acht Stufen empor zum Schüttboden; an die braune, spinnwebige Wand desselben waren mehrere Heiligenbilder geklebt; eine Art Hausaltar, an dem auch ein grünes Weihbrunngefäßchen gängelte. Mein Vater besprengte sich damit; dann leerte er seinen Kornsack in die Schüttmulde und guckte noch ein wenig durch ein Fensterchen auf das stetig rauschende Wasserfloß hinaus, und zwischen den Fugen in die Radstube hinab, aus welcher erst eine rechte Finsterniß hervorglotzte. Und als er sah, daß Alles in Ordnung, tauchte er mit beiden Händen eine aus der Wand stehende Stange nieder. Da wurde es lebendig. Zuerst hörte ich einen einzelnen Klapper, bald einen zweiten, dritten; der Boden hub sachte an zu dröhnen, zu schütteln; das Klappern wurde schneller und schneller und kam endlich in ein gleichmäßiges Rollen und Klirren und Schrillen. Es ging die Mühle.

Von dem zitternden Schnabel der Schüttmulde rieselte das braungelbe Brünnlein des Kornes in

den Steinhals, an welchem seines raschen Laufes wegen weder ein Kern noch ein Maserchen zu erkennen war. Mein Vater unterwies mich in den Dingen, auf daß auch ich das Mühlern lerne, und machte endlich die Decke des Mehlkastens auf, in dem bereits der feine, weiße Staub des Mehles flog.

Erst spät Abends — als es schon so finster war, daß ein zur Thür hereinsprühendes Johanniswürmchen mich in's Herz hinein erschreckte, weil ich im Augenblicke wähnte, es sei ein Feuerfunke und es hebe auch diese Mühle zu brennen an — drückte mein Vater wieder an der Wandstange; da wurde das Klirren und Klappern langsamer, noch dröhnte und ächzte das Räderwerk träg und träger, dann stockte es und war verstummt. — Mir klang es in den Ohren und draußen rauschte wieder das Wasser.

Mein Vater besprengte Steinhaus und Mehlkasten mit dem Weihwasser, auf daß über Nacht kein Unglück komme; dann verschloß er die Thür mit dem hölzernen Schlüssel und wir stiegen durch das wilde Gesträuche und über die Wiesen- und Feldlehnen empor zu unserem Hause. Als wir über die Leinwandbleiche gingen, huschte ein Weibsbild an uns vorbei und hinüber den Anger, auf welchem die Eschen und die Kirschbäume standen.

„Ich denk' gar, daß ist die kohlschwarze Stina gewesen," sagte mein Vater vor sich hin, „wie närrisch lauft denn die herum in der Nacht!"

„Der wär' es sicher nicht uneben gewesen, wenn sie unsere Bleichleinwand noch gefunden hätt' auf dem Anger," meinte meine Mutter daheim.

„Ei, das kannst nicht wissen," sagte mein Vater ablehnend. „Sie macht sich ihr Brot bei der Kohlenbrennerei, und Schlechtes kann man ihr doch just gerade eben nicht gar recht viel nachsagen."

„Gutes auch nicht," versetzte die Mutter; dann war nicht weiter mehr davon die Rede.

Wir gingen zum Nachtessen. Nach diesem setzte sich meine Mutter zum Spinnrad und sang ein Lied und erzählte ein Märchen. Das Märchen von der weißen Frau, wie sie um Mitternacht durch das Ritterschloß schwebt und mit dem blutigen Dolch eine Unglücksprophezeiung an die Wand schreibt — es ließ mir die ganze Nacht keine Ruhe, und ich kroch aus Angst und Furcht vor der weißen Frau dem alten Einleger-Jobst, bei dem ich schlief, schier hinter's Hemd hinein.

Am anderen Morgen, als wir aufstanden, war die Nachricht da, mein Vater müsse eilends roboten gehen. Zwar war es schon ein Stück Weile nach dem Jahre des Heiles Achtundvierzig, aber unser guter Verwalter hielt stets noch an der ehrwürdigen Sitte, die Bauern in's Joch zu spannen, und die Bauern bogen willig ihre sonst so steifen Nacken.

Mich aber traf's an diesem Morgen wie ein Donnerschlag; „Bub'," sagte der Vater zu mir, „so

mußt heut' Du der Müllner sein unten im Schierling-graben."

Noch ging er mit mir hinab, um die Thür aufzuschließen und die Mühle anzurichten.

Ersteres wäre nicht nöthig gewesen; die Thür war kaum verriegelt und mein Vater brummte: „So ein hölzern Schloß ist just für die Katz'; der erst' best' Bettelmann taucht mit dem Stock den Riegel in Scherben."

Dann gab mir der Vater noch Verhaltungsmaßregeln; unterwies mich, wie man mittelst der Wandstange das Wasser vom Holzfloße leite, daß es seitwärts tief in das steinige Bett hinabstürze und die Mühle stehen bleibe. Ferner bereitete er mir einen Kübel Wassers auf dem Schüttboden, „im Falle, daß was sein sollte". Er dachte an's Feuer. Dann ging er, und ich war allein in der dunklen, klappernden Mühle.

Mir war, als obläge mir die Sorge über eine ganze, wildwirbelnde Welt. Ich schlich und spähte herum, ob überall Alles in Ordnung; ich guckte in die Aufschüttmulde; es rieselte immer aus ihr, aber sie wollte nicht leerer werden. Ich hub in Gedanken an zu zählen und dachte, bis ich fünftausend gezählt hätte, würde das Korn wohl zur Rüste sein; aber ich zählte bis zehntausend, zählte bis — da war mir plötzlich, als stiege aus dem Steinhaus Rauch empor.

Ich stürzte zur Stange, bald stand das ganze Radwerk still und ich sah, es war nicht Rauch, es war nur Mehlstaub gewesen.

Ich richtete die Mühle wieder an und wurde nun etwas zuversichtlicher. Aber in dieser ewigen Dunkelheit des alten Baues, in diesem fortwährenden Tosen und Klirren wurde ich anderartig aufgeregt .... Ich spähte nach rechts und nach links und gegen die dunkelsten Winkel hin. Was gängelt doch das Weihbrunnengefäß in einemfort?! — Schon wieder wollte ich zur Wandstange eilen — da ist plötzlich ein eigenartig Gepolter — und siehe, dort! — langsam und von sich selbst hebt sich der Deckel des Mehlkastens, eine Gestalt, eine Menschengestalt richtet sich auf im Kasten — bleich ist sie bis in die Augen, bis in den Mund hinein. Jesus und Heiland! Die weiße Frau! — Meine Augen wollen vergehen vor Schreck; aber sie sehen es noch, wie die Gestalt polternd aus dem Kasten steigt und hinaushuscht zur Thür.

Ich bin sehr erschrocken; aber der Schreck war verhältnißmäßig kurz gewesen. Die Hast und Eile des Gespenstes kam mir verdächtig vor; ein ordentlicher Geist weiß sonst stets Würde und Anstand zu bewahren.

Wenn das ein Mensch gewesen wäre, ein schlechter Mensch, ein Mehldieb, den wir des Morgens in der Mühle überrascht, und der sich in den Kasten ver-

krochen? — Noch immer wirbelte der weiße Staub aus dem Mehlkasten auf. Ich guckte zum Fensterchen hinaus. Ich sah wie die weiße Gestalt durch das Gesträuche huschte. Zuweilen wo das Gebüsche eben recht dicht war, blieb sie ein wenig kauern und lauerte; sie meinte wohl, von der Thür aus müsse sie verfolgt werden, aber ich beobachtete sie durch's Fenster. Sie strich ängstlich hin und her, kroch endlich durch Erlen und hohe Germen und Sauerampfer in das steinige Bett des Baches, über welchen das Mühlfloß ging. Hier in dem tiefen Graben mochte sie sich sicher dünken; mir aber kam ein verteufelter Gedanke. — Jetzt, bist du ein Geist oder nicht, dachte ich, frisch' Wasser ist eine Gottesgabe, das kann nicht schaden.

Sofort rückte ich die Wandstange, und in demselben Augenblicke kreischte ein greller Schrei draußen im Wassergraben, in welchen das ganze Mühlwasser niederschoß auf die weiße Gestalt.

Diese blieb sie aber nicht lange; kaum sie sich so weit aus den Fluthen hervorgearbeitet hatte, daß ich sie wieder sehen konnte, war sie nicht mehr weiß, war fahlgrau, war braun, war die kohlschwarze Stina.

Sie hatte sich so sehr in ihre nassen Kleider und in das Gestrüppe verwickelt und verkettet, daß sie noch hübsch an Ort und Stelle war, als ich zu ihr hinauskam.

„Stina!“ sagte ich, „hast Du uns wollen das Korn stehlen, oder das Mehl?“

Da wollte sie mit einem Steine nach mir werfen. Darüber erhob ich einen gewaltigen Lärm, und als auf denselben der Nachbar Thoma, der in der Schlucht Zaunstangen gehackt hatte, herbeikam, war die davonwatschelnde Stina noch zu sehen.

„Mach’ Dir nichts d’raus, daß Dich mein Mühlwasser schwarz gewaschen hat,“ rief er ihr nach, „in der Haftstuben wirst schon wieder trocken werden. Mein Weib freilich, die hängt die nassen Lumpen zum Trocknen auf den Strick!“

Hierauf untersuchten wir den Mehlkasten; da d’rin war arg gewirthschaftet worden, und hätte der brave Mehlstaub die Diebin nicht noch rechtzeitig aus dem Schlupfwinkel getrieben, ich und mein Vater, wir hätten das Korn nicht für uns gemahlen.

Ich richtete die Mühle nicht mehr in den Gang; der Thoma faßte das Mehl in einen Sack und trug es hinauf in unser Haus.

Dann ging er und fing die Kohlschwarze ein.

Die Mühle im Schierlinggraben steht heute noch und ist versteckt unter den Büschen.

Das Mehl, das ich gemahlen, ist längst gebacken und gegessen; die kohlschwarze Stina längst trocken und vergessen.



Als ich zur Drachenbinderin ritt.

Wenn mein Vater am Sonnabend beim Rasiren saß, da mußte ich unter den Tisch kriechen, weil es über dem Tisch gefährlich war.

Wenn mein Vater beim Rasiren saß, wenn er seine Backen und Lippen dick und schneeweiß eingeseift hatte, daß er aussah wie der Stallbub, welcher der Kuhmagd über den Milchrahm gekommen; wenn er dann das glasglänzende Messer schliff an seinem braunledernen Hosenträger und hierauf langsam damit gegen die Backen fuhr, da hub er an, den Mund und die Wangen und die Nase und das ganze Antlitz derart zu verzerren, daß seine lieben, guten Züge schier gar nicht mehr zu erkennen waren. Da zog er seine beiden Lippen tief in den Mund hinein, daß er aussah wie des Nachbars alter Veit, der keine Zähne mehr hatte; oder er dehnte den Mund nach links oder rechts in die Quere, wie die Köhler=

22*

Sani that, wenn sie mit den Hühnern keifte; oder er drückte ein Auge zu und blies eine Wange an, daß er war, wie der Schneider Tinili, wenn ihn sein Weib gestreichelt hatte.

Die spaßhaftesten Gesichter der ganzen Nachbarschaft fielen mir ein, wenn der Vater beim Rasiren saß. Und da kam mir das Lachen.

Darauf hatte mein Vater stets liebevoll gesagt: „Gieb Ruh', Bübel." Aber kaum die Worte gesprochen waren, wuchs wieder ein so wunderliches Gesicht, daß ich erst recht herausplatzte. Er guckte in den kleinen Spiegel und schon meinte ich, sein schiefes Antlitz werde in ein Lächeln auseinanderfließen. Da rief er plötzlich: „Wenn Du keine Ruh' giebst, Bub, so hau' ich Dir den Seifenpinsel hinüber!"

Kroch ich denn unter den Tisch und das Kichern schüttelte mich, wie die Nässe den Pudel. Der Vater aber konnte sich ruhig rasiren und war nicht mehr in Gefahr, über seine und meine Grimassen selbst in ein unzeitiges Lachen auszubrechen.

So war's einmal an einem Winterabend, daß der Vater beim Seifenschüsselchen saß und ich unter dem Tisch, als sich draußen in der Vorlauben Jemand den Schnee von den Schuhen strampfte. Gleich darauf ging die Thür auf und ein großer Mann trat herein, dessen dichter rother Schnurrbart Eiszapfen trug, wie draußen unser Bretterdach. Er

setzte sich gleich nieder auf eine Bank, zog eine bauchige Tabakspfeife aus dem Lodenmantel, faßte sie mit den Vorderzähnen und während er Feuer schlug, sagte er: „Thust Dich balbiren, Waldbauer?"

„Ja, ich thu' mich ein wenig balbiren," antwortete mein Vater, und kratzte mit dem Scheermesser und schnitt ein wahrhaft gottverlassenes Gesicht.

„Na, ist recht," sagte der fremde Mann.

Und später, als er schon von Wolken umhüllt war und die Eiszapfen bereits niedertröpfelten von seinem Barte, that er folgende Rede: „Ich weiß nicht, Waldbauer, wirst mich kennen oder nicht? Ich bin vor fünf Jahren einmal an Deinem Hause vorbeigegangen und hab' beim Brunnen einen Trunk Wasser genommen. Ich bin von der Stanz, bin der Drachenbinderin ihr Knecht. Ich bin da um Deinen größeren Buben."

Mir unter dem Tisch schoß es bei diesen Worten heiß bis in die Zehen hinaus. Mein Vater hatte nur einen einzigen größeren Buben und der war ich. Ich duckte mich in den finstersten Winkel hinein.

„Um meinen Buben bist da?" entgegnete mein Vater, „den magst wohl haben, den werden wir leicht entrathen; halt ja, er ist gar so viel schlimm."

Bauersleute reden gern so herum, um ihre vorwitzigen Kinder zu necken und einzuschüchtern. Allein

der Fremde sagte: „Nicht so, Bauer, gescheiter Weis'! Die Drachenbinderin will was aufschreiben lassen, ein Testament oder so was, und sie weiß weit und breit Keinen zu kriegen, der das Schreiben thät verstehen. Jetzt, da hat sie gehört, der Waldbauer im Alpel hätt' so ein ausbündig Bübel, dem solch' Ding im kleinen Finger stecken thät; und so schickt sie mich her und laßt Dich bitten, Bauer, Du sollst die Freundschaft haben und ihr Deinen Buben auf einen Tag hinüberleihen; sie wollt' ihn schon wieder fleißig zurückschicken und ihm was geben zum Lohn."

Wie ich das gehört hatte, klopfte ich mit den Schuhspitzen schon ein wenig an den Tischschragen — das thäte mir gleich nicht übel gefallen.

„Geh," sagte mein Vater, da er auf einem Backen bereits glatt gekratzt war, „wie könnt' denn mein kleiner Bub' jetzt im tiefen Winter in die Stanz gehen, ist ja völlig vier Stunden hinüber!"

„Freilich wohl," versetzte der große Mann, „deswegen bin ich da. Er steigt mir auf den Buckel hinauf, thut die Füß' auseinander, legt sie mir zu beiden Seiten an den Rippen nach vorn, wo ich sie anfaß', und mit den Händen halst er mich, wie eine Liebste, daß er nicht mag rückwärts hinabfallen."

„Versteh's schon," drauf mein Vater, „ist nicht nöthig, daß Du mir das Buckelkraxentragen so auslegst."

„Nu, und nachher wird's wohl gehen, Waldbauer, und wenn der Sonntagabend kommt, trag' ich Dir ihn wieder in's Haus."

„Je nu dasselb' weiß ich wohl, daß Du mir ihn wieder redlich zurückstellst," sagte mein Vater, „und wenn die Drachenbinderin was will schreiben lassen und wenn Du der Drachenbinderin ihr Knecht bist, und wenn mein Bübel mit Dir will — meinetwegen hat's keinen Anstand."

Diese letzten Worte hatte er bereits mit glattem, verjüngtem Gesichte gesprochen.

Eine kleine Weile nachher stak ich in meinem Sonntagsgewand; glückselig über die Bedeutung, die ich so plötzlich erlangt hatte, ging ich in der Stube auf und ab.

„Du ewiger Jud', Du," sagte mein Vater, „hast mehr kein Sitzfleisch?"

Aber mir ließ es keine Ruhe mehr. Am liebsten hätte ich mich sogleich auf das breite Genick des großen Mannes niedergelassen und wäre davongeritten. Da kam erst die Mutter mit dem Sterz und sagte: „Esset ihn, Ihr Zwei, ehe Ihr fortgeht!"

Umsonst hatte sie es nicht gesagt; ich habe unseren breitesten hölzernen Löffel nie noch so hochgeschichtet gesehen, als zur selbigen Stunde, da ihn der fremde große Mann von dem Sterztrog unter seinen Schnurrbart führte. Ich aber ging in der Stube auf und

ab, und dachte, wie ich nun der Drachenbinderin ihr Schreiber sein werde.

Als hierauf die Sache insoweit geschlichtet war, daß die Mutter den Sterztrog über den Herd stülpen konnte, ohne daß auch nur ein Brosamchen heraus-fiel, da hüpfte ich auf das Genick des Mannes, hielt mich am Barte fest und ritt denn in Gottes-namen davon.

Schon ging die Sonne unter; in den Thälern lagen bläuliche Schatten, die fernen Schneehöhen der Almen hatten einen mattrothen Schein.

Als mein Gaul über die kahlen Weiden aufwärts trabte, da trug ihn der Schnee, aber als er in die Gegend des jungen Lärchenwuchses und des Fichten-waldes kam, da wurde die Bodenkruste trügerisch und brach ein. Jedoch darauf war er vorgesehen. Als wir zu einem alten, hohlen Lärchenbaum kamen, der sein wildes Geäste recht keck in die Luft hinaus reckte, hielt er an, langte mit einer Hand in die schwarze Höhlung und zog ein paar aus Weiden geflochtene Fußscheiben hervor, die er an die Schuhsohlen band. Mit diesen breiten Sohlen begann er die Wanderung von neuem; es ging langsam, denn er mußte die Füße sehr weit auseinanderbiegen, daß er die Scheiben vermitteln konnte, aber mit solchen Entenfüßen brach er nicht mehr durch.

Auf einmal, es war schon recht finster, und die Sterne leuchteten klar, hub mein Gaul an, mir die

Schuhe loszulösen, zog sie zuletzt gar von den Füßen und that sie in seine aufgebundene Schürze. Dann sagte er: „Jetzt, Bübel, steck' Deine Pfötelein da in meine Hosentaschen, daß die Zehen nicht herabfrieren.“ Meine vorgereckten Hände nahm er in die seinen und hauchte sie mit dem warmen Athem an — was anstatt der Handschuhe war.

An meinen Wangen kratzte die Kälte, der Schnee winselte unter den Scheiben — so ritt ich einsam fort durch den Wald und über die Höhen. Ich ritt über den ganzen langen Grat des Hochbürstling, wo ich nicht einmal zur Sommerszeit noch gewesen war! Ich preßte zuweilen, wenn es schon ganz langsam ging, meine Knie in die Weichen, und mein Gaul ertrug es willig und ging wie er konnte, und er wußte den Weg. Ich ritt an einem Pfahle vorbei, auf welchem Winter und Sommer der heilige Viehpatron Erhardi stand. Ich kannte den heiligen Erhardi von daheim; ich und er hatten zusammen die Aufsicht über meines Vaters Heerden; er war immer viel angesehener als ich, ging ein Rind zu Grunde, so hatte ich, der Halterbub, die Schuld; gediehen die anderen recht, so hatte er das Lob. — Es that mir wohl, daß er sah, wie ich es zum Rittersmann gebracht, während er die ewige Weil wie angenagelt auf dem Pfahle stand.

Endlich wendete sich der Lauf, ich ritt abwärts über Stock und Stein, einem Lichtlein zu, das unten

in der Schlucht flimmerte. Und als so alle Bäume und Gegenden an mir vorübergegangen waren und ich vor mir den dunklen Klumpen mit der kleinen Tafel des Lichtscheines hatte, stand mein guter Christof still und sagte: „Du liebes Waldbauernbübel! Da Du mir fremdem Menschen so unbesonnen gefolgt bist — wohl könnte es sein, daß ich schon jahrelang einen Groll hätt' gegen Deinen Vater, und daß ich Dich jetzt in eine Räuberhöhle führte."

Horchte ich einen Augenblick so hin.

Weil er zu seinen Worten nichts mehr beisetzte, so sagte ich in demselben Tone: „Da mein Vater mich der Drachenbinderin ihrem Knechte so anvertraut hat, und da ich so unbesonnen gefolgt bin, so wird der Drachenbinderin ihr Knecht keinen Groll haben können und mich nicht in eine Räuberhöhle führen."

Der Mann hat nach diesen meinen Worten in seinen Bart gepfustert. Bald darauf hub er mich auf einen Strunk und sagte: „Jetzt sind wir bei der Drachenbinderin ihrem Hause." Er machte an dem dunklen Klumpen eine Thüre auf und ging dann hinein.

In der kleinen Stube war ein Herd, auf dem ein Häufchen Gluth lag, ein Kienspan, der brannte, und ein Strohlager, auf dem ein Kind schlief. Daneben stand ein Weib, das schon sehr alt und gebückt war und das im Gesicht schier so blaß und

faltenreich aussah, wie das grobe Nachtkleid, in das es gehüllt stand.

Dieses Weib stieß, als wir eintraten, einige jauchzende Töne aus, hub dann heftig zu lachen an und verbarg sich hinter dem Herde.

„Das ist die Drachenbinderin," sagte mein Begleiter, „sie wird gleich zu Dir reden, setze Dich dieweilen auf den Schemel da neben dem Bett' und thu' Deine Schuh' wieder an."

Ich that es und er setzte sich daneben auf einen Holzblock.

Als das Weib still geworden war, trippelte es am Herde herum und bald brachte es uns in einer Thonschüssel eine graue dampfende Mehlsuppe und zwei beinerne Löffel dazu. Mein Mann aß würdevoll und beharrlich, mir wollte es nicht recht munden. Zuletzt stand der Knecht auf und sagte leise zu mir: „Schlaf' wohl, Du Waldbauernbub'!" und ging davon.

Und als ich in der schwülen Stube allein war mit dem schlummernden Kinde und dem alten Weibe, da hub es mir schon an, recht unheimlich zu werden. Doch, nun trat die Drachenbinderin heran, legte ihre leichte, hagere Hand an meine Wange und sagte: „Dank' Dir Gott unser lieber Herr, daß Du zu mir gekommen bist! — Es währet kein halbes Jährlein noch, seit mir meine Tochter ist gestorben. Das da" — sie deutete auf das Kind — „ist mein junger

Zweig, ist ein gar lieber Wurm, wird mein Erbe sein. Und jetzt hör' ich schon wieder den Tod anklopfen an meiner Thür; ich bin alt schon an die achtzig Jahr'. Mein leblang hab' ich gespart — mein Sargbett will ich mir wohl erbetteln von guter Leute Herzen. Mein Mann ist früh gestorben und hat mir das Drachenbinderhäusel, wie es genannt wird, zurückgelassen. Meine Krankheiten haben mir das Häusel wieder gekostet — sind's aber nicht werth gewesen. Was ich hinterlaß', ist meinem Enkelkind zu eigen. In sein Herz geht's heut noch nicht hinein und in die Hand geben kann ich's keinem Menschen. So will ich's schreiben lassen, daß es bewahrt ist. Durch den Schulmeister in der Stanz will ich's nicht thun und der Doctor kann's ohne Stempelgeld nicht machen. So haben die Leut' vom Waldbauernbuben erzählt, der wär' so hoch gelehrt, daß er auch ohne Stempel einen letzten Willen wüßt' zu schreiben. Und hab' ich Dich von weiten Wegen bringen lassen. Morgen thu' mir die Lieb', und heute geh' zur friedsamen Ruh'."

Sie geleitete mich mit dem brennenden Span in eine Nebenkammer; die war nur aus Brettern geschlagen. Ein Lager von Heu und eine Decke aus dem dicken Sonntagskleide des Weibes war da, und in einem Winkel stand ein kleiner brauner Kasten mit zwei Thürmchen, in welchen Glöcklein schrillten, so oft wir auf den schwankenden Fußboden traten. Die Drachenbinderin steckte den Span in ein Thurm-

fenster, segnete mich mit einem Daumenkreuze und bald darauf war ich allein in der Kammer.

Es war kalt, ich fröstelte vor dem Winter und vor dem Weibe, das meine Gastfrau war; aber noch ehe ich mich ins Nest verkroch, machte ich mit Neugierde die Thür des Kirchleins auf. Eine Maus huschte heraus, die hatte eben an dem goldpapierenen Altare und der pappenen Hand des heiligen Josef ihr Nachtmahl gehalten. Es waren Heilige und Englein da, und bunte Fähnlein und Kränzlein — ein lieblich Spiel. Ich meinte, das sei gewiß der alten Drachenbinderin ihre Pfarrkirche, weil das Weib doch schon viel zu mühselig, um nach Stanz zum Gottesdienst zu wandern. Ich betete vor dem Kirchlein mein Abendgebet, worin ich den lieben Herrgott bat, mich in dieser Nacht recht zu beschützen; dann löschte ich den Span aus, daß er nicht zu den Thurmfenstern hineinbrennen konnte und legte mich hernach in des lieben Gottes Namen auf das Heu. - - Mir kam es vor, als wäre ich losgerissen von mir selber und ein gelehrter Schreiber in einem fernen kalten Hause, während der wahrhaftige Waldbauernbub gewiß daheim in dem warmen Nestlein schlummere. Als ich endlich im Einschlafen war, hörte ich drinnen in der Stube wieder das kurz ausgestoßene Jauchzen und bald darauf das heftige Lachen.

Was ergötzt sie denn so sehr und wen lacht sie aus? —

Ich fürchtete mich und sann auf Flucht.

Ein Wandbrett wäre doch leicht ausgehoben — aber der Schnee!

Erst gegen Morgen schlief ich ein und träumte und träumte von einer rothen Maus, die allen Heiligen der Kirche die rechte Hand abgebissen habe. Und zum Thurmfenster sah mein Vater mit den eingeseiften schiefen Backen heraus, und er hielt einen brennenden Span im Mund; ich schluchzte und kicherte zugleich, und hatte heiße Angst.

Als in endlich erwachte, meinte ich, ich wäre in einem Käfig mit silbernen Spangen, so strahlte das weiße Tageslicht durch die aufrechten Bretterfugen. Und als ich hinausging vor die Thür des Hauses, da staunte ich, wie eng die Schlucht, und wie fremd und hoch und winterlich die Berge waren.

Im Hause schrie das Kind und jauchzte wieder die Drachenbinderin.

Bei der Frühsuppe war auch mein Gaul wieder da; aber er sagte schier kein Wort, er sah nur auf sein Essen und als dieses um war, stand er auf, setzte seinen großmächtigen Hut auf und ging gegen Stanz hinaus zur Kirche.

Als das Weib das Kind beruhigt, die Hühner gefüttert, und andere Dinge des Hauses gethan hatte, schob es den Holzriegel vor die äußere Thür, ging in die Kammer und hub mit den kleinen Glocken des Kirchleins zu läuten an.

Dann entzündete sie zwei Kerzen, die am Altare standen und dann that sie ein Gebet, wie ich meiner Tage kein ergreifenderes gehört habe.

Sie kniete vor dem Kirchlein, streckte die Hände aus und murmelte:

„Von wegen der Marterwunden Deiner rechten Hand, Du kreuzsterbender Heiland, thu' meine verstorbenen Eltern erretten, wenn sie noch in der Pein sind. Schon der Jahre ein halbes Hundert sind sie in der Erden, und heut noch hör' ich meinen Vater rufen um Hilf' mitten in der Nacht. — Von wegen der Marterwunden Deiner linken Hand laß Dir empfohlen sein meiner Tochter Seel'. Sie hat kaum mögen die Welt anschauen, und wie sie dem lieben Gatten das Kindlein in die Hand will legen, da kommt der bittere Tod und thut sie uns begraben. — Von wegen der Marterwunden Deines rechten Fußes will ich Dich bitten wohl im Herzen für meinen Mann und für meine Blutsfreund' und Gutthäter und daß Du den Waldbauernbuben nicht wolltest vergessen. — Von wegen der Marterwunden Deines linken Fußes, Du kreuzsterbender Heiland, sei auch eingedenk in Lieb' und Gnaden all' meiner Feinde, die mich mit Händen haben geschlagen und mit Füßen haben getreten. Dich haben verblendete Menschen gekreuzigt bis zum Tode, und hast ihnen auch wohl vergeben. — Von wegen der Marterwunden Deines heiligen Herzens sei zu tausend- und

tausendmal angerufen: Du gekreuzigter Gott, schließe mein Enkelkind in Dein göttliches Herz. Sein Vater ist bei den Soldaten in weitem Feld, ich hab' 'leicht kein langes Verbleiben, Du mußt dem Kind ein Vormund sein, ich bitte Dich! Amen!"

So hatte sie gebetet. Die rothen Kerzen brannten fromm. — Ich hab' gemeint zur selben Stund': wenn ich der lieb' Herrgott wäre, ich stiege herab vom Himmel und thät das Kind nehmen in meine Händ' und thät sagen: Auf daß Du's siehst, Drachenbinderin, ich halt's an meinem Herzen warm und will sein Vormund sein! — Ich wollt' ihm wachsen lassen weiße Flügel, daß es kunnt' fliegen in das Paradies.

Aber ich bin der lieb' Herrgott nicht gewesen.

Nach einer Weile sagte das Weib: „Jetzt heben wir zu schreiben an." — Aber wie wir wollten zu schreiben anheben, da war keine Tinte, keine Feder und kein Papier. Allmiteinander hatten wir darauf vergessen. Die Alte stützte ihren Kopf auf die flache Hand und murmelte: „Das ist schon ein Elend!"

Ich hatte einmal das Geschichtchen gehört von jenem Doctor, der in Ermanglung der Dinge sein Recept an die Stubenthür geschrieben. — 's war hier der Nachahmung werth; fand sich aber keine Kreide im Haus. Ich wußte mir keinen Rath und ich schämte mich unsagbar, daß ich ein Schreiber ohne Feder war.

„Waldbauernbub," sagte das Weib plötzlich, „leicht hast Du's auch mit Kohlen gelernt?"

Ja, ja, mit Kohlen, wie sie auf dem Herde lagen, das war ein Mittel.

„Und das ist in Gottesnamen mein Papierblatt," versetzte sie, und hob die Decke eines alten Schrankes empor, der hinter dem Ofen stand. In dem Schranke waren Lodenschnitzel, ein Stück Linnen und ein rostiger Spaten. Als die Drachenbinderin bemerkte, daß ich auf den Spaten blicke, wurde sie völlig verlegen, deckte ihr altes Gesicht mit der braunen Schürze und murmelte: „'s ist doch eine Schande!"

Mir fuhr's in's Herz; ich hielt das für einen Vorwurf, daß ich kein Schreibzeug bei mir habe.

„Wirst mich rechtschaffen auslachen, Waldbauernbub!" lispelte die Alte, „aber thu' ja nichts Schlechtes von mir denken; ich kann halt nicht mehr, ich kann nicht mehr, ich bin schon gar so viel ein mühseliger Mensch."

Jetzt verstand ich vielleicht, das arme Weib schämte sich, daß es den Spaten nicht mehr handhaben konnte und daß dieser also rostig geworden.

Ich suchte mir am Herd ein mildes Stück Kohle — die Kiefer ist so gut und leiht mir die Feder, daß ich das Testament, oder was es sein wird, der alten Drachenbinderin vermag aufzuschreiben.

Als also der graufarbige Schrank offen stand und ich bereit war, auf die Worte des Weibes zu

hören und sie zu verzeichnen, daß sie nach vielen Jahren dem Enkel eine Botschaft seien — da that die Alte neben mir plötzlich ein helles Aufjauchzen. Eilig wendete sie sich seitab, jauchzte zwei- und dreimal und brach zuletzt in ein heiseres Lachen aus.

Ich zerrieb in der Angst die Kohle zwischen meinen Fingern und schielte nach der Thür.

Als das Weib eine Weile gelacht hatte, war es still, that einen tiefen Athemzug, trocknete sich den Schweiß, wendete sich zu mir und sagte: „So schreib. Hoch werden wir nicht zählen, fang' aber doch an in der oberen Eck'."

Ich legte die Hand auf die oberste Ecke des Deckbrettes.

Hierauf sprach das Weib folgende Worte: „Eins und eins ist Gott allein. — Das, Du Kind meines Kindes, ist Dein Eigen."

Ich schrieb die Worte auf das Holz.

„Zwei und zwei," fuhr sie fort, „zwei und zwei ist Mann und Weib. Drei und drei das Kind dabei. Vier und fünf bis acht und neun, weil die Sorgen zahllos sein. — Bet', als wenn Du keine Hand; arbeit', als wenn Dir kein Gott bekannt. Trage Holz und denk' dabei: Kochen wird mir Gott den Brei." — —

Als ich diese Worte geschrieben hatte, senkte die Drachenbinderin den Deckel auf den Schrank, versperrte ihn sorgsam und sagte zu mir: „Jetzt hast

Du mir eine große Gutthat erwiesen, jetzt ist mir ein schwermächtiger Stein vom Herzen. Diese Truhe da ist das Vermächtniß für mein Enkelkind. — Und jetzt kannst Du sagen, was ich Dir geben soll für Deinen Dienst."

Ich schüttelte den Kopf, wollte nichts verlangen, gar nichts.

„So gut schreiben lernen und so weit herreisen und eine ganze Nacht harte Kälte leiden und zuletzt nichts dafür nehmen wollen, das wär' sauber!" rief sie, „Waldbauernbub, das kunnt ich nicht angehen lassen."

Ich blinzelte durch die offene Thür ein wenig in die Kammer hinein, wo das Kirchlein stand. Das wäre eine prächtige Heiligkeit für mein Bettlein daheim. — Da roch sie's gleich. „Mein Hausaltar liegt Dir im Sinn," sagte sie, „Gotteswegen, so magst Du ihn haben. Man kann's nicht versperren wie die Truhen, das liebe Kirchel, und die Leut' thäten mir's doch nur verschleppen, wenn ich nicht mehr bin. Bei Dir ist's in Ehren und Du denkst wohl an die alte Drachenbinderin zur heiligen Stund', wenn Du betest."

Das ganze Kirchlein hat sie mir geschenkt. Und das war jetzt die größte Seligkeit meiner süßen Kindschaft.

Gleich wollte ich es auf die Achsel nehmen und forttragen über die Alpe zu meinem Hause. Aber

das Weib sagte: „Du lieber Närrisch, das kunnt wohl auf alle Mittel und Weis nicht sein. Kommt erst der Knecht heim, der wird einen Rath schon wissen.“

Und als der Knecht heimgekommen war und mit uns das Mittagsbrot gegessen hatte, da wußte er einen Rath. Er band mir das Kirchlein mit einem Strick auf den Rücken, dann ließ er sich nieder vor dem Holzblock und sagte: „Jetzt, Bübel, reit' wieder auf!“

Saß ich denn das zweitemal auf seinem Nacken, steckte die Füße in seine Hosentaschen und umschlang mit den Händen seinen Hals. Die Alte hielt mir das erwachende Kind noch vor, daß es mir das Händchen hinhalte, sagte noch Worte des Dankes, schoß hinter den Ofen und jauchzte.

Ich aber ritt davon, und an meinem Rücken klöpfelten die Heiligen in der Kirche, und in den Thürmen schrillten bei jeder Bewegung die Glöcklein.

Als der Mann mit mir emporgestiegen war bis zu den Höhen des Bürstling und sich dort wieder die Schneescheiben festband, da fragte ich ihn, warum denn die Drachenbinderin allfort so jauchze und lache.

„Das ist kein Jauchzen und Lachen, liebes Waldbauernbüblein,“ antwortete mir der Mann, „die Drachenbinderin hat eine böse Krankheit zu tragen. Sie hat jahrelang so ein Schluckfen gehabt wie Eins

es bei Erkältungen oder sonst wie bekommen kann; sie hat nicht darauf geachtet, hat die Sach' übergehen lassen, und so ist nach und nach, wie der Bader sagt, das Krampfschreien und das Krampflachen daraus geworden. Jetzt ballt sich ihr Eingeweide zusammen, und wenn sie in der Erregung ist, so hat sie die starken Anfälle. Sie kann schier keine Speisen mehr vertragen und sieht den Tod vor Augen."

Ich entgegnete kein Wort, blickte auf die schneeweißen Höhen, auf den dämmerigen Wald, und sah, wie wir an dem reinen Sonntagsnachmittag sachte abwärts stiegen gegen mein Heimatshaus. Ich dachte, wie ich die Kirche, die ich zum Vermächtniß bekommen, nun aufstellen wolle in der Stube und darin Gottesdienst halten, und daß jetzt Vater und Mutter den weiten Weg nach dem Pfarrdorfe nicht mehr zu machen brauchten.

Mein guter Gaul schritt geduldig dahin und allweg klingelten hinter mir die Metallglöckchen in den Thürmen. — Was läuten sie? . . .

Die alte Drachenbinderin ist gestorben.





Als ich im Walde beim Käthele war.



Seit Menschengedenken standen in unseren Wäldern die Lärchbäume nicht so hoch im Preise, als zur Zeit des Eisenbahnbaues durch das Thal. Mein Vater verkaufte an die dreißig Stämme um schöne Banknoten. Aber er gab die schönen Banknoten bald wieder weg, zuweilen gar eher, als er sie hatte. Er nahm beim Kaufmann Mehl und Salz und sagte: „Sobald ich Geld vom Holzhändler krieg', kriegt Ihr's von mir.“ Zuletzt sagte er dasselbe sogar den Steuerbeamten.

Aber unser Holzhändler, der alte Clements, um den ein Wald von Kindern und Enkeln herangewachsen war, hatte dem Vater den größten Theil des Lärchengeldes zwar gezahlt, aber mit dem Rest war er ausgeblieben. Es ging ihm nicht mehr so gut, wie vorzeit. Wohl ein halbdutzendmal ging mein Vater die vier Stunden durch die Wälder zum Alten und bat:

„Herr Clements Zaunreuter, seid doch ja so gut, und reichet mir heut' das letzt' Zipfel von dem Lärchengeld, meine Kinder brauchen was zu essen."

Die meinen halt auch, mochte sich der Alte gedacht haben, aber er sagte: „Ich seh's wohl ein, der Waldbauer thät' auch sein' Sach' gern haben, aber wenn mir der Waldbauer alle Säck' umkehren will, so wird er heut' keinen Knopf darin finden. Ich krieg' erst morgen das Geld von der Eisenbahn, nachher will ich dem Waldbauer das Restl schon mit Fleiß und Dank zustellen."

Meines Vaters Herz war kein Stein, und er dachte: es klemmt ihn halt, und einen Tag muß ein Christenmensch schon noch warten. Aber es verging ein Tag und es vergingen mehrere, und es vergingen viele Tage, und der gute Zaunreuter kam nicht mit dem Gelde. Da ließ mich — ich war damals so ein Schlingel von eilf Jahren — mein Vater einmal von der Kuhweide in sein Stübchen rufen und sagte: „Bübel, leg' jetzt Dein besseres Jöpplein an, geh' hinüber in das Weißbrunnthal zum alten Clements Zaunreuter und sag' ihm, Du bliebest so lang' in seinem Haus, und thätest essen an seinem Tisch, und thätest schlafen unter seinem Dach, bis er Dir thät' das Geld geben. Sei aber schön ordentlich, und thu' danken nach jedem Essen, und wenn er Dir eine Arbeit schafft und Du kannst sie verrichten, so thu's mit Schick und Fleiß, und wenn Du das Geld hast

bekommen, so steig nur fein geschwind wieder heim."

Hierauf legte ich mein besseres Jöpplein an, ging hinüber durch die dichten Wälder in das Weißbrunnthal zum alten Clements Zaunreuter. Dieser saß vor seinem Häuschen unter einer dichtbeästeten Fichte und hielt das Pfeiflein in der Hand und nickte mit dem Kopfe auf und nieder, wie die Zweige oben im Winde. Ich blieb von fern stehen und sah ihm zu; der Mann war doch recht alt. In seiner Kindheit waren hier die Urwälder ausgereutet worden; in seinen Jünglingsjahren hatten sich kleine Bauernwirthschaften angesiedelt; in seinem Mannesalter waren durch kalte, unfruchtbare Jahre die Bauernwirthschaften zu Grunde gegangen, und nun in seinen Greisentagen ließen sie das Weißbrunnthal wieder anwachsen.

Ich trat endlich zum Alten hin und sagte: „Mein Vater hat mich geschickt und jetzt bleib' ich in Eurem Hause so lang', und ich geh' nicht eher fort, bis Ihr mir das Geld gebt."

„So geh' hinein in das Haus, Kleiner, und setz' Dich auf die Bank, oder geh' hinauf an die Lehne und hilf meiner Enkelin Ziegen hüten." Er blieb sitzen, nickte mit dem Kopfe und hielt das Pfeiflein in der Hand.

Ich ging in das Haus und saß eine Zeit auf der Bank in der Stube; als mir endlich aber doch

die Zeit lang wurde, kletterte ich die Lehne hinan zur Ziegenhüterin. Ein Mädchen mit rothen Wangen und lichtblonden Haaren, wohl um einige Jahre älter als ich, saß da oben, es flocht sich mit seinen behenden Fingern, mit Beistand der weißen Zähne, die Haare. Da es mich sah, sprang es auf und floh in's Dickicht.

Als der Abend kam, füllte sich das kleine Haus im Anwachs mit Menschen; es waren Weiber und Kinder gekommen und zwei junge, lustige Holzhauer und ein übermüthiger Almhirt, der allweg pfiff, gern auf einem einzigen Fuße stand, tänzelte und die Weiber neckte. Es kam ein Wurzner und eine Ameiseiergräberin, und sie erzählten, wo sie an diesem Tage waren, und was sie für Beute gemacht hatten. Alle diese Menschen, zum Theile schon betagt, zum Theile noch jung und klein, waren Nachkommen des alten Zaunreuter.

Als sie sich Alle um den Tisch zur Abendsuppe setzten, stund ich an der Thür und kaute an einem Finger. Ich empfand doch, daß ich hier nicht daheim und getraute mich nicht zum Tisch. Da sagte der Alte: „Waldbauernbub, setze Dich neben das Käthele und iß mit uns eine Suppen!“ Nach diesen Worten erröthete das Mädchen, das ich früher oben als Ziegenhüterin gesehen hatte, dann rückte es ein wenig zur Seite. So setzte ich mich daneben hin und aß; aber mir wollte es nicht recht schmecken, ich schämte

mich, daß ich den Leuten wegen so ein paar Gulden an der Schüssel lag.

Nach dem Nachtmahle nahm mich der Almhalter mit in sein Bett; es stand nicht im Hause und nicht im Freien, sondern hinter einer Felsnische unter drei dichten Tannen. Der Halter zog sich aus bis auf das Hemd, und pfiff und tänzelte noch immer dabei, und kitzelte mich in das Bett und unter die Decke hinein, daß ich laut schrie und kicherte. So war ich mit ihm gleich bekannt und so kauerten wir uns recht aneinander, und er erzählte mir von seinen Kühen und Kälbern, und dabei zog er die Decke immer mehr über unsere Köpfe herauf, und sein mächtiger Athemstrom ergoß sich so sehr auf mein Gesicht, daß ich schier ersticken wollte.

Als ich am anderen Morgen aufwachte, flunkerte die Sonne durch das Geäste und der Halter war schon längst davon. Ich stand auf und dachte, heute wird mir der Zaunreuter das Geld wohl geben. Es wurde die Morgensuppe vorgesetzt; das Käthele schnitt mir Brot hinein und dabei flüsterte es mir zu, ob ich heute nicht mit ihm wolle mitgehen in die Geißhalde. Ich ging mit und das Mädchen machte mich bekannt mit den Ziegen und mit seinen Spielplätzen. Das Käthele hatte unter einem Felsvorsprung eine Sennerei; aus Baumrinden hatte es einen Stall aufgezimmert, unter diesem stand eine Reihe dürrer Fichtenzapfen, das waren die Kühe.

Das Mädchen lehrte mir von diesen Kühen die Namen und schob sie auf die Weide und wieder in den Stall. Auf einmal aber, als es merkte, daß ich mich nicht recht in diese Wirthschaft hineinfinden konnte, wendete es sich ab, hielt die Schürze vor das Gesicht und schämte sich. Als ich ein wenig später wieder an die Stelle kam, waren die Fichtenzapfen über den Hang geschleudert und der Stall zerstört.

Es verging der Tag, der Alte war nicht zu Hause, ich bekam das Geld nicht und blieb. Das Käthele zerrte mich überall mit, und als gegen Abend ein kalter Wind strich, schlug es sein Lodenjäckchen um meinen Kopf und wickelte meine Hände in seine Schürze, daß ich nicht sollte frieren können. Am Abend nahm es mich in den Stall und zeigte mir, wie es die Ziegen melke, und als wir in der Milchkammer standen, strich es mir mit dem Finger Rahm in den Mund.

Am dritten Tage war ich schon um ein Bedeutendes zutraulicher; da pflückte ich dem Käthele Erdbeeren und schenkte ihm ein Sträußchen rothblühenden Klees. „Die Erdbeeren mag ich schon,“ sagte sie, „aber den Klee steck' nur der Geiß zu, ich weiß damit nichts anzufangen.“

„Es wär' aber Honig drin, Käthele,“ sagte ich.

„Ja, weil ihn die Bienen nicht heraussaugen dürfen,“ versetzte das Mädchen, „weißt Du, was der heilige Petrus gesagt hat? Ja, der hat zu den Bienen

gesagt: was wollt' ihr lieber, den Sonntag feiern, oder den rothen Klee meiden? haben die Bienen zur Antwort gegeben: den rothen Klee meiden. Deswegen dürfen sie bei Leib nichts zu schaffen haben mit dem rothen Klee, und der Honig davon kommt in die Geißmilch." —

Der Alte ging aus und kam heim, aber nie sagte er etwas von dem Gelde. Ich blieb im Hause, wurde zu Tische geheißen, schlief beim Halter und konnte die übrige Zeit machen, was ich wollte. Ich ging immer mit dem Käthele und das führte mich im Walde umher, in jede Schlucht und auf jeden Felsblock, und wußte allweg zu plaudern, und erzählte mir sogar einmal im Vertrauen, zuweilen, wenn es so ganz still sei und nur die Hummel brumme oder ein Lüftchen wispere, da gehe Gott durch den Wald. Er sei größer, wie der allergrößte Baum, aber er kümmere sich um jedes Rehlein, und wenn wo eine Ameise krieche, der sie einen Fuß abgetreten, so helfe er ihr weiter, und wenn wo ein Blümlein stünde, das nicht aufwachsen kann, weil ihm ein Steinchen anliegt, so neige sich der liebe Gott auf die Erde und thue dem Blümlein den Stein vom Herzen.

Wenn das Käthele ähnliche Dinge redete, da sah ich es nur so an, und da war ein Glanz in seinem dunklen Auge, wie in der Kirche zur heiligen Christnacht.

Einmal führte sie mich auf einen Steinbühel, um welchen Rothkiefern und Wachholder wuchsen, legte

ihre beiden Hände auf meine Schulter und sagte: „Das freut mich, Waldbauernbub, daß Du in unser Haus und zu mir in den Wald gekommen bist.“ Nach diesen Worten geleitete sie mich von dem Steinbühel wieder herab. Weshalb ich aber da war, das wußte sie nicht.

Vergaß ich ja doch endlich selbst darauf. Ich lebte in dem Hause des Zaunreuters wie daheim, nur waren die Leute freundlicher mit mir und ich durfte nicht so viel arbeiten, als ich es an der Seite meines Vaters gemußt.

Da kam eines Tages durch den Holzschläger von meinen Vater der Auftrag, ich möge doch endlich das Geld heimbringen, das Steueramt wolle nicht mehr länger warten und habe ihm einen Soldaten in's Haus geschickt, der ohne den Steuerbetrag nicht fortgehen wolle und der, weil er ein junger Bursche, der Kuhmagd schon ganz den Kopf verrückt habe und mit ihr heimlich die Butter verzehre. Das sei eine gefährliche Belagerung und ich möge doch kommen und das Haus befreien. — Ich trug dem Alten unser Anliegen vor. Dieser nickte stetig mit dem kleinen Kopfe und machte mir dann in bittendem Tone den Vorschlag, er wolle die Executionsmänner austauschen, mich heimgehen lassen, und den gefährlicheren Soldaten in sein Haus nehmen, bis er zahlen könne. Das brachte mich auf, denn ich konnte dadurch nur verlieren, ohne das Geld heimzubringen.

Ich murmelte daher zu Boden starrend und den Hut tief in die Stirne gedrückt: „Ich will unser Geld haben."

Da sprang der Alte auf, einen Schritt gegen mich und stieß die Worte hervor: „Vom Erdboden herausgraben kann ich's nicht! Willst mir die Haut abziehen? Ich bin alt und hab' eine Familie; Du kennst von der Welt noch nichts, wie das Essen. Wenn Ihr glaubt, ich will Euch was abstehlen, so verkaufet mein Haus, da steht's! und jagt die Kinder hinaus zu den Thieren des Waldes und scharrt den alten Mann in die Erden!"

Das traf mich, niederfallen hätt' ich mögen vor dem Greis und ihm sagen, daß ich's so nicht gemeint. Ich schlich davon, und wollte heim zu meinem Vater und ihm sagen, ich hätte das Geld wohl bekommen, aber ich hätte es unterweges in dem dichten Gesträuche verloren, und ich wolle dafür arbeiten Tag und Nacht und fasten dabei, und er möge mich strafen, wie er wolle.

Als ich sonach durch die Schlucht ging, rief mich das Käthele an. Es stand hoch auf einem Baumstrunk und sagte mir, ich möge auch hinaufkommen, denn man sehe von dort aus in's Land, wo die Feigen wachsen. Da mußte ich denn freilich hinauf; allein, als ich oben stand bei dem Käthele, grollte es, daß ich so langsam geklettert sei, es seien in der Weile die Bäume so hoch gewachsen, und nun

könne man nicht mehr in das Land der Feigen sehen. Ich stellte mich, als hätte ich dem Käthele Alles auf's Wort geglaubt. Ich vergaß aber dabei auf mein Heimgehen.

Als wir eine Weile beisammen gestanden waren, lispelte sie: „Ich will Dir was sagen, Waldbauernbub," und zerrte mich mit sich fort, zwischen den Bäumen und durch Gesträuche, fort und fort, bis wir hineinkamen tief in den Hochwald. Dort blieb sie endlich stehen, blickte verwirrt um sich und ließ sich auf einen verwitterten Strunk nieder. Ich stand vor ihr; sie faßte meine Hände und legte sie in ihren Schoß. Dann neigte sie das Haupt vor gegen meine Stirne und flüsterte: „Du bist mein lieber Waldbauernbub!" — Sie war geröthet, sie ließ alle Haarsträhne niedergleiten über ihr Anlitz, daß ich es nicht hätte sollen sehen können, wie sie glühte.

Gleich darauf erhob sie sich und wir gingen zurück durch den Wald, durch das Gesträuche, wie wir gekommen waren.

An demselben Abend lud mich der alte Holzhändler ein, daß ich mich zu ihm auf das Fichtenbänklein setze. Als ich es gethan hatte, sagte er, daß ich heute wohl nicht mehr fortgehen könne, da der Weg zu meinem Vaterhause lange durch unwirthliche Waldungen führe. Ich blickte ihn an, da fuhr er in den Sack, zog ein abgegriffenes Büchlein hervor und aus demselben eine Geldnote: „Da nimm

Waldbauernbub, ich laß Deinen Vater grüßen und ich laß mich bedanken, daß er mir so nachgewartet hat, bis ich's jetzt zahlen kann. Ich hab' ihm deswegen auch um zwölf Groschen mehr zugelegt."

Ich getraute mich an demselben Abend bei dem Mahle kaum einen Bissen zu essen und in der Nacht lag ich mäuschenstill neben dem Halter — ich war bezahlt, ich hatte kein Recht mehr, das Bettgewand zu zerstrampfen.

Am anderen Tage stand ich gar zeitlich mit dem Halter auf und eilte meiner Heimat zu.

Es war auch schon die höchste Zeit; der Executions-Soldat hatte im Kuhstalle und in der Butterkammer bereits schauderhaft gewirthschaftet. Nun erhielt er den Steuerbetrag und dadurch den Laufpaß.

Bei meinem Vater erntete ich nicht die Ehren, die ich für das Aufbringen des Geldes zu beanspruchen geglaubt hatte.

„Dalkerter Bub," sagte er, „jetzt gehst gleich und tragst dem Clements Zaunreuter die zwölf Groschen wieder zurück!"

So lief ich denn. Im Walde traf ich wieder das Käthele. Es sah mich nicht an, es spielte mit den dürren Fichtenzapfen und hatte sein Gesicht dicht mit den Haaren verschleiert. Es hatte erfahren, daß ich nur des Geldes wegen so lange bei ihm in dem Wald geblieben war.



Als dem kleinen Maxel das Haus niederbrannte.

Ich erinnere mich noch gar gut an jene Nacht. Ein dumpfer Knall, als wenn die Thür des Schüttbodens zugeworfen worden wäre, weckte mich auf. Und dann klopfte Jemand am Fenster und rief in die Stube herein: wer des Klein-Maxel Haus brennen sehen wolle, der möge aufstehen und schauen gehen.

Mein Vater sprang aus dem Bette, ich erhob ein Jammergeschrei und dachte für's Nächste daran, meine Kaninchen zu retten. Wenn bei besonderen Ereignissen wir Anderen über und über aus Rand und Band geriethen, so war es allemal die blinde Jula, die uns beruhigte. So sagte sie auch jetzt, daß ja nicht unser Haus im Feuer stehe, daß das Klein-Maxel-Haus eine halbe Stunde weit von uns weg wäre; daß es auch nicht sicher sei, ob das Klein-Maxel-Haus brenne, daß ein Spaßvogel vorbei-

gegangen sein könne, der uns die Lug zum Fenster hereingeworfen und daß es möglich sei, daß gar Niemand hereingeschrien hätte, sondern uns das nur so im Traume vorgekommen wäre.

Dabei streifte sie mir das Höselein und die Schuhe an, und wir eilten vor das Haus, um zu sehen.

„Auweh!“ rief mein Vater, „'s ist schon Alles hin.“

Ueber den Waldrücken herüber, der sich in einem weitgebogenem Sattel durch die Gegend legt und das Ober- und Unterland von einander scheidet, strebte still und hell die Flamme auf. Man hörte kein Knistern und Knattern, das schöne neue Haus, welches erst vor einigen Wochen fertig geworden war, brannte wie Oel. Die Luft war feucht, die Sterne des Himmels waren verdeckt; es murrte zuweilen ein Donner, aber das Gewitter zog sich sachte hinaus in die Gegenden von Birkfeld und Weitz.

Ein Blitz — so erzählte nun der Mann, der uns geweckt hatte, der Schaf-Gistel war's — wäre etlichemal hin- und hergezuckt, hätte ein Trudenkreuz auf den Himmel geschrieben und wäre dann niederwärts gefahren. Er wäre aber nicht mehr ausgeloschen, der lichte Punkt an seinem unteren Ende wäre geblieben und rasch gewachsen und da hätte sich er, der Schaf-Gistel, gedacht: Schau Du, jetzt hat's den klein' Maxel troffen.

„Wir müssen doch schauen gehen, daß wir was helfen mögen," sagte mein Vater.

„Helfen willst da?" versetzte der Andere, „wo der Donnerkeil d'reinfahrt, da rühr' ich keine Hand mehr. Der Mensch soll unserm Herrgott nicht entgegenarbeiten, und wenn der einmal einen Himmletzer (Blitz) auf's Haus wirft, so wird er auch wollen, daß es brennen soll. Hernachen mußt wissen, ist so ein Einschlagets auch gar nicht zu löschen."

„Deine Dummheit auch nicht," rief mein Vater, und zornig, wie ich ihn noch selten gesehen hatte, schrie er dem Gistel in's Gesicht: „Du bist blitzdumm!"

Ließ ihn stehen und führte mich an seiner Hand rasch davon. Wir stiegen in's Engthal hinab und gingen am Fresenbach entlang, wo wir das Feuer nicht mehr sehen konnten, sondern nur die Röthe in den Wolken. Mein Vater trug einen Wasserzuber bei sich und ich rieth, daß er denselben gleich an der Fresen füllen solle. Mein Vater hörte gar nicht d'rauf, sondern sagte mehrmals vor sich hin: „Maxel, aber daß Dich jetzt so was treffen muß!"

Ich kannte den kleinen Maxel recht gut. Es war ein behendiges, heiteres Männlein, etwa in den Vierzigern; sein Gesicht war voll Blatternarben und seine Hände waren braun und rauh wie die Rinden der Waldbäume. Er war seit meinem Gedenken Holzhauer in Waldenbach.

„Wenn einem Anderen das Haus niederbrennt," sagte mein Vater, „na, so brennt ihm halt das Haus nieder."

„Ist's beim klein' Maxel nicht so?" fragte ich.

„Dem brennt Alles nieder. Alles, was er gestern gehabt hat und heut' hat und morgen hätt' haben können."

„So hat der Blitz den Maxel leicht selber erschlagen?"

„Das wär' 's Best', Bub. Ich vergunn' ihm das Leben, Gottseid', ich vergunn' ihm's — aber, wenn er eh'vor hätt' beichten mögen und in keiner Todsünd' wär' gewesen, wollt' richtig gleich sagen, das Allerbest', wenn's ihn auch selber troffen hätt'."

„Da wär' er jetzt schon im Himmel oben," sagte ich.

„Watsch' nur nicht so in's nasse Gras hinein. Geh' gleim (nahe) hinter mir und halt' Dich beim Jankerzipf an. Vom Maxel, von dem will ich Dir jetzt was sagen."

Der Weg ging sanft berganwärts. Mein Vater erzählte.

„Jetzt kann's dreißig Jahr aus sein — ist der Maxel in's Land kommen. Armer Leute Kind. Die erst' Zeit hat er bei den Bauern herum einen Halterbuben gemacht, nachher, wie er sich ausgewachsen hat, ist er in den Holzschlag 'gangen. Ein rechtschaffener Arbeiter und allerweil fleißig und sparsam. Wie er

Vorarbeiter ist worden, hat er sich vom Waldherrn ausgebeten, daß er das Sauerwiesel auf der Gfarer-höh' ausreuten und für sein Lebtag behalten dürfe, weil er so viel gern eigen Grund und Boden hätte. Ist ihm gern zugesagt worden, und so ist der Maxel alle Tag, wenn sie im Holzschlag Feierabend gemacht haben, auf sein Sauerwiesel 'gangen, hat den Strupp weggeschlagen, hat Gräben gemacht, hat Steine aus-gegraben, hat die Wurzeln des Unkrautes ver-brannt — und in zwei Jahren ist das ganze Sauer-gütel trocken gelegt und es wachst gutes Gras d'rauf, und gar ein Fleckel Brandkorn hat er anbaut. Wie es so weit kommen, daß er's auch mit Kohlkraut hat probirt, und gesehen, wie gut es den Hasen schmeckt, ist er um Waldbäume einkommen. Die können sie ihm nicht schenken, wie das Sauerwiesel, die muß er abdienen. So hat er Arbeitslohn dafür ein-gelassen, und die Bäume hat er umgehauen und viereckig gehackt und abgeschnitten zu Zimmerholz — Alles in den Feierabenden, wenn die anderen Holz-knechte lang' schon gut auf dem Bauch sind gelegen und ihre Pfeifen Tabak haben geraucht. Und nachher hat er angehebt, an solchen Feierabenden andere Holzhauer zu verzahlen, daß sie ihm bei Arbeiten helfen, die ein einziger Mensch nicht dermachen kann, und so hat er auf dem Sauerwiesel sein Haus gebaut. Fünf Jahr' lang hat er daran gearbeitet, aber nachher — Du weißt ja selber, wie es dagestanden

ist mit den golkrothen Wänden, mit den hellen Fenstern und der Zierrath auf dem Dach herum — schier vornehm anzuschauen. Ein fein Gütel ist worden auf der Sauerwiese, und wie lang' wird's denn her sein, daß uns unser Pfarrer bei der Christenlehr' den klein' Maxel als ein Beispiel des Fleißes und der Arbeitsamkeit hat aufgestellt? Nächst Monat hat er heiraten wollen; und daß er heraufgestiegen ist vom Waiselbuben bis zum braven Hausbesitzer und Hausvater — Bub', da ruck' Dein Hütel! — Und jetzt ist auf einmal Alles hin. Der ganze Fleiß und alle Arbeit die vielen Jahr' her ist umsonst. Der Maxel steht wieder auf demselben Fleck, wie voreh'."

Ich habe dazumal meine Frömmigkeit noch aus der Bibel bezogen, und so entgegnete ich auf des Vaters Erzählung: „Der Himmelvater hat den Maxel halt gestraft, daß er so auf's Zeitliche ist gegangen wie die Heiden, und der Maxel hat sich leicht um's Ewige zu wenig gesorgt. Sehet die Vöglein in den Lüften, sie säen nicht, sie ernten nicht —"

„Und sie schwatzen nicht!" unterbrach mich der Vater, „der das hat gesagt, ist der König Salomo gewest, der kann so was schon sagen. Unsereiner sollt's probiren! — Ich kenn' mich nimmer aus, und das sag' ich, wenn's mir so geht, wie dem klein' Maxel, ich bin verzagt und heb an zu faullenzen. Wenn ein Mensch mit dem Zündholz in ein Strohdach fährt,

so wird er in den Kotter gesteckt — ist auch recht, gehört ihm nichts Anderes. Aber wenn Einer vom Himmel herunter Feuer auf das nagelneue Haus wirft, das ein armer, braver Arbeitsmann gebaut —"

Er unterbrach sich. Wir standen auf der Anhöhe und vor uns loderte die Wirthschaft des Klein-Maxel und das Haus brach eben in seinen Flammen zusammen. Mehrere Leute waren da mit Hacken und Wassereimern, aber es war nichts Anderes zu machen, als dazustehen und zuzuschauen, wie die letzten Kohlenbrände in sich einstürzten. Das Feuer war nicht wüthend, es brüllte nicht, es krachte nicht, es fuhr nicht wild in der Luft herum; das ganze Haus war Eine Flamme, und die qualmte heiß und weich zum Himmel auf, von wannen sie gekommen.

Eine kleine Strecke vom Brande war der Steinhaufen, auf welchen der Maxel die Steine der Sauerwiese zusammengetragen hatte. An demselben saß er nun, der kleine, braune, blatternarbige Maxel, und sah auf die Gluth hin, deren Hitze auf ihn herströmte. Er war halb angekleidet, hatte seinen schwarzen Sonntagsmantel, das einzige, was er gerettet, über sich gehüllt. Die Leute traten nicht zu ihm; mein Vater wollte ihm gern ein Wort der Theilnahme und des Trostes sagen, aber er getraute sich auch nicht zu ihm. Der Maxel lehnte so da, daß wir meinten, jetzt und jetzt müsse er aufspringen

und einen schreckbaren Fluch zum Himmel stoßen und sich dann in die Flammen stürzen.

Und endlich, als das Feuer nur mehr auf dem Erdengrund herum leckte und aus den Aschen die kahle Mauer des Herdes aufstarrte, erhob sich der Maxel. Er schritt zur Gluth hin, hob eine Kohle auf und zündete sich die Pfeife an.

Ich war damals doch noch klein und konnte nicht viel denken. Aber an das erinnere ich mich: Als ich in der Morgendämmerung den klein' Maxel vor seiner Brandstätte stehen sah, und wie er den blauen Rauch aus der Pfeife sog und von sich blies, da war mir in meiner Brust plötzlich heiß. Als ob ich es fühlte, wie mächtig der Mensch ist, um wie viel größer als sein Schicksal, und es für das Verhängniß keinen größeren Schimpf gibt, als wenn man ihm in aller Seelenruhe Tabaksrauch in die Larve bläst.

Und als die Pfeife brannte, setzte er sich wieder auf den Steinhaufen und blickte in die Gegend hinaus. Was er gedacht hat, möchtet Ihr wissen? Ich auch.

Später hat der klein' Maxel die Asche seines Hauses durchwühlt und aus derselben sein Schlagbeil hervorzogen. Er schaftete einen neuen Stiel an, er machte es an einem Schleifsteine der Nachbarschaft wieder scharf — und ging an die Arbeit. Seither sind viele Jahre vorbei: Um die Sauerwiese liegen

heute schöne Felder, und auf der Brandstätte steht ein neugegründeter Hof. Junges Volk belebt ihn, und der Hausvater, der klein' Maxel, lehrt seinen Söhnen das Arbeiten, erlaubt ihnen aber auch das Tabakrauchen. Nicht gar zu viel — aber ein Pfeiflein zu rechter Zeit.





Als die hellen Nächte waren.

Der Sommer war heiß gewesen. Das Moos des Waldbodens war fahl und spröde geworden und zwischen den Halmgerippen der Gräser sah man auf den grauen Erdboden. Neben den dürren Nadeln des Waldbodens lagen todte Ameisen und Käfer. Die Steine in den Betten der Bäche waren trocken und weiß wie Elfenbein. Wo dazwischen noch ein Tümplein stand, da starb darin eine Forelle oder ein anderes Thier des Wassers.

Die Luft war dicht und die Berge — auch die nahen — waren blau. Die Sonne war des Morgens roth wie das verdorrte Blatt einer Buche, dann blaß und glanzlos, so daß man ihr in's Gesicht sehen konnte. Matt kroch sie hin über die graue Wüste des Himmels, als wäre sie erschöpft vor Durst. Gegend Abend stiegen häufig scharfgeränderte, glänzende Wolken auf; die Leute fingen zu hoffen

an, aber es kam ein Luftzug und am anderen Morgen waren die Wolken vergangen und der nächtliche Thau aufgesogen.

Draußen im Dorfe wurde ein Bittag um Regen angeordnet. Da strömten aus unserem Walde die Leute davon, nur der alte Knecht Markus und ich blieben im einsamen Hause, und der Knecht sagte zu mir: „Wenn das schön' Wetter gar ist, wird's regnen, was hilft der Bitttag! Wenn uns ein Herrgott hergesetzt hat, so wird er keinen schwachen Kopf haben und unser vergessen. Und hat er keinen Kopf, so daß er die Welt nur mit den Händen zusammenstellt und mit den Füßen auseinandertritt, nun, so hat er auch keine Ohren. Wofür hernach das Geschrei! Sagst Du nicht auch dasselb', Bübel!"

Leute, was läßt sich drauf sagen! „Der Knecht Markus ist ein alter Spintisirer" — das läßt sich drauf sagen.

Jetzt sprang der Riegelberger Halter zur Thür herein. Er war vor Aufregung sprachlos, durch das Fenster wies er mit beiden Zeigefingern auf den Rücken des Filnbaumwaldes hin. Der Knecht sah es und schlug die Hände zusammen.

Dort hinter dem Waldrücken stieg ein riesiger Wirbel von rothem Rauch auf und verfinsterte den Himmel.

„Das kann ein Unglück geben!" rief der Markus, langte nach einer Axt und eilte davon.

Der Rauch fluthete immer heftiger auf und wurde immer breiter und dichter. Ich fing doch das Geschrei an, dem der Knecht keine Bedeutung beilegen wollte. Es hatte auch keine, wie sich's wies.

An den sonnigen Lehnen des Filnbaumschlages war's gewesen, wo das dürre Gestrüppe lag. Nahe wo der halbverdorrte Lärchenanwachs begann, war die Flamme entstanden, kein Mensch wußte wie. Zuerst mochte sie leicht hingehüpft sein von Reisig zu Reisig, dann empor von Ast zu Ast mit flatternden Flügeln. Plötzlich entfaltet das Element seine wilde Gewalt, seine rothen, siegreichen Fahnen. Der Wald wird höher und dichter, an dem Geäste hängen lange Moosflechten nieder und die vor wenigen Jahren von einem schweren Hagelschlage geschädigten Stämme sind harzig bis hinauf zu den Wipfeln. Hei, wie die feurigen Zungen lechzen und emporlodern! Und in den Gründen züngeln sie wie ein Schlangengezücht und allerseits beginnt sich ein fürchterliches Leben zu entwickeln.

Die wenigen Holzhauer rennen in Verwirrung herum und fluchen und rufen nach Hilfe. Aber der Wald und seine Hütten sind menschenleer, Alles ist bei der Bittprocession. Bis sie nach Stunden endlich kommen, ist der Hochwald im Brande. Das ist ein Fiebern und Zittern in der Luft, ein Krachen und Prasseln weithin; Aeste stürzen nieder, Stämme brechen zusammen und sprühen noch einmal auf in

den wogenden Rauch. Neu und frisch blasen glühende Luftströme durch das Gehölz; die Flammen erzeugen sich selbst den Sturm, auf dem sie fahren. O gewaltiges, nimmersattes Element! Es zehrt, so lange es lebt, und lebt, so lange es zehrt, es verzehrt die Welt, und wenn sie erreichbar, tausend Welten, und hat nimmer genug. Keine Macht kann so in's Unendliche wachsen als das Feuer, darum stellt es der Seher als den letzten Sieger über Alles dar, als den Herrscher in Ewigkeit.

Die Menschen arbeiteten und arbeiteten; Manchen trugen sie halb verbrannt von dannen. Der Knecht Markus sah die fürchterlichen Folgen, aber er jammerte nicht und er verzagte nicht, er war die stille, die ruhige That. Schon begannen seine harzigen Kleider Feuer zu fangen, da eilte er hinab zum Bachbett und wälzte sich im Sand, bis sich dieser an alle Theile seines klebrigen Anzugs gelegt hatte. Nun war er gepanzert. Aeste haute er ab, Bäume hieb er um — o Gott, das schlug nicht an. Der glühende Strom brauste weiter; die kahlen Aeste in der Runde, die rothnadeligen Zweige harrten schon der nahenden Flammenbraut und huben noch früher zu brennen an, als sie der erste Kuß erreichte.

Nun suchten die Arbeiter, die von allen Seiten herbeigekommen waren, den Flammen einen Vorsprung abzugewinnen und ihnen durch breite Abstockungen eine Grenze zu setzen, aber es theilte sich

der Brand in Arme nach verschiedenen Himmelsgegenden. Zur Abendstunde erhob sich ein Wind und zerzauste die mächtigen Feuerfahnen in tausend Fetzen und vervielfältigte überall das Element. Das war ein unheimliches Dröhnen in den Lüften und ein wunderlich Leuchten hin über das weite, dunkle Waldland.

Erschöpft und rathlos ließen die Männer ihre Hände sinken, die Weiber räumten ihre Hütten aus und wußten mit der Habe nicht wohin.

In tiefen Thälern war es noch ruhig, da hörte man nichts als das leise Flüstern der hohen Tannen, aber der nächtliche Himmel war rosig und zuweilen flog hoch oben ein Feuerdrache dahin. Dann wieder kam eine zwitschernde Vogelschaar und die heimatlosen Thierchen schossen planlos umher, und die Rehe und Hirsche kamen erschreckt heran zu den Menschenwohnungen.

„Wie diesen Thieren geht's uns Allen!“ klagte ein Weib; „keine Menschenmöglichkeit, daß der Wald gerettet wird — Alles brennt, Alles brennt! O Christi Heiland, es ist das jüngste Gericht!“

Tagelang währte der Gräuel.

Von unserem hochgelegenen Hause aus sahen wir aus den Wäldern des Filnbaum und der Fresenleiten die Flammen roth und langsam aufsteigen. Die ganze Gegend lag in einem trüben Schleier und scharfer Brandgeruch stach in unsere Nasen. Unser

Berg schien eingewölbt von Rauch, daß es oft schier dunkel war. Und da stand ein großes, trübrothes Rad über uns, das der Rauch umwirbelte, verdeckte und doch nicht ganz vertilgen konnte. Es war die Sonne. Wir sahen aber auch, wie das Feuer allmählich gegen uns heranrückte; es stieg über die Höhen her und es stieg in die Thäler nieder, und es stieg endlich an unserem Berghange heran. Wir bedurften des Abends keines Kienspans mehr in der Stube, wir hatten vollauf Licht, denn zehn Minuten weit vom Hause brannte der schöne Kienwald.

Das Vieh hatten wir längst auf die Almweide gejagt und die Einrichtungsstücke des Hauses mitten auf das freie Feld hinausgeschleppt. Halb wahnsinnige Menschen kamen herbei. Der Vernünftigsten Einer war der uralte Martin, dem die Hütte verbrannt war und der nun mitternächtig beim Scheine des Waldbrandes Preißelbeeren pflückte.

Mein Vater kletterte auf den Dächern unsere Gehöftes herum und mit einer langen Stange, an deren Ende er einen nassen Lappen gebunden hatte, schlug er die Funken todt, die herangeflogen kamen und sich auf das Dach gesetzt hatten.

In der fünften Nacht, als wir in einer Ecke unserer ausgeräumten Stube kauernd schliefen, wurden wir plötzlich von einem lauten Tosen geweckt, und der alte Markus, der auf dem Dache Nacht-

wache hatte, rief: „Das ist schon recht! Das ist schon recht!“

Ein Wettersturm hatte sich erhoben und wüthete in dem brennenden Walde, daß es eine schreckbare Pracht war. Als ob ein wüstes Gewässer dahinbrauste zwischen den Stämmen, so toste und dröhnte es. Aber das Feuer wurde in die entgegengesetzte Richtung von unserem Hause geworfen, und das war es, was dem alten Markus so recht schien. Die Flammen waren wie auf wilder Flucht; sie übersprangen ganze Waldpartien und zündeten an neuen, entlegenen Stellen.

„'s ist vorbei, jetzt sind wir fertig!“ sagten die Leute, waren rathlos und thaten den Mund auf. Ja wahrlich, es fielen gebratene Vögel aus der Luft.

Etliche, als sie die kahlgebrannten Hänge sahen, gewannen sogar ihren Humor wieder und meinten, es müsse schon ein gar besonderes Fest kommen, daß sich gar die Berge rasirten.

Aschermittwoch, wie sich's zeigte.

Als sich der Orkan gelegt hatte, kam ein Regenguß. Der Regen währte tagelang und die Wolken stiegen träge auf und nieder. Lange noch mischte sich mit ihnen der Rauch der kohlenden Strünke — endlich aber war alles Feuer ausgelöscht. Ueber Alles legte sich der feuchte, frostige Nebel — es war die herbstliche Zeit.

So ist die Begebenheit hier erzählt.

Doch endet der Wald mit seinem Untergange nicht und nach jedem Ende kommt ein Anfang.

Der Nebel des Herbstes spann den Schnee; im Winter sahen wir von unseren Fenstern aus weit mehr weiße Flächen als sonst. Aber erst als der Lenz kam, sahen wir, was der Waldbrand angerichtet hatte. Ueberall verkohlter Grund, rostfarbige Steine, halbverbrannte Wurzeln, und darüber ragten die schwarzen Strünke einzelner Baumstämme. — Nun kamen die Leute und reuteten. Sie stachen den schwarzen Rasen um, sie säeten Korn in das Erdreich; den Obdachlosen wurden neue Hütten gebaut. Und als der Frühherbst kam, war's eine Herrlichkeit. Kein Mensch in unserem Waldlande hatte je eine so große goldgelbe Pracht gesehen, als es das Kronfeld war, das sich über die Berge hinzog. Wir mußten Alle zusammenhalten, die Fluth der Halme, wovon einer sein schweres Haupt auf die Achsel des anderen legte, einzuheimsen. Ich erinnere mich noch an das Wort, das bei dieser Gelegenheit der Pfarrer sprach: „Der Herr schlägt die Wunden, aber er spendet auch den Balsam, sein Name sei gelobt!“ — Am nächsten Tage schickte er seine Knechte, um von der reichen Ernte den Zehent zu holen, und er hat recht gethan.

Nach diesen Tagen war vom Filnbaumschlag bis zu unserem Hause heran Feld um Feld und gegen

dreißig Jahre lang gab der Grund des verbrannten Waldes den Menschen Brot. Heute haben sich die Menschen verzogen, zerstreut oder sind gestorben, und neuerdings sproßt auf den Berghöhen der junge, grüne Wald. Neues, unendliches Leben webt darin — eine üppige Pflanzenwelt, ein lustiges Thierreich, eine helle Gottesmorgenfreude.





Als ich das erstemal auf dem Dampfwagen saß.

Noch viel seltsamer als diese Geschichten waren, ist jenes Erlebniß gewesen, das hier erzählt wird.

Mein Pathe, der Knierutscher-Jochem — er ruhe in Frieden! — war ein Mann, der Alles glaubte, nur nicht das Natürliche. Das Wenige von Menschenwerken, was er begreifen konnte, war ihm göttlichen Ursprungs; das Viele, was er nicht begreifen konnte, war ihm Hexerei und Teufelsspuk. — Der Mensch, das bevorzugteste der Wesen, hat zum Beispiel die Fähigkeit, das Rindsleder zu gerben und sich Stiefel daraus zu verfertigen, damit ihn nicht an die Zehen friere; diese Gnade hat er von Gott. Wenn der Mensch aber hergeht und den Blitzableiter oder gar den Telegraphen erfindet, so ist das gar nichts Anderes als eine Anfechtung des Teufels. — So hielt der Jochem den lieben Gott für einen gut-

herzigen, einfältigen Alten (ganz wie er, der Jochem, selber war), den Teufel aber für ein listiges, abgefeimtes Kreuzköpfel, dem nicht beizukommen ist und das die Menschen und auch den lieben Gott von hinten und vorn beschwindelt.

Abgesehen von dieser hohen Meinung vom Lucifer, Beelzebub (was weiß ich, wie sie alle heißen), war mein Pathe ein gescheiter Mann. Ich verdankte ihm manches neue Linnenhöslein und manchen verdorbenen Magen.

Sein Trost gegen die Anfechtungen des bösen Feindes und sein Vertrauen war die Wallfahrtskirche Maria-Schutz am Semmering. Es war eine Tagreise dahin und der Jochem machte alljährlich einmal den Weg. Als ich schon hübsch zu Fuße war (ich und das Zicklein waren die einzigen Wesen, die mein Vater nicht einzuholen vermochte, wenn er uns mit der Peitsche nachlief), wollte der Pathe Jochem auch mich einmal mitnehmen nach Mariaschutz.

„Meinetweg'," sagte mein Vater, „da kann der Bub' gleich die neue Eisenbahn sehen, die sie über den Semmering jetzt gebaut haben. Das Loch durch den Berg soll schon fertig sein."

„Behüt' uns der Herr," rief der Pathe, „daß wir das Teufelszeug anschau'n! 's ist Alles Blendwerk, 's ist Alles nicht wahr."

„Kann auch sein," sagte mein Vater und ging davon.

Ich und der Pathe machten uns auf den Weg; wir gingen über das Stuhleckgebirge, um ja dem Thale nicht in die Nähe zu kommen, in welchem nach der Leut' Reden der Teufelswagen auf und ab ging. Als wir aber auf dem hohen Berge standen und hinabschauten in den Spitalerboden, sahen wir einer scharfen Linie entlang einen braunen Wurm kriechen und darüber ein Rauchwölklein schweben.

„Jessas Maron!“ schrie mein Pathe, „das ist schon so was! Der Wurm raucht Tabak! Spring Bub'!“ — Und wir liefen die entgegengesetzte Seite des Berges hinunter.

Gegen Abend kamen wir in die Niederung, doch — entweder der Pathe war hier nicht wegkundig oder es hatte ihn die Neugierde, die ihm zuweilen arg zusetzte, überlistet, oder wir waren auf eine „Irrwurzen“ gestiegen — anstatt in Mariaschutz zu sein, standen wir vor einem ungeheuren Schutthaufen und hinter demselben war ein kohlfinsteres Loch in den Berg hinein. Das Loch war schier so groß, daß darin ein Haus hätte stehen können, und gar mit Fleiß und Schick ausgemauert; und da ging eine Straße mit zwei eisernen Leisten daher und schnurgerade in den Berg hinein.

Mein Pathe stand lange schweigend da und schüttelte den Kopf; endlich murmelte er: „Jetzt stehen wir da. Das wird die neumodische Land-

straßen sein. Aber derlogen ist's, daß sie da hineinfahren!"

Kalt wie Grabesluft wehte es aus dem Loche. Weiter hin gegen Spital in der Abendsonne stand an der eisernen Straße ein gemauertes Häuschen; davor ragte eine hohe Stange, auf dieser baumelten zwei blutrothe Kugeln. Plötzlich rauschte es an der Stange und eine der Kugeln ging wie von Geisterhand gezogen in die Höhe. Wir erschraken baß. Daß es hier mit rechten Dingen nicht zuginge, war leicht zu merken. Doch standen wir wie festgewurzelt.

„Pathe Jochem," sagte ich leise, „hört Ihr nicht so ein Brummen in der Erden?"

„Ja freilich, Bub'," entgegnete er, „es donnert was! es ist ein Erdbidn" (Erdbeben). Da that er schon ein kläglich Stöhnen. Auf der eisernen Straße heran kam ein kohlschwarzes Wesen. Es schien anfangs stillzustehen, wurde aber immer größer und nahte mit mächtigem Schnauben und Pfustern und stieß aus dem hochgehobenen Rachen gewaltigen Dampf aus. Und hintenher —

„Kreuz Gottes!" rief mein Pathe, „da hängen ja ganze Häuser d'ran!" Und wahrhaftig, wenn wir sonst gedacht hatten, an das Locomotiv wären ein paar Steirerwäglein gespannt, auf denen die Reisenden sitzen konnten, so sahen wir nun einen ganzen Marktflecken mit vielen Fenstern heranrollen, und zu den Fenstern schauten lebendige Menschenköpfe heraus,

und schrecklich schnell ging's, und ein solches Brausen war, daß Einem der Verstand still stand. Das bringt kein Herrgott mehr zum Stehen! fiel's mir noch ein. Da hub der Pathe die beiden Hände empor und rief mit verzweifelter Stimme: „Jessas, Jessas, jetzt fahren sie richtig in's Loch!"

Und schon war das Ungeheuer mit seinen hundert Rädern in der Tiefe; die Rückseite des letzten Wagens schrumpfte zusammen, nur ein Lichtlein davon sah man noch eine Weile, dann war Alles verschwunden, blos der Boden dröhnte und aus dem Loch stieg still und träge der Rauch.

Mein Pathe wischte sich mit dem Aermel den Schweiß vom Angesicht und starrte in den Tunnel hinein.

Dann sah er mich an und fragte: „Hast Du's auch gesehen, Bub'?"

„Ich hab's auch gesehen."

„Nachher kann's keine Blenderei gewesen sein," murmelte der Jochem.

Wir gingen auf der Fahrstraße den Berg hinan; wir sahen aus mehreren Schachten Rauch hervorsteigen. Tief unter unseren Füßen im Berge ging der Dampfwagen.

„Die sind hin wie des Juden Seel'!" sagte mein Pathe und meinte die Eisenbahn-Reisenden. „Die übermüthigen Leut' sind selber in's Grab gesprungen!"

Beim Gasthause auf dem Semmering war es völlig still; die großen Stallungen waren leer, die Tische in den Gastzimmern, die Pferdetröge an der Straße waren unbesetzt. Der Wirth, sonst der stolze Beherrscher dieser Straße, lud uns höflich zu einer Jause ein.

„Mir ist aller Appetit vergangen," antwortete mein Pathe, „gescheite Leut' essen nicht viel, und ich bin heut' um ein Stückel gescheiter worden." Wäre auch recht. Bei dem Monumente Karl's VI. standen wir still und sahen in's Oesterreicherland hinaus, das mit seinen Felsen und Schluchten und seiner unabsehbaren Ebene vor uns ausgebreitet lag. Und als wir dann abwärts stiegen, da sahen wir drüben in den wilden Schroffwänden unseren Eisenbahnzug gehen — klein wie eine Raupe — und über hohe Brücken, fürchterliche Abgründe setzen, an schwindelnden Hängen gleiten, bei einem Loch hinein, beim anderen hinaus — ganz verwunderlich.

„'s ist auf der Welt ungleich, was heutzutag' die Leut' treiben," murmelte mein Pathe.

„Sie thun mit der Weltkugel kegelscheiben!" sagte ein eben vorübergehender Handwerksbursche.

„Gescheiter," meinte ein zweiter Handwerksbursche, der neben dem ersten stand, „gescheiter, Du sagst, die Weltkugel ist dem Herrgott seine Sackuhr."

„Jessas, wär' das ein Knödel!" rief der erste Bursche.

„Seine Sackuhr, freilich, ist ja über und über voller Räder, die Locomotiven sind die Federn, die Züge sind die Zeiger, die Bahnhöfe sind die Ziffern und das Geld, das ist der Uhrschlüssel.“

„Du,“ sagte hierauf der erste Handwerksbursche, „geh' sei so gut, leih' mir einen Uhrschlüssel!“

„Wenn ich selber einen hätt',“ sagte der Andere. Darauf sind sie ihres Weges gegangen und wir des unseren.

Als wir nach Mariaschutz kamen, war es schon dunkel. Wir gingen in die Kirche, wo das rothe Lämpchen brannte, und beteten.

Dann genossen wir beim Wirth ein kleines Nachtmahl und gingen an den Kammern der Stallmägde vorüber auf den Heuboden, um zu schlafen.

Wir lagen schon eine Weile. Ich konnte unter der Last der Eindrücke und unter der Stimmung des Fremdseins kein Auge schließen, vermuthete jedoch, daß der Pathe bereits süß schlummere; da that dieser plötzlich den Mund auf und sagte:

„Schlafst schon, Bub'?“

„Nein,“ antwortete ich.

„Du,“ sagte er, „mich reitet der Teufel!“

Ich erschrak. So was an einem Wallfahrtsort, das war unerhört.

„Ich muß vor dem Schlafengehen keinen Weihbrunn' genommen haben,“ flüsterte er. „'s gibt mir keine Ruh', 's ist arg, Bub'.“

„Was denn, Pathe?“ fragte ich mit warmer Theilnahme.

„Na, morgen, wenn ich communicire, leicht wird's besser,“ beruhigte er sich selbst.

„Thut Euch was weh', Pathe?“

„'s ist eine Dummheit. Was meinst, Bübel, weil wir schon so nah' dabei sind, probiren wir's?“

Da ich ihn nicht verstand, so gab ich keine Antwort.

„Was kann uns geschehen?“ fuhr der Pathe fort, „wenn's die Andern thun, warum nicht wir auch? Ich lass' mir's kosten.“

Er schwätzt im Traum, dachte ich bei mir selber und horchte mit Fleiß.

„Da werden sie einmal schauen,“ fuhr er fort, „wenn wir heimkommen und sagen, daß wir auf dem Dampfwagen gefahren sind!“

Jetzt war ich deutsch. Ich war gleich dabei.

„Aber eine Sündhaftigkeit ist's!“ murmelte er, „na, leicht wird's morgen besser, und jetzt thun wir in Gottes Namen schlafen.“

Am anderen Tage gingen wir beichten und communiciren und rutschten auf den Knien um den Altar herum. Aber als wir heimwärts lenkten, da meinte der Pathe nur, er wolle dieweilen gar nichts vornehmen, er wolle nur den Semmering-Bahnhof sehen, und wir lenkten unseren Weg dahin.

Vom Semmering-Bahnhof sahen wir das Loch auf der anderen Seite. War auch kohlfinster. — Ein Zug von Wien war angezeigt. Mein Pathe unterhandelte mit dem Bahnbeamten, er wolle zwei Sechser geben, und gleich hinter dem Berg, wo das Loch aufhört, wollten wir wieder absteigen.

„Gleich hinter dem Berg, wo das Loch aufhört, hält der Zug nicht," sagte der Bahnbeamte lachend.

„Aber wenn wir absteigen wollen!" meinte der Jochem.

„Ihr müßt bis Spital fahren. Ist für zwei Personen zweiunddreißig Kreuzer Münz."

Mein Pathe meinte, er lasse sich was kosten, aber so viel wie die hohen Herren könne er armer Schlucker nicht geben; zudem sei an uns Beiden ja kein Gewicht da. — Es half nichts; der Beamte ließ nicht handeln. Der Pathe zahlte; ich mußte zwei „gute" Kreuzer beisteuern. Mittlerweile kroch aus dem nächsten, unteren Tunnel der Zug hervor, schnaufte heran, und ich glaubte schon, das gewaltige Ding wolle nicht anhalten. Es zischte und spie und ächzte — da stand es still.

Wie ein Huhn, dem man das Hirn aus dem Kopfe geschnitten, so stand der Pathe da, und so stand ich da. Wir wären nicht zum Einsteigen gekommen; da schupfte der Schaffner den Pathen in einen Waggon und mich nach. In demselben Augen-

blicke wurde der Zug abgeläutet und ich hörte noch, wie der in's Coupé stolpernde Jochem murmelte: „Das ist meine Todtenglocke." Jetzt sahen wir's aber: im Waggon waren Bänke, schier wie in einer Kirche; und als wir zum Fenster hinausschauten — „Jessas und Maron!" schrie mein Pathe, „da draußen fliegt ja eine Mauer vorbei!" — Jetzt wurde es finster und wir sahen, daß an der Wand unseres knarrenden Stübchens eine Oellampe brannte. Draußen in der Nacht rauschte und toste es, als wären wir von gewaltigen Wasserfällen umgeben, und ein= um's anderemal hallten schauerliche Pfiffe. Wir reisten unter der Erde.

Der Pathe hielt die Hände auf dem Schoß gefaltet und hauchte: „In Gottes Namen. Jetzt geb' ich mich in Alles drein. Warum bin ich der dreidoppelte Narr gewesen."

Zehn Vaterunser lang mochten wir so be= graben gewesen sein, da lichtete es sich wieder, draußen flog die Mauer, flogen die Telegraphen= stangen und die Bäume und wir fuhren im grünen Thale.

Mein Pathe stieß mich an der Seite: „Du, Bub'! Das ist gar aus der Weis' gewesen, aber jetzt — jetzt hebt's mir an zu gefallen. Richtig wahr, der Dampfwagen ist was Schönes! Jegerl und jerum, da ist ja schon das Spitalerdorf! Und wir sind erst eine Viertelstunde gefahren! Du, da haben wir unser

Geld noch nicht abgesessen. Ich denk', Bub', wir bleiben noch sitzen."

Mir war's recht. Ich betrachtete das Zeug von innen und ich blickte in die fliegende Gegend hinaus, konnte aber nicht klug werden. Und mein Pathe rief: „Na, Bub', die Leut' sind gescheit! Und daheim werden sie Augen machen! Hätt' ich das Geld dazu, ich ließe mich, wie ich jetzt sitz', auf unsern Berg hinauffahren!"

„Mürzzuschlag!" rief der Schaffner. Der Wagen stand; wir schwindelten zur Thür hinaus.

Der Thürsteher nahm uns die Papierschnitzel ab, die wir beim Einsteigen bekommen hatten, und vertrat uns den Ausgang. „He, Vetter!" rief er, „diese Karten galten nur bis Spital. Da heißt's nachzahlen, und zwar das Doppelte für zwei Personen; macht einen Gulden sechs Kreuzer!"

Ich starrte meinen Pathen an, mein Pathe mich. „Bub'," sagte dieser endlich mit sehr umflorter Stimme, „hast Du ein Geld bei Dir?"

„Ich hab' kein Geld bei mir," schluchzte ich.

„Ich hab' auch keins mehr," murmelte der Jochem.

Wir wurden in eine Kanzlei geschoben, dort mußten wir unsere Taschen umkehren. Ein blaues Sacktuch, das für uns Beide war und das die Herren nicht anrührten, ein hart Rindlein Brot, eine rußige Tabakspfeife, ein Taschenveitel, etwas

Schwamm und Feuerstein, der Beichtzettel von Maria-Schutz und der lederne Geldbeutel endlich, in dem sich nichts befand als ein geweihtes Messing-Amuletchen, welches der Pathe stets mit sich trug im festen Glauben, daß sein Geld nicht ganz ausgehe, so lange er das geweihte Ding im Sacke habe. Es hatte sich auch bewährt bis auf diesen Tag — und jetzt war's auf einmal aus mit seiner Kraft. — Wir durften unsere Habseligkeiten zwar wieder einstecken, wurden aber stundenlang auf dem Bahnhofe zurückbehalten und mußten mehrere Verhöre bestehen.

Endlich, als schon der Tag zur Neige ging, zur Zeit, da nach so rascher Fahrt wir leicht schon hätten zu Hause sein können, wurden wir entlassen, um nun den Weg über Berg und Thal in stockfinsterer Nacht zurückzulegen.

Als wir durch den Ausgang des Bahnhofes schlichen, murmelte mein Pathe: „Beim Dampfwagen da — 's ist doch der Teufel dabei!"



Als ich mir die Welt am Himmel baute.

Nach solchen Erfahrungen wird Einem das wiedergekehrte Alltagsleben zwischen den Wäldern langweilig. Man will immer was Neues haben.

War damals ein Bursche in den Jahren, wo man mit dem Knaben nicht mehr viel anzufangen weiß, den Junggesellen aber lange noch nicht im Jöppel hat. Trug eine ungebleichte Leinwandhose, eine Jacke aus grauem Willfing und eine buntgestreifte Zipfelmütze. War barfuß und ungeschickt im Gehen und Laufen, jeden Tag trug ich eine andere Zehe in der Binde. Die Haare hatte ich mit den fünf Fingern vorn herabgekämmt, mit den Zähnen kaute ich an einem Strohhalm. Es war mit mir bisweilen nichts anzufangen; wenn man mich auf das Feld stellte, so stolperte ich über den Pflug und den Spaten und wenn man mich in den Wald

schickte, so hieb ich die Axt anstatt in das Holz in einen Stein und bald war die Schneide des Werkzeuges so stumpf, daß man darauf hätte reiten können. Und dann stand ich da und hielt die zehn Finger in den Händen und glotzte zum Himmel auf.

Unsere Waldberge waren mir schon gar so lästig geworden, das ewige Dunkelgrün und das ewige Vögelzwitschern und Windrauschen war nicht mehr auszustehen. Es war ein Einerlei, nicht zu sagen. Und ich sann, ich träumte Anderem nach. Da eines Tages — ich weidete unsere Heerde auf der Hochöde, wie wir ein hochgelegenes Brachfeld, auf dem schon die Eriken und Wachholder wuchsen, nannten — entdeckte ich — den Himmel, den wunderbaren Wolkenhimmel. Ich war nun plötzlich entzückt über die Formen und Gestaltungen in allen Lichtarten. Ich wunderte mich nur, daß mir der Wolkenhimmel nicht schon längst aufgefallen war. So stand ich nun da und sah empor zu der neuen Welt, zu den Ebenen und Bergen und Schluchten, zu den ungeheuerlichen Thieren, die bewegungslos dastanden und dennoch dahinkrochen und sich reckten und dehnten und Arme und Beine ausstreckten, die sich wieder in Wedel und Rümpfe und Flügel verwandelten. Und ich glotzte die Luftschlösser an, die sich vor mir aufbauten, und kaute dabei an meinem Grashalm.

Von nun an war auf der Heide meine Freude und gerne weidete ich die Heerde, weidete ich dabei doch auch die lockigen Lämmer des Himmels.

In demselben Jahre war ein heißer Sommer, da ging's am Himmel wohl auch oft ein wenig einförmig zu, aber des Morgens und des Abends gab's doch immer was zu sehen. Ich war eine Zeitlang wie vernarrt in das Firmament. Mein Vater wunderte sich, daß ich oft gar der Erste aus dem Bette war, daß ich die Morgensuppe stehen ließ und die Rinder mit einer fast ängstlichen Behendigkeit auf die Hochöde jagte. Er wußte nicht, warum. Ich aber setzte mich auf der Hochöde auf einen Stein, über welchen das Moos ein zartes, gelblich-grünes Sammtpelzchen gelegt hatte, und während die Kühe und die Kälber emsig im Heidekraut grasten und dabei mit ihren Schellen lustig glöckelten, biß ich allfort an einem dünnen Federgrashalm und blickte hin gegen Sonnenaufgang. Da war zuerst über dem fernen Gebirgszug des Wechsels eine dunkle mattrothe Bank; sie dehnte sich weit, weit hin, und verlor sich, man wußte nicht wo. Mit einemmale zogen sich goldige Fäden durch und die ganze Wolkenbank wurde lieblich durchbrochen von Licht und sah nun aus wie ein ungeheurer rothglühender Eisenklumpen.

Da waren alle meine Kühe plötzlich roth und das Heidekraut war roth, das sie grasten, und die

Steine waren roth, und die Stämme am Waldrande waren roth und meine Leinwandhose war roth. Jetzt flammte am Rande der Wechselalpe plötzlich ein kleines Feuer, wie es Hirtenjungen gern anzünden, wenn sie sich Erdäpfel braten wollen. Aber das Feuer dehnte sich aus nach rechts und links und ging in die Höhe; das war ja ein Brand, zuletzt brannten dort alle Alpenhütten? Aber in einer wunderbaren Regelmäßigkeit hob sich der Brand empor und eine großmächtige Gluthscheibe tauchte auf — die Sonne. Da hatten meine Kühe und die Steine und ich auf einmal lange Schatten hin über die Heide. Mein Schatten war so lang, daß, wenn er vom Boden aufgestanden wäre, er mit seinen Fingern in den weißgelblichen Wolkenballen des Himmels hätte Wolle zupfen können. Die Nebelbank über dem Gebirgszuge wurde schmächtiger, es ging ihr an's Herz, noch streckte sie einen glühenden Speer aus, der ging mitten durch die Sonne, aber er schmolz und die Sonne wurde kleiner und funkelnder und bald war die Wolkenbank, waren die rothen Fäden am Gesichtskreise verschwunden.

Hie und da in der weiten Himmelsrunde hing es wohl noch wie weiße Wolle und dort und dort schwamm ein Federchen hin, aber bald gingen auch die Federchen verloren und die Wolle wurde unmerklich langsam auseinandergezupft in leichten Locken und dünnen Fädchen und auf einmal war

gar nichts mehr da als der tiefblaue Himmel und der blitzende Sonnenstern.

Es lag fast wie Dunkelheit über den Waldbergen, so unsäglich klar und leer war der Himmel, es war, als ob die Sonne zu klein werden wollte für die unendliche Weite. Und doch konnte ich das Auge kaum aufthun vor lauter Licht.

Gegen die Mittagszeit ging die Bläue etwas in das Graulichte über, da sah es noch sonniger aus und es war sehr heiß. Meine Heerde hatte schon kühles, schattiges Dickicht aufgesucht, um sich die stechenden Fliegen abzuhalten; ich saß noch auf dem Stein und sah den Himmel an und dachte, wie schön das sein müßte, wenn die Himmelsrunde ein Spiegel wäre und wenn das Bild der ganzen Erde d'rin läge mit aller großen Herrlichkeit; vielleicht hätte ich dann von meiner Hochöde aus fremde Länder und große Städte sehen können.

Nach der neunten Stunde, die ich an dem Schatten einer aufrechtstehenden Stange bestimmte, hob sich gewöhnlich ein Lüftchen, das ein paar Stunden fächelte und leise in den Bäumen säuselte. Das war zum Einschlummern süß zu hören. Mir fiel gar der Grashalm aus dem Munde. Die Ameisen konnten innerhalb meines Höschens emporkrabbeln, wie sie wollten, ich gewahrte sie nicht. Ja, ich gewahrte es nicht einmal und wußte nicht, wie es kam, aber plötzlich waren zu allen Seiten des Gesichts-

kreises, sowohl über den schwarzbläulichen Waldbergen der Mittagsseite als über der Wechselalpe und über den Matten der Mitternachtshöhen, hinter welchen die kahle, wettergraue Rax aufragte, und über der fernen Felsenkette der Abendseite — schneeweiße Wolken. Sie waren in halbrunden Haufen, sie waren wie dicht aufqualmender Rauch, der plötzlich versteinert wird zu weißem Marmor.

Die Ränder waren so scharf, wie mit einer Scheere von Papier geschnitten. Ganz unbeweglich schienen die Wolken und doch änderten sie sich in jedem Augenblick und bauten sich auf, eine über die andere und schoben sich von unten nach, dichter und dichter, grauer und grauer, oder es war jählings ein Riß, eine Lücke hinaus, in die Bläue.

Und hoch oben über meinem Scheitel standen auch Wolkenschichten, grau, stellenweise ganz dunkel, aber mit lichten, federartigen Rändern.

Da blickte man hin und sah das Verwandeln nicht und sah die Verwandlung. Wie war das wunderbar! Ist es möglich, daß das jeden Tag geschieht, und die Menschen achten es nicht, bemerken es nicht einmal und wundern sich mehr über ein artiges Taschenspielchen, als über den allherrlichen Wolkenhimmel?

Die Schichten über der fernen Felsenkette waren niedlicher und gegliederter als die näheren Ballen; sie waren zum Theile bläulich wie der Himmel und

wären von diesem oft kaum zu unterscheiden gewesen, wenn die Ränder nicht milchweiß geglänzt hätten.

Ich that die Füße auseinander, bückte mich und guckte zwischen den Beinen hindurch auf die fernen Wolkenschichten hin, um durch diese ungewohnte Lage des Blickes ein möglichst abenteuerliches Bild zu schauen. Da sah ich unerhörte Bergriesen mit den schwindelndsten Kuppen und schauerlichsten Abgründen und da ragten die Felshörner und da glänzten die Gletscher in unermeßlichen Höhen. Wenn dann vor diesen Gebilden ein dunkles Wölkchen dahinschwamm, so hielt ich das für einen riesigen Steinadler oder gar für den Vogel Greif. Das war mein Tirol, von dem ich schon gehört hatte, und ich guckte so lange zwischen den Beinen darauf hin, bis ich schwindlig wurde und in das Gras purzelte.

Fürchterliche Riesen mit goldigem Mantelsaum, mit verknorrten Gliedern und gewaltigen Köpfen standen am Himmel und schwangen ihre Arme und streckten ihre Finger nach der Sonne aus. Die Sonne hatte sich lange sehr geschickt zwischen diesen Ungeheuern durchgewunden, aber endlich ging sie doch in's Netz. Da lag dann ein dunkler Flecken über dem Waldlande oder über den kleinen reifenden Feldern im Thale und es lagen mehrere Flecken und zogen sich langsam hin auf ebenen Flächen und krochen wachsend empor an Hängen und verschwanden endlich wieder.

Je mehr die Sonne niedersank, desto schöner wurde ihr Strahl; der Himmel graute, aber die dichten Wolken schwanden, gingen in Federn und Fransen aus und gegen Abend weideten am Firmamente, wo früher die Ungeheuer gestanden, milde, weiße Lämmchen.

Nur die Bilder über der fernen Felsenkette blieben am längsten. Aber auch dort waren großartige Veränderungen; das gewaltige Hochgebirge war zu einer leuchtenden Stadt mit goldigen Thürmen und Kuppeln und Zinnen geworden. Das war mein Zion, ich blickte wieder zwischen den Beinen darauf hin.

Aber wie wenn das ganze Reich von Butter gewesen wäre, so zerging es nun, als die Sonne nahe kam, und es dehnte sich eine weite Ebene aus über der Felsenkette, eine röthlich-graue, unabsehbare Ebene mit Licht- und Schattenfäden und darüber hin der Himmel. Das war mir das Meer und ich guckte wieder durch mein dreieckiges Fernrohr.

Die Sonne durchbrach die Ebene und tauchte als große rothe Scheibe hinter den scharfen Kanten der Felsen hinab. Da lagen rothe Linien und glühende Nadeln darüber hin, die noch lange leuchteten und erst zur späten Stunde erloschen, als über unserem Gehöfte schon die Stille der Nacht war und am Himmel die Sterne sichtbar wurden, oder das milde Mondlicht liebliche Schleier wob.

So waren die Tage des Juli und August. Die Kornfelder im Thale nahten langsam der Reife, sie wurden gar sorgfältig bewacht, sie machten für den Winter die einzige Hoffnung aus. Die Früchte an den Berghängen aber waren im Verdorren, denn es rieselte wochenlang kein Regen. Da blickten auch andere Leute zuweilen aufwärts zu den Wolken oder hin gegen die Rax, die aber stets klar war und an der nie die Nebelflocke klebte; eine Nebelflocke an der Rax war das einzige sichere Anzeichen eines nahen Regens.

Ich saß täglich auf meiner Hochöde und sah den Himmel an. Ich wußte nicht, warum, ich dachte mir es oft auch kaum, was ich sah, ich fühlte es nur.

Einmal gegen die Abendstunde hin saß über der Felsenkette ein ungeheures Eichhörnchen. Es setzte seine Vorderfüßchen gerade auf, es hatte ein deutliches Schnäuzchen und spitzte die Ohren und der buschige, sanft wollige Schweif ging weithin gegen die Neubergeralpen. Es war ein launiges Wolkengebilde, gar ein Aeuglein hatte das Thier, ein blaues Aeuglein, durch welches der klare Himmel guckte; aber auf einmal wurde es licht und funkelnd in diesem Auge und es warf einen mächtigen Strahl quer über den Himmel hin. Es hatte sich hinter der Wolke ja die Sonne verborgen gehalten. Endlich erlosch das Auge wieder, ich wußte nicht, hatte ein

Wölklein das Lid zugedrückt oder war die Lichtscheibe zu sehr gesunken; aber ich wartete, bis die Sonne unterhalb am Halse herauskommen würde, und ich freute mich schon auf das goldige Halsgehänge, das mein Eichhörnchen bekommen sollte. Aber siehe, während ich so wartete und mich freute, war das Thier zu einer formlosen Masse geworden, nur der buschige, sanft wollige Schweif ging noch weit hin in das Oesterreicherland.

Einmal war der Himmel mit einer leichten, gleichmäßigen Nebelschichte umzogen, auf welcher tiefer liegende Wolken verschiedene Figuren bildeten. So kroch eine Kreuzspinne dahin und der Sonne zu. Die Kreuzspinne war riesig groß und meine Phantasie sah acht oder zehn Füße. Sie kam der ohnehin matt scheinenden Sonne immer näher und sie fraß sie auf, so daß ein tiefer Schatten lag über dem Waldlande. Als ich wieder hinaufsah, war das Gebilde verschwommen und eine plumpe Wolkenmasse verhüllte die Sonne.

Wieder zu anderen Tagen war es aber wirklich lebendig am Himmel. Von der Felsenkette über unsere Waldberge und gegen Morgen und Mittag hin zog ein endloses Heer von Wolken. Stellenweise wanderten sie einzeln, stellenweise wieder in großen Gruppen und Massen, licht und dunkelgrau und „wollig“ und „lämmelig“ und sie duckten sich untereinander und sie ritten übereinander und es war

eine wüste Flucht. In den Wäldern rauschte unwirthlich der Wind.

Das war eine wahre Völkerwanderung am Himmel, tagelang. Ich fragte die Wolken, woher sie kämen, wohin sie zögen? Sie hatten nur Schatten für mich und keine Antwort.

Nach den Tagen des Windes blieb der Himmel eine Zeitlang gleichmäßig trüb und es strich eine kühle, oft fast frostige Luft. Die Leute meinten, nun werde der ersehnte Regen kommen. Aber das Wolkengewölbe wurde lichter und durchsichtiger und endlich sah man durch dasselbe wieder den weißen Punkt der Sonne schimmern.

Ich vergaß auf die welkenden, verdorrenden Pflanzen der Erde, die bereits fahl oder roth gebrannt waren, ich vergaß auf die Waldvöglein, die nicht mehr singen wollten, weil sie schier vertrocknete Kehlen haben mochten, ich freute mich, daß sich der Himmel wieder erheiterte. Die Wölklein waren nun so zart und leicht und milchweiß und leichte Fäden zogen hin, als ob in den weiten Lüften eine unsichtbare Spinnerin wäre oder ein Webstuhl stünde in der hohen Himmelsrunde.

Und aus all den wunderbaren Geweben fügten sich Nester mit Eiern und schneeweißen Tauben; dann machten diese Thierchen hohe Krägen und schnäbelten miteinander und da dachte ich mir: zuweilen trifft es doch zu, daß der Himmel ein Spiegel ist

für die Erde. Ich hatte zu derselben Zeit mehrmals von einem Müllerstöchterlein geträumt, das Maria hieß und ein schneeweißes Hemdchen trug.

Die Himmelsgebilde waren an diesen Tagen gar zu lieblich und dazu hauchte eine labende Kühle von der fernen Felsenkette her. Die Leute aber waren mißmuthig, man hörte kein Singen und Jauchzen, das sonst den Wald so lebendig macht. Es war eine eigenartige Trägheit im Walde

Endlich, eines Morgens — es war ein tiefblauer Himmel — klebte an dem Gewände der Rax ein Nebelchen. Die Leute jubelten; ich betrachtete gedankenlos die Flocke an der Felswand, die fast den ganzen Vormittag in derselben Stellung blieb. Es zog ein beinahe frostiger Alpenhauch, zur Mittagsstunde aber wurde es empfindlich schwül.

Am Gesichtskreise stiegen wieder die vielgestaltigen Wolkenhaufen auf. Die Sonne verzog sich für kurze Zeit; an der Mitternachtsseite gingen mattgraue Streifen nieder und man hörte mehrmals ein dumpfes Donnern. Das Gewitter verging, ohne daß auf unsere Gegend ein Regentröpfchen fiel. Das Wölkchen an der Rax war längst verschwunden. Ueber der Felsenkette baute sich sandgraues Gewölke und eine gleichmäßige Schichte zog sich über den ganzen Himmel.

Das Waldland lag im Schatten, kein Vöglein war zu hören, nur vernahm man zuweilen den Pfiff

eines Geiers. Ich wäre noch gern auf der Hochöde geblieben und hätte die so ruhsamen Dinge betrachtet, aber meine Heerde graste thalab und gegen unser Haus, ehe es noch Abend wurde.

Als ich zum Hause kam, stand die Mutter am Gartenrain und betete aus einem Buche halblaut das Evangelium des heiligen Johannes und machte mit dem hölzernen Crucifix unseres Hausaltares Kreuze nach allen Himmelsrichtungen.

Es war noch die Sonne nicht untergegangen, aber es war schon ganz dunkel. Das Bächlein unten in der Schlucht war so klein, daß es nur sickerte, und doch war ein seltsames Brausen wie von einem mächtigen Wasserfalle. Der Hof lag wie träumend da, die Tannen daneben regten sich nicht. Ein großer, glitzernder Habicht schwamm von der Hochöde hernieder und über den Hof hin. Im Gewölke hallte ein leises, fast röchelndes Donnern, das sich mit Mühe weiter zu drängen schien und plötzlich erstickte.

An der Mitternachtsseite des Hauses wurden die Fensterbalken geschlossen; einzelne Schwalben flatterten verwirrt unter dem Dache umher. Der Brunnen vor dem Hause spritzte zuweilen unregelmäßig über den Trog hinaus und doch merkte man sonst kein Lüftchen. Mein Vater ging vor der Hausthüre auf und ab und hielt die Hände über den Rücken.

Plötzlich begann es in den Tannen zu rauschen und mehrere bereits vergilbte Ahornblätter hüpften vom Walde heran. Regentropfen schlugen nieder und spritzten von der Erde wieder auf. Jetzt war es wie ein schwaches Aufleuchten durch die Abenddämmerung, dann tanzten wieder lose Blätter über den Anger. In den Wolken rauschte es wie das Rollen wuchtiger Sandballen.

Und plötzlich brach es los. Die Bäume wurden lebendig und es krachten die Strünke. Vom Dache der Scheune rissen sich ganze Fetzen los und tanzten in den Lüften.

In demselben Augenblicke sauste das erste Schloßenkorn nieder; hoch sprang es wieder auf und kollerte hüpfend über den Boden hin. Das Korn war so groß wie ein Hühnerei.

Die Leute sahen es und mit einem leisen: „Jesus Maria!“ eilten sie in's Haus. Ich blieb so lange im Freien, bis mir ein Eisklumpen auf die Zehen fiel, daß ich vor Schmerz fast zusammensank; dann huschte ich unter das Dach.

Nun war eine halbe Stunde lang nichts als ein fürchterliches Geknatter. Die Leute beteten den Wettersegen, aber man verstand kein einziges Wort.

Zuletzt klirrten gar die Fenster der Morgenseite, auf den Dächern knatterte es gräulich und zackige Schloßen kollerten in die Stube und der Wind wogte herein und blies die geweihte Wetterkerze

aus und fachte das Herdfeuer an zu einem wilden Sprühen und wir glaubten schon, es käme uns das Feuer zum Rauchfang hinaus. Erst als ein gewaltiger Donnerschlag krachte und ein zweiter, legte sich das Mark und Bein durchdringende Getöse und es zog nur noch ein eiskalter Luftzug durch die Fenster und es rieselte der Regen. Endlich legte sich auch dieser. Es war Nacht geworden; draußen lag eine Winterlandschaft.

Wir nahmen kein Nachtmahl, wir gingen nicht zur Ruhe. Ich legte Strohschuhe an und ging mit meinem Vater hinaus auf das hohe knisternde Eis. Wortlos schritten wir um das Gehöfte. An den Gebäuden lagen Haufen von Schloßen und Dachsplittern, unter den Tannen waren hohe Schichten von Reisig und die schönen Stämme hatten nur kahles oder zerzaustes Geäste. Auf dem Kornfeld und auf dem Kohlgarten lag die gleichmäßige Eisschicht; kein einzig Hälmlein, kein einzig Häuptchen ragte hervor. Mein Vater stand still, hielt die Hände über das Gesicht und sein Athem zuckte in Stößen.

Von der Mittagsseite war noch das ferne Murren des Gewitters zu hören. Ueber dem Wechsel ging zwischen zerrissenen Wolken der Mond auf und aus dem dunklen Grunde der Wälder erhoben sich weiße Nebelgebilde. Am Himmel standen zarte Flocken mit silberigen Rändern.



Als ich den Kaiser Josef suchte.

Heut', mein lieber Waldbauernbub', heut' magst Du Deine Füße in meine Schuhe stecken, aber dazumal bin ich noch selber barfuß gegangen, hab' Dir nicht helfen können, und wir haben allzwei nicht gewußt, daß es eine arge Sach' ist, wenn man mit nackten Füßen den Schafen nach über Stoppelfelder laufen, über Steinhaufen klettern, über Brennnesseln springen muß. Hatten denn die Schafe und die Ziegen Stiefel an? Stiefel nicht, aber Schlappschühlein wohl.

Nur nicht erst auf die Kälte warten. Wir liefen und hüpften wie die Lämmlein, bis die Sonne den Reif aufleckte, als ob er Zucker gewesen wäre. Hätten wir dazumal nur von jenen Dichtern schon was gewußt, welche aus Thautropfen Diamanten machen, wir hätten uns leicht ein warmes Gewand kaufen mögen; in mancher Morgenfrüh' hing jeder

Grashalm voll von Diamanten. Aber so schön vermochten wir uns das Schäferleben nicht auszumalen, als jene poetischen Leute es können, welche noch nie mit nackten Füßen in Reif und Thau gestanden haben.

Ein Höslein hattest Du an, von dem ich gesehen, daß es nicht mehr ganz tadellos war, wenn Deines Vaters langer Zwilchrock die anrüchigen Stellen nicht verdeckt hätte.

Deine Mütze, die — wenn die Sonne schien — mehr schadete als nützte, hättest wegthun mögen, denn sie zwängte die dichten, buschigen Haare ein, die sonst dem Gesichte Schatten zu geben im Stande gewesen wären. Ei, was lag Dir am Schatten, Du blasser Waldbauernbub', blicktest ja ganz geflissentlich in die Sonne hinein, wolltest ein gebräuntes Gesicht haben, wie der Knierutscher-Jakob.

Hast es nicht gern, daß man davon spricht? Gut, so sprechen wir von was Anderem. Wenn man die Schafe aus dem Stalle läßt und so lange sie noch hungrig sind, laufen sie ganz gottlos über die Weide hinaus — das weißt. Jedes will das vorderste sein und den ausgiebigsten Bissen erhaschen; erst später kommen sie zur Ruhe und ist der Heißhunger gestillt, so grasen sie behaglich. —

Und das letzte, Halterbübel, gab für Dich die rechte Zeit. In den Himmel magst schließlich auch nicht immer hineingucken — das macht dumm. Du steigst auf einen Steinhaufen, wärmest Dir dort an den

besonnten Platten die Hände, die Füße und was sonst noch zu wärmen ist, und dann — ja jetzt hebt ein anderes Capitel an — Du zerrst aus den Weiten des vielsäckigen Rockes ein Buch hervor, legst es auf Dein lebendig Lesepult, die Knie, und hebst zu blättern an.

Ja seht, das war derselbe Junge, der von einem alten Bettelmann, der einmal Schulmeister gewesen, das Lesen und Schreiben gelernt hatte und der alte Gebet-, Predigt- und Geschichtenbücher der Gegend um sich zusammenschleppte, und von dem Einige sagten: „Das wird noch ein Pfarrer!“ und Andere: „Das wird ein Fabelhans, ein Taugenichts!“ — Weit fehl hat Keiner gerathen, heute verlegt er sich bisweilen auf's Predigen, dann auf's Fabeln und mitunter ein bischen auf gar nichts.

Ja, das war derselbige Junge. Mit den Leuten ging er nicht allzugern um, sie waren meist recht roh oder bissig gegen ihn — mögen Keinen, der nicht in Allem so ist, wie sie. So unterhielt er sich mit Solchen, die oft weit, weit von ihm waren, vielleicht in prächtigen Palästen, vielleicht längst vermodert. Mit solchen ging der barfüßige Waldbauernbub' um und mit solchen saß er auf dem Steinhaufen. Sie waren nicht die Dümmsten, sie wußten über Alles zu sprechen, von Allem zu erzählen, bei Allem zu rathen, waren recht spaßhaft noch dabei. Die ganze Welt ist nicht voll Stoppel-

felder und Steinhaufen, und alle Leute gehen nicht barfuß. Meere und Schiffe, Urwälder und Städte giebt es, wundervolle Kunstwerke und allerlei Unglaubliches. — Wenn der kleine Bursche des Nachts in seiner Strohkammer schlief, so träumte er davon.

Jetzt auf dem Steinhaufen, da las sich's besonders von der Wienerstadt gut. Vom Stefansthurm, von der Türkenbelagerung, vom Volkssänger Augustin, vom Kaiserhaus, vom Kaiser Josef, der unter das Volk gegangen war, um dessen Leiden und Wünsche zu erfahren; der unter die Bauern gegangen war, um zu sehen, wie sich so ein Pflug angreift. — So lieb gewannst Du den guten Kaiser Josef, daß Du das Buch an die Wange drücktest, weil der Kaiser Josef selber nicht da war. Bilder waren im Buche und es schien die Sonne d'rauf; aber Du wendest Dein Auge d'rüber hinaus. Dort hinter dem blauen Wechsel liegt die Wienerstadt. — Wenn der Kaiser zu den Bauern gegangen ist, warum sollte der Waldbauernbub' nicht zum Kaiser gehen? In einem oder zwei Tagen wäre er dort — wäre in Wien, ginge in's Kaiserhaus, auf den Stefansthurm, ginge zum Donaustrom, wo Schiffe fahren, sähe Alles. Spräche dann mit den Wienern, fragte, wie es ihnen gehe, wie sie's trieben, gäbe sich als den Waldbauernbuben aus Alpel zu erkennen, welcher ihre Bücher lese — und schlösse etwa Freundschaft mit ihnen.

Und da ist — Du armer kleiner Bursche — ein Sehnen und eine Unruhe in Dich gekommen, daß Du gar nicht mehr zu lesen vermochtest im Buche, gar nicht mehr zu hocken auf dem Steinhaufen. Mit den langen Aermeln, die weit über die Finger hinausgingen, hubst Du an zu fächeln, jagtest die Schafe heimwärts, liefest zu Deiner Mutter.

„Mutter, ich möcht' so viel gern nach Wien gehen."

„Wirst schon hinkommen, wenn Du einmal Soldat bist."

„Nein, heute. Und ich erzähl' dem Kaiser, wie es uns geht, und daß er auch einmal in's Alpel kommen möcht'."

„Du Närrisch, was fällt Dir denn ein?" rief die Mutter, „wer thät' denn die Schaf' halten und wo nähmst Du das Gewand und das Geld her? Wirst jetzt auf Wien gehen!"

„Die Schaf' thät' ich schon in die Hald (eingezäunte Weide) sperren. Den Rock liehe mir der Knierutscher-Jakob, die Hosen hab' ich selber und das Geld hab' ich auch selber — weil ich ja vorgestern mein Lampel verkauft hab'."

Darauf die Mutter: „Du bist gar so viel trotz (kühn), Bub! Aufhalten wollt' ich Dich nicht; meinetweg' kannst schon gehen, gleichwohl ich mich genug werde grimmen (sorgen) müssen um Dich. Frag' den Vater."

Der Vater aber sagte: „Du Halbnarr!“

Hub das Waldbauernbüblein an zu murren — es könne nicht allfort schafhalten, es wolle ihm keine Ruh' geben, es müsse Wien sehen; nachher möchte es schon wieder daheim bleiben und brav arbeiten.

„Was thät' denn das nutzen?“ rief der Vater unwirsch, „möcht' wissen, was Du z' Wien zu thun hättest! Willst zum Kaiser um Geld, so geh'! Glaub' nicht, daß er Dir ein's giebt, ehvor tragst Du ein's in's Wien. Und nicht einmal eine Wallfahrt kunntst dabei verrichten.“

„Eine Wallfahrt kunnt er just wohl dabei verrichten,“ redete die Mutter drein. „Nicht weit von Wien ist ja Maria-Schutz, da soll er ein Gebitt machen, daß doch die Saukrankheit endlich einmal aufhören möcht'. Heut' hat mir die Alte auch schon brennheiße Ohrwaschel.“

„Das ist schon wieder ganz was Anders,“ sagte der Vater, „wenn er eine Kirchfahrt will verrichten und sein eigen Lampelgeld dabei brauchen — ich geb' keinen Groschen — so mag er meinetwegen schon gehen. Aber Bub', daß Du mir übermorgen wieder daheim bist, sonst kunnt ich Dir für nichts gutstehen.“

Die Bewilligung in aller Form.

Und jetzt war's eine Freude! In zwei Stunden war Alles fertig. Die Schafe staken in der Halde

und der Hirt in des Knierutscher-Jakob's Gewand. Noch während auf dem Tische Suppe und Sterz stand, auf daß er sich für die Reise satt esse, redete ihm die Mutter zu, die Nacht noch daheim zu bleiben und erst am nächsten Morgen zu wandern. Vergeblich Bemühen. Der kleine Bursche packte auf und sagte: „Jetzt geh' ich."

Und die Mutter versetzte: „Hast Alles?"

„Ja."

„Geh' nicht zu geschwind und trink' nicht zu gäh', und sei schön ordentlich, wenn Du unter fremde Leut' kommst."

„Bet' fleißig," setzte der Vater bei, „und schließ' uns Alle ein."

Und dann ging er — der kleine Hirtenbursche — fort von seiner Elternhütte in den Waldbergen — ging in eine große Stadt — er ahnte nicht wohin.

Es ist ja doch auch das eine wahre Geschichte. Ich kann sie genau erzählen, ich bin dabei gewesen.

An einem hellen Maitag war's, als ich von dem Berge niederhüpfte und hinausging die Waldstraße des Alpsteigs gegen das breite Mürzthal. Wer nach dem Kleide frägt: ein dunkelgraues Lodenhösel hatte ich an und Kuhlederschuhe, hübsch mit eisernen Nägeln beschlagen, daß die Sohle geschützt war, und trug eine braune, grün ausgeschlagene Lodenjacke. Der

Brustfleck war aus rothgefärbter Leinwand, das Hemd aus grauer; letzteres hatte am Halse einen breitumgeschlagenen Kragen, der mit einem blauen, etwas wulstigen Tuche zusammengebunden war, so daß der Hals nicht viel dünner aussah, als der Kopf. Auf dem Kopfe saß meines Vaters Hut, der ging mir bis über die Augen herein und tanzte stets ein Weniges, so oft ich mich rasch wendete. In der einen Hand trug ich das Bündel mit dem Brote und dem Straubenlaibchen, das mir die Mutter mitgegeben hatte, trotz meines Sträubens, denn mir war es nicht recht faßlich, wie man in Wien auf das Essen denken könne. In der anderen Hand trug ich den Stock, den ich das einemal fest in den Boden stieß, das anderemal lustig in den Lüften schwang, so wie es die Handwerksburschen machen, wenn sie die Welt durchwandern.

Fröhlich kam ich an Krieglach und Langenwang vorbei. Heute würdigte ich diese Orte, die sonst meine Städte gewesen waren, kaum eines Blickes. Wer nach Wien geht! — Als ich aber gegen den Gansstein kam, ging die Sonne unter und ein blauer Dunststreifen lag über den Weidenbüschen der Mürz.

Ich sprach bei einem Bauer ein, bei dem ich nicht ganz unbekannt war, weil er mit meinem Vater öfters im Viehhandel stand. — Ob ich über Nacht im Stalle schlafen dürfe?

„Habt Ihr jetzt zur Anbauzeit denn nichts zu thun daheim, daß Du so herumgehst?“ fragte der Bauer.

„Ich geh' zum Kaiser Josef!“ antwortete ich trotzig.

Sah mich an. — „Der Bub' — den kenn' ich,“ sagte er zu seinen Leuten, „der hat curiose Flausen im Kopf, der ist Alles im Stand. Der redt mit dem Kaiser, wie Unsereiner mit dem Viertelrichter. Von dem hören wir was, wenn er nach Wien geht — werdet es schon sehen. — Na ja freilich kannst schlafen im Stall.“

Das war die erste Nacht in der Fremde. Das Heu hatte schon einen anderen Duft, als wie jenes daheim in Alpel. — Ich kannte einen Oberländer, der Soldat war und gar sehr an Heimweh litt. Er hatte aber nichts daheim, weder Vater noch Mutter, noch Geschwister, noch Haus und Hof, noch einen Schatz. Er wußte lange selbst nicht, warum er sich so sehr nach seinen Bergen sehnte; endlich, als er einmal über ein ungarisches Moor ging, wo er gemähtes Gras roch, wurde es arg — wurde ihm klar, er habe das Heimweh nach dem Alpenheu. —

Am anderen Morgen — es stand noch das weiße Mondkipfel am Himmel — war ich schon auf der Straße. — Das Mondkipfel in die Milch der Milchstraße tunken — wäre das nicht ein gutes Frühstück? — Wie, daß ich heute, und so früh schon, an's Essen dachte?

Am Gansstein stand ich still und blickte hinan zur Felswand, die über den Tannenwald aufragt. In diesem Felsen soll ein großer Schatz verborgen sein — ein Sonntagskind könnte ihn heben. Ob ich ein's war? Wozu auch, hatte ich doch mein Lampelgeld in der Tasche.

In Mürzzuschlag schnalzten schon die Fuhrleute durch den Markt, und beim Fleischhauer und beim Bäcker gingen Weibsbilder mit Handkörben aus und ein. Am Eckhause saß ein Weib, das hatte Semmeln und Aepfel. Aepfel im Mai — das muß eine gute Gegend sein!

Bei Spital gab mir ein Reisender, dem ich mich angeschlossen, den Rath, daß ich fechten solle.

„Mit wem denn?" fragte ich erschrocken, und als ich wußte, wie er's gemeint, antwortete ich: „Nein, das mag ich nicht. Ich hab' mein Lampelgeld."

Endlich bin ich zum Semmering gekommen. Dort habe ich an die Eisenbahnfahrt gedacht, die ich ein paar Jahre früher mit meinem Pathen so kecklich unternommen. Ich hatte Heimweh nach dem Pathen, wäre der bei mir, es würde sicherlich wieder gefahren — so arg wir auch dazumal aufgesessen waren.

Ich schritt die Höhe hinan und freute mich der Lärchenbäume, die an beiden Seiten des Weges standen und mir so heimlich waren, weil solche auch

in unserem Walde wuchsen. Oben, wo der große Kaiser-Denkstein steht, setzte ich mich ein wenig in's Grüne und trocknete mein Angesicht. — Ob sie auch dem Kaiser Josef, wenn er einmal gestorben sein wird, so ein Denkmal setzen? Da müßt' wohl auch der Pflug hinaufkommen!

Hier ist die Grenze. Wie liegt das Oesterreicherland so tief unten! Und dort weit draußen hinter den Felsen die graue Ebene mit den kleinen weißen Punkten. Dort steht sicherlich die Wienerstadt.

Als ich jenseits hinabschritt, war die Straße recht einsam und ich hörte nichts, als manchmal einen fernen Pfiff herüber von den wilden Wänden, in denen der Eisenbahndrache seine Höhlen und Löcher gebohrt hat. In solcher Fremdheit hub ich mich schier an zu fürchten.

Bevor man noch in das Thal von Schottwien hinabkommt, steht rechts, abseits von der Straße, eine Kirche mit zwei Thürmen — Maria-Schutz. Ich ging hin, um die von meinen Eltern ausbedungene Andacht zu verrichten. Ich habe seither für mich selber kaum einmal so kindlich gebetet, als damals für die Säue daheim, welche uns eine böse Krankheit dahinzuraffen drohte, eine Krankheit, die etliche Tage früher bei einem der Nachbarn das ganze hoffnungsvolle Schweinevölklein unter die Erde gebracht hatte. Ich bedauerte einen solchen Verlust allerdings auch darum, weil er uns für's nächste

Jahr den Weihnachts- und Osterbraten nahm, zumeist aber darum, weil ich das Leid meiner Mutter erwog, deren einziges Glück es war, uns zuweilen einen guten Bissen auf den Tisch zu bringen. Als ich der Mutter gedachte, hub ich an zu schluchzen, schämte mich aber dann vor der lieben Frau auf dem Altare, weil dieselbe leicht vermuthen konnte, ich weine um die Säue.

Dann saß ich unter der Linde und das Herz war mir so weich geworden, daß ich sann, wie es wohl wäre, wenn ich nun wieder umkehrte?

Aber das Wien! Das Kaiserhaus und der großmächtige Herr, der es mit uns Bauersleuten so gut meint!

Ich wanderte weiter. Wanderte durch Schottwien, und zwar eiligen Schrittes, bevor von den drohenden Hängen ein Felsblock niederginge; wanderte an Gloggnitz und anderen Orten vorüber, sah merkwürdige Häuser und Schlösser mit kirchthurmhohen Rauchfängen. Jetzt zog auch wieder die Eisenbahn neben der Straße hin und sie war so glatt und eben wie früher, und man sah es ihr nicht an, daß sie aus unterirdischen Wildnissen kam.

Hinter Gloggnitz fiel es mir ein, das Lampelgeld wäre auch nicht unvergänglich und der reisende Mensch müsse Alles probiren auf der Welt. In einem Bauernhause hielt ich um ein Mittagsessen an und bekam Sauerkraut. Es schmeckte, ich sagte schön

Vergeltsgott, und dachte bei mir: Jetzt wenn ich nur noch einen Speckknödel hätte! Bei dem nächsten Hause hielt ich wieder um ein Mittagsessen an und bekam ebenfalls Sauerkraut. Es schmeckte etwas minder, aber ich sagte Vergeltsgott und ging. Als ich hierauf in schöner Beharrlichkeit beim Nachbar das drittemal um ein Essen bat, fluchte mich der Hausherr zur Thüre hinaus; ein „Bettelgesindel“ bekam ich nachgeworfen — an dem hatte ich lange zu würgen, es sättigte mich und ich habe das Fechten nicht wieder versucht.

Oft und oft gingen Landjäger mit glänzenden Spitzhauben an mir vorbei. Weiß noch heute nicht, wie es zuging, daß mich keiner angehalten hatte; ich hätte in meiner Lodenrocktasche nur ein Papier gehabt, und zwar die „Sieben Himmelsriegel, sieben kräftige Gebeter, die den, der sie an der Brust trägt, zu Wasser und zu Land von allen Gefahren behüten“. Weiß nicht ob sie befriedigt hätten, aber, so meinte nachher, als ich die Sache zu Hause erzählte, die Muhm' Kathel: „Hättest nur die Himmelsriegel nicht bei Dir gehabt, wurd'st schon gesehen haben, wie Dich die Standarn angehalten und zusammengepackt hätten!“

Die Straße war heiß, die Felder ringsum waren grau vor Staub. Die Kuhlederschuhe wetzten die Fersen wund — aber das wird Alles gut sein, sehe ich nur erst den Stefansthurm.

Als ich zu den Häusern und Gärten kam, auf deren Ortstafel das Wort „Neunkirchen“ stand, waren die Berge weit zurückgetreten und mit ihnen auch die Sonne. Die Pappeln, die an der Straße standen, warfen lange Schatten. — Herberg nehmen? Nein — ein rechter Waldbauernbub' kommt vor Mitternacht leicht noch nach Wien.

Auf der schnurgeraden Straße, die über das Steinfeld führt, ging ich hin. Links die Bergkette mit den röthlich grauen Wänden, die sich immer weiter zurückzogen; rechts die Ebene, auf die das Firmament niedergesunken war. Die Straße war still und verlassen, nur an der Bahn, die zur linken Hand mit ihren zwei Strängen hinzog, brauste bisweilen ein Eisenbahnzug vorbei. Ach, was müssen die Leute für Geld haben, die so lustig eisenbahnfahren können! Da rutscht just Einer gegen Wien hinaus. Wenn der Zugfuhrmann wüßte, wie mich der Schuh wetzt, er nähme mich mit; eines solchen Bübels wegen dürft's doch nicht um so viel schwerer gehen.

Dann kam der Föhrenwald. Die Sonne war trüb hinter den blauen Bergen niedergegangen; es hub an zu dunkeln und ich sah es ordentlich, wie hinter der weiten Ebene die blaue Nacht heraufkam. Leibhaftig! Daheim im Gebirge war der Tag da, oder es war die Nacht da — aber so von weitem herankommen hatte ich die Finsterniß niemals gesehen!

Jetzt wird doch bald wo ein Dorf stehen oder ein Haus auf dem handebenen Boden. Nicht? Föhrenwald und Föhrenwald. Dort wird er aus, dort heben die Felder an. Ja, aber nur schmale Streifen, Heidestreifen, dann wieder Föhrenwald. Die Bäume waren klein, aber langästig, zwischen den röthlichen Stämmen sah man tief in die Dunkelheit hinein. Mein Schuhwerk war schneeweiß vor Staub, aber ich vergaß, daß es mich gedrückt hatte, ich vergaß, daß ich müde gewesen war — ich ging und ging.

Die Sterne waren aufgegangen; es waren Bekannte von daheim darunter, es war die Romstraße da. — Wenn ich in Wien gewesen bin, dann gehe ich auch einmal nach Rom und richte beim heiligen Vater einen schönen Gruß aus vom Kaiser Josef. — Wenn der grünfunkelnde Stern dort noch um eine Klafter höher steigt, so ist die Geisterstunde da. Die Geisterstunde mitten in einem großen, fremden Wald ... Daheim werden sie jetzt von mir reden. — Mein, wo wird der Peterl schlafen? wird die Mutter sagen. — Oh, wird der Vater antworten, der hockt schon lang wo in einem warmen Nest. Denn, wenn er schon z' Wien ist, laßt der Kaiser ein Bettstadel aufschlagen im Dachboden ...

Dieses Wien ist doch weit weg. Wenn nur noch ein Wirth auf ist, bis ich hinkomm'!

Hie und da sah ich ein Licht flimmern, bald blau, bald weiß und bald roth, aber es war kein

Gespenst und es war kein Wirthshaus, es war von der Eisenbahn. — Was den Stock betrifft, so hielt ich's für gerathen, ihn nicht zu fest auf die Straße zu stoßen. Möglichst still hinschleichen, daß man keinen Räuber aufweckt!

So ging es denn fort durch die Nacht und durch den Wald und immer durch Nacht und Wald und Heide. Es war mir angst und bang.

Endlich tauchten vor mir in der Ferne kleine Lichtlein auf. Es wurden deren immer mehr und zuletzt lag ein langer Streifen von Lichtern, und über demselben ragte dort und da eine dunkle Masse empor. Nun war ich plötzlich frisch — jetzt stand ich vor Wien. Vor Wien, wie einst der Türke; aber ich ziehe ein und belagere es mitten in der Stadt. — Sie sind sicherlich noch Alle auf und sitzen in ihren Häusern beisammen um den Tisch oder sie spinnen und erzählen sich Geschichten.

Ich brauchte noch eine Weile, bis ich hinkam, aber endlich schritt ich über lauter steinerne Platten, und um mich ragten die dunklen, hohen Häuser. Auf freier Straße brannten Laternenlichter aus eisernen Kerzen hervor und sie waren so groß und breit wie ein großer Schwalbenschwanzfalter, wenn er die Flügel ausstreckt. — Hinter gläsernen Wänden, die noch viel schöner beleuchtet waren als daheim zu Weihnachten das Krippel in der Kirche, lagen Backwerk, Würste, Tücher und allerlei Dinge. Und

da gingen Leute herum, links und rechts, auf und ab, und so oft ich an Einem vorbeikam, hob ich die Krempe meines Hutes ein wenig und sagte: „Guten Abend.“ Aber es hörte mich Keiner; das war ein Geräusch überall, noch spät in der Nacht.

Jetzt stand ich vor einem Hause, das hatte auf seiner Wand mit großen Buchstaben aufgeschrieben: „Zum goldenen Hirschen.“ In das ging ich hinein und bat um Herberge. Der Wirth sah mich an, und als ob ich ihm zu groß gewesen wäre, sagte er: „Kein Platz.“

Ich stand wie niedergedonnert da und ich verwett' was d'rauf, daß ich zu klagen anhub, wenigstens weiß ich, daß die Wirthin daherkam und mich dem Hausknecht überlieferte, mit dem Bedeuten, daß er mir in irgend einem Winkel des Hauses eine Liegerstatt anweisen möge. Der Hausknecht übergab mich einer Magd. Wenn ich dem Wirth etwa zu groß gewesen, so war ich der vielleicht zu klein — sie wollte die Aufsicht über den Jungen nicht übernehmen und führte mich zum Stallknecht.

Der Stallknecht fettete seine Peitsche ein und sagte zu mir: „Ich merk', Dich schummeln sie im ganzen Haus herum.“ Da brach ich in helles Weinen aus.

„Du Lapp!“ rief er, „hier zwischen den Rössern legst Dich nachher auf's Stroh — giebst halt Ob=

acht, daß Du im Schlaf dem Braunen nicht unter den Bauch kugelst, sonst bist des Mauses. — Seh, magst ein Stückel Speck?" Er aß Speck und Brot und ich war sein Gast. Dann schlief ich zwischen den stampfenden und schnaubenden Rössern. Und am anderen Morgen, als anstatt der Stalllaterne durch ein trübes Fenster der Tagesschein fiel, sah ich, wie zwischen mir und dem Braunen ein Scheidebrett aufgerichtet worden war, das mich vor Gefahr beschützt hatte.

Ich kleidete mich an und fragte meinen Herbergvater, was ich schuldig wäre für's Dableiben.

„Geh' nur, geh," antwortete der Stallknecht, „wirst so viel Geld nicht im Sack haben."

Aber ich legte ein Vierkreuzerstück auf die Wandleiste, wo er seine Kleiderbürste, den Tabaksbeutel und das Rasirzeug hatte.

Hierauf fragte ich ihn, was er mir rathen könne, das ich in Wien zuerst anfangen solle.

„Willst nach Wien?" sagte er.

Da mag ich ihn angeglotzt haben.

„Ja, wo bin ich denn?" stammelte ich, „bin ich nicht in Wien?"

Es ist schrecklich, wenn so ein Stallknecht auflacht aus seiner ganzen Brust. Mir ging's durch Mark und Bein, als er lachte und mir sagte, daß ich nicht in Wien, sondern in Wiener-Neustadt wäre und daß ich noch eine starke Tagereise bis zur Kaiserstadt hätte.

Umkehren? Nein. Ich machte mich in Gottesnamen wieder auf die Wanderung. Als ich in's Freie trat, war das Straßenpflaster so glänzend, daß die Leute, die mit Regenschirmen hin und her eilten, sich fast darin spiegelten. In den Dachröhren rauschte es und von dem grauen Himmel rieselte es nieder. — Macht Alles nichts; regnet es, so ist's kühl.

Noch ein Blick auf die zwei Thürme, die hoch oben durch eine Brücke verbunden sind, des Weiteren hatte diese Stadt, die nicht Wien war, für mich keinen Werth.

Hinaus ging's auf schlammiger Straße in den düsteren Tag.

Ich kam zu einem Laubwald, in welchem ein zerstreutes Dorf lag — Theresienfeld. — Kommt der Name von Maria Theresia, der Mutter des Kaisers? — Wie immer, ich nahm hier mein Frühstück, eine Schale Rindssuppe. Die gab neuen Muth. Dann ging's wieder fort und fort.

Was doch des Vaters Hut werth ist — und schon gar in der Fremde! Wie auch der Regen rieselte, der kleine Knirps unter den breiten Krempen blieb trocken weit hinab, und hätten die Füßlein nicht immer nach vor- und rückwärts schlagen müssen, sie wären auch noch geborgen gewesen. Aber schwer wurde dieser Hut und noch tiefer sank er über die Augen herab.

Ein Kälberwagen knarrte daher; den Fuhrmann bat ich um Unterstand, da hob er mich unter das Gedache zu den armen, gebundenen Thieren hinauf. — Kälber, kommt ihr etwa auch aus Steiermark? und fahrt nach Wien? Ihr wäret besser daheim geblieben auf den grünen Weiden, für euch ist die Kaiserstadt kein guter Platz. Der Gedanke wurde mir so unheimlich, daß ich wieder auf die Straße sprang und in Regen und Schlamm weiter watete.

Wie waren in dieser Gegend die Wolken träge und schwer, sie lagen ganz auf dem Erdboden! Ich zählte die Straßen- und Meilensteine, las die Tafeln und Wegweiser und immer öfter und öfter zeigte sich der Name „Wien". Darum wurde ich an diesem Tage weder hungrig noch durstig noch müde. An Dörfern, Märkten und Städten muß ich vorbeigezogen sein, ohne sie vor Regen und Nebel gesehen zu haben. Endlich zur Nachmittagszeit erhob sich ein Luftzug, der zerstreute die regnenden Nebel; sie schoben sich in dichten Ballen an den fernen Bergen zusammen, sie lagen in langen Streifen auf der weiten Ebene und der Himmel wurde blau.

Aber die Gegend war öde. Dort in der Weite gab es noch manchen Thurm, manchen Schlot, manches Schloß, manche Ruine. Aber in der Nähe nichts, als gelblich-rothe Erde und Ziegelbrennereien. Kaum ein Baum, ein Strauch; nur die traurige Heide. Ich hätte nicht geglaubt, daß das ebene Land,

welches mir stets als das Ideal einer schönen, frucht-
baren Gegend vorgeschwebt hatte, so ödweilig sein
könne. Und die große Stadt, sollte sie denn nicht zu
finden sein? Hier war ja fast die Spur verloren. —
Nur rüstig weiter. Die sehr breite und mit vielen
schweren Fuhrwerken belebte Straße ging etwas
bergwärts, einer sanften Höhung zu, auf der eine
Säule stand. Als ich näher kam, wuchs die Säule
und zeigte allerlei Zacken und Statuen. Und hinter
derselben aus der Thalung huben seltsame Dinge
an aufzutauchen. Zuerst ein Thurm, dann ein zweiter,
dann Dächer, dunkle Gründe, dann eine Kuppel um
die andere, dann Thürme und Thürme, Zacken und
Spitzen soweit das Auge reichte, ein dunkelgraues
Meer, inmitten aufragend hoch eine schwarze, schlanke
Nadel.

Nun — das war's. Das war Wien — mußte es
sein! — — War zwar ganz anders zu sehen, als
ich mir gedacht hatte. — Weiße Häuser, frische
Gärten vor denselben, schöne Schlösser mit goldenen
und silbernen Zinnen, Kirchthürme, einer nach dem
anderen mit zinnoberrothen Zwiebelköpfen — das
war mein Wien gewesen. Hier aber die verworrene,
unabsehbare Masse von schwarzen Flächen, Giebeln,
Würfeln, Schiefecken, tausendfältig ineinander ver-
klemmt, verschoben und dazwischen finsterragende
Massen, dort und da ein Knopf, eine Scheibe
funkelnd. Und über all dem ein mattblauer Rauch-

schleier, der Alles noch mehr verwischte und verwirrte. So habe ich's gefunden.

Ich hatte mich auf eine der steinernen Stufen gesetzt, welche die Säule umgaben und hatte hinausgeschaut. Ein seltsames, dumpfes Geräusch war in der Luft und da unten sott und kochte es, summte und brauste es, daß es gar nicht zu sagen war.

Jetzt trat die Abendsonne hervor und da hub es auf dem weiten, dunklen, vielgestaltigen Grunde herrlich an zu glitzern, zu funkeln. Und das war die Kaiserstadt. Da stand der Türke, da ist die wilde Revolution gewesen und die Pest, und da hat der liebe Augustin gesungen. Ich hatte wohl davon gelesen! Das ist die Stadt des guten Kaiser Josef. — Welches nur das Kaiserhaus sein mochte und wie ich es morgen würde finden können aus all den anderen heraus? Und dann — was ich sagen würde, wenn ich vor ihm stünde? . . .

Arges Peitschenknallen der blaukitteligen Fuhrleute schreckte mich aus meinem Sinnen. Ich stand auf, ordnete meinen Anzug in den nöthigsten Stücken, bog den im Trockenen steif gewordenen Filzhut hübsch zurecht, reinigte im Gras die Schuhe und stieg dann hinab gegen das wilde Meer der Weltstadt.

Wie es jetzt kam, ist freilich nicht zu beschreiben, denn, die es lesen, werden kaum jemals in der Lage

gewesen sein, den Eindruck und die Stimmung kennen zu lernen, welche in dem Waldbauernbüblein wirkten, als es einzog in die Wienerstadt. Der Knabe hatte wohl Märchen gehört von Glanz, Zauber und Wunder — aber das war ein Stillleben gewesen in seiner kleinen Seele. Hier die Pracht, die Wunder, die fieberhafte Bewegung und der Lärm. — Diese Paläste, von denen man in der Nacht nur die strahlenden Spiegelwände herunten sah, nicht aber das obere Ende und wie hoch sie in den nächtigen Himmel hinaufragten. Und der Schwarm von Menschen zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde, dieses Rasseln, Schrillen, Klirren und Klingen, dieses Hasten, Rennen, Johlen, Schreien durcheinander. —

So gelangte ich durch eine breite Straße (wahrscheinlich die Wiedener Hauptstraße) hinein. Die Gassen wurden gar immer enger und immer lebendiger — endlich aber war's mit einemmale weit. Ein Platz mit Bäumen, ein Wald mit vielen tausend Lichtern — es war, als ob diese Wiener Bäume lauter Flammenblüthen hätten. Ich glitt mit der Menge dahin. Es ging über eine hohe Brücke, es ging durch ein dunkles Thor, wo des Hallens und Schallens kein Ende war. Und als nun vollends die Nacht eingetreten war und nur die hundert Lichter über den gläsernen Wänden blendeten, wußte ich nicht mehr, ob ich im Freien war, oder in den langen Gängen eines Palastes. Die Kärntnerstraße

war's. Und das Gedränge fand ich hier derart, daß ich mich in einen Wandwinkel drückte und dort ein wenig abzuwarten beschloß, bis der ärgste Haufen vorüber sei. — Waldbauernbub', das geht nicht vorüber, oder Du hättest bis in die späte Nacht warten müssen. So hast auch Du Dich bald wieder voran gemacht, und als Du sahest, daß Deine höflichen Grüße von Niemandem erwidert wurden, daß die Leute — sonst alle so vornehm gekleidet und weiß im Gesichte — wie toll aneinander vorüberschossen, sich sogar anrannten, drängten und schoben und stießen, da hast Du gedacht, Du könntest es auch so machen — und damit bist Du weitergekommen. Freilich wärest Du, trotz Deiner schwer beschlagenen Schuhe, auf den glatten Steinen ein paarmal schier ausgeglitscht und hättest der nächsten Glaswand was angethan. Freilich warst Du plötzlich d'rin unter Roß und Wagen und hast Dir schon gedacht, mitten in der Wienerstadt bist hin, aber die Stadt-Rösser sind gescheit, die treten kein Bauernbübel nieder; wärest Du nur erst zwischen den Stadt-Leuten glücklich durch.

Endlich gingen die Häuser etwas auseinander, um einem noch größeren — schon dem größten Gedränge Platz zu machen. Und da standen ganze Reihen von Fuhrwerken, die warteten gewiß, bis Einer aufsaß. Und die Wagen glänzten, wie am Frohnleichnamstag die gewichsten Stiefel des Schul-

meisters in Krieglach; und jeder Wagen hatte voran zwei Laternlichter, als ob die Rösser ihre Augen hinten hätten.

Ueber all dem tausendfältigen Gewühle ragte eine ungeheure, finstere Masse auf. Das war kein Haus, dazu war es zu riesig und schwarz, kein Berg, dazu war es zu stramm — es ging unabsehbar und einsam hinauf in die Nacht.

„Jetzt muß ich schon fragen, was ist denn das?“ redete ich Einen an.

Zweimal fragte ich, bis er mir Antwort gab.

Weit that ich die Augen auf und wahrscheinlich auch den Mund. Diese schwarze Wucht war der Stefansdom — die Stefanskirche! Es war unerhört. Ich suchte den Eingang und fand ihn. Da drinnen war es kühl und dunkel und fast still. Dort und da ging ein Menschlein herum zwischen den schwarzen Pfeilern; dort und da glimmte eine Ampel vor einem Bildniß. Ich hatte gar keinen Maßstab für die Schönheit und Größe dieses Baues, mir war er nur fremd und unheimlich. Trotzdem fühlte ich, daß es eine Kirche war und als solche ein heiliger Ort. Müde und erschöpft setzte ich mich in eine Bank und ruhte und träumte. Ich dachte an das ferne, liebe Daheim zwischen den Wäldern, und wie ich nun versetzt war mitten in das ungeheure Wirbeln und Wogen der großen Stadt — ganz allein, ganz fremd. Eine eigene Stimmung war's. — Wäre nur erst die

Nacht vorbei und ich könnte mich umsehen und doch zum Kaiser kommen! — Einstweilen bat ich meinen Schutzengel um seinen Beistand, und dann ging ich wieder hinaus in das Gewühle und in das Schimmern der Lichter.

Ich ging durch Gassen und Gassen, durch breite, belebte, durch entlegene, finstere; ging durch Thore und über Brücken, gleichviel wohin. Wollte vor Allem wissen, wo denn diese Stadt ihr Ende habe. Ueberall Häuser und Lichter und Menschen. Menschen, fremd in Kleidung, Sprache und Geberde. Alle sind so gescheit und viel erfahren — und von Krieglach-Alpel weiß gewiß kein Einziger was.

Da kam ich an einem Bau vorbei, aus demselben strahlten Lichter, hallten Gesänge. Das war Gottesdienst in einer Kirche. Ich zog den Hut ab und trat durch das Thor hinein. Ja freilich war das feierlich und viele brennende Luster hingen nieder — viel schöner, wie daheim in der Christnacht, aber der Priester am Altare — ich erschrak fürchterlich, erschrak vor mir selber, daß ich denn ein Narr geworden. — Der Priester hatte einen hohen schwarzen Hut auf, und Alle, die da waren, beteten und sangen, hatten ihre hohen, schwarzen Hüte auf dem Haupte. Du wunderliche Sach'! — Als der Schreck vorüber war, kam mir das Lachen; eine Weile vermochte ich es zurückzuhalten, allein als der Priester so ernsthaft seine Hände ausbreitete und ein

so spaßhaftes Geschrei anhub und als die Anderen dieses Geschrei nachmachten, brach mein Gelächter aus. Da nahm mich ein schwarzbärtiger Mann am Arm, führte mich hinaus und sagte: In der Synagoge müsse man sich anständig betragen.

Als es dann herauskam, daß ich in einem Judentempel gewesen war, erschrak ich noch einmal und machte meinem Schutzengel Vorwürfe, daß er nicht besser auf mich Acht gegeben hatte.

Aus einem anderen Bau hörte ich lustige Musik und Gesang. Das war ein Schauspielhaus, ich merkte es bald. Mit dem Manne, der das Geld nahm, verhandelte ich um den Preis. Wie beliebig, ich konnte fünf Gulden zahlen, oder auch nur dreißig Kreuzer. Die Wahl fiel mir nicht schwer, doch erkundigte ich mich, wie lange ich um dreißig Kreuzer drinnen bleiben dürfe. Als ich erfuhr, daß ich bis zu Ende bleiben und Alles sehen und hören könne, ging ich, den Hut schon in den Händen tragend, wohlgemuth die vielen Treppen, die man mir wies, hinauf und plötzlich sah ich vor mich in einen Abgrund hinab, in dem nachgerade Alles von Gold und Silber war. Aus den Wänden wuchsen goldene Aeste heraus, darauf brannten Lichter und aus den hundert Wandfenstern sahen schön geputzte Leute hervor, lächelnd und lebendig. Die Männer waren kohlschwarz bis auf die weißen Gesichter. An diese Gesichter setzten sie Dinge, in der Art, wie ich mir

Doppelpistolen dachte, und zielten damit nach allen Richtungen herum. Die Weiber hatten an den Händen breite Flügel, mit denen sie in einemfort flatterten, wie unsere Hühner daheim, wenn sie Eier legen wollten. Von der merkwürdig prächtigen Decke hingen goldene Kronen mit leuchtenden Kugeln nieder, die machten hell, wie der Tag. Und unten statt des Fußbodens waren lauter Menschenköpfe und viele weiße Scheiblein darunter, die bei näherer Betrachtung auch Menschenhäupter waren, nur keine Haare aufhatten.

Jetzt hub plötzlich wieder die Musik an und so laut, daß ich schier erschrak. Darauf begann die einzige Wand, in der keine Leute hockten, sich zu bewegen und ging in die Höhe. — Jetzt waren euch auf einmal die Berge da. Weiße Jungfrauen kamen daher, sie waren fromm und schön, wie daheim die Mägdlein am Kranzeltag; sie haben ein Lied gesungen und ich meine schier, es sei ein heiliges gewesen. Aber die Bravheit hat nicht lange gedauert — jählings sind die langen Kleider weg und zu hüpfen und zu springen heben die Dirndeln an, gar wie besessen. Meiner Tag hatte ich noch nicht gesehen, wie so nackte Füßlein ausschauen. Und sündhaft lang waren sie, und ich fand's schier zum Verwundern, daß mich mein Schutzengel in's Haus gelassen hatte. Verhext war die ganze Sach', denn plötzlich waren die Tänzerinnen blutroth über und über, und gleich

darauf schien eine so helle Sonne auf sie, daß alle anderen Lichter matt waren, und wie ich just zu jubeln anheben will über diese Wunderbarlichkeiten, da rauscht die Wand nieder und die Leute erheben sich. — Ich bin noch eine Weile stehen geblieben, in der Meinung, es würde noch was zu sehen geben, aber die Leute drängten bei allen Löchern hinaus und die Kronen verloschen.

Bald darauf stand ich auf der Gasse und überlegte, was nun zu machen. Hungrig war ich, müde war ich. Die Uhr des nächsten Thurmes schlug zehnmal. — Für heute laß es genug sein; wo wirst Du schlafen die Nacht? — Es fügt sich doch wieder gut, dort an der Ecke steht ein großes Wirthshaus. Durch die Fenster sah man's, wie die Leute an weißgedeckten Tischen aßen und tranken, Zeitungen lasen und Tabak rauchten.

Das Vorhaus allein schon war viel lichter und schöner als in Krieglach beim Kirchenbäcken das Extrazimmer. Ein schwarzgekleideter, sehr fein herausgeputzter Herr kam, der hatte sein weißes Sacktuch über der Achsel hängen. — Was ich wolle?

„Dableiben möcht' ich halt."

„Ein Zimmer?"

„Ist mir schon recht, wenn Ihr eines entrathen könnt."

Er führte mich über zwei breite Treppen und in ein Zimmer, in dem es eine Herrlichkeit war. Lauter

gepolsterte Sessel und auch eine solche Bank. Und ein Spiegel, der war größer wie ich selber, ich hatte ihn zuerst für eine Thür gehalten, durch welche ein Bauernbub' auf mich zukam.

Der Herr zündete zwei schneeweiße Kerzen an, da fiel mir glücklicherweise die Frage ein, wie viel ich denn für all das zahlen müsse.

„Per Tag einen Gulden achtundvierzig."

„Na," versetzte ich, „nur für die Nacht allein hätt' ich's mögen, aber es ist mir auch um die Halbscheid' noch zu theuer. Dreißig Kreuzer will ich hergeben."

Da wurde der Herr roth im Gesichte — ich hatte in Wien noch Keinen mit so guter Farbe gesehen — und schob mich zur Thür hinaus. Jetzt stand ich auf der dunklen Gasse; sie war still und öde; ein Wald auf den Bergen thut sich nicht so ödweilig, und wenn auch kein einziger Mensch darin ist.

Bisweilen ein vornehmer Wagen rollte vorbei.

Eine Frau, die aber einen Flor über dem Gesichte hängen hatte, kam auf mich zu; als sie den Flor hob, sah ich, daß sie sehr jung und schön war; als sie redete, merkte ich, daß sie auch gut war. Ich hatte sie gebeten, mir eine Liegerstatt zu verschaffen.

„Gern," flüsterte sie.

Als wir eine Strecke mitsammen gegangen waren, fragte sie, ob ich Geld habe.

„Ja," antwortete ich, „ich hab' ein Lampel gehabt und das hab' ich verkauft, und davon hab' ich noch mehr als wie die Halbscheid'."

„Das ist nicht viel," sagte sie, „das mußt Du fleißig aufsparen; wenn Du Dir erst einen großen Widder erwirthschaftet hast, das giebt schon mehr aus."

Und sie rauschte davon.

Jetzt stand ich wieder verlassen. Ein Mann trillerte und taumelte vorüber; den wollte ich ansprechen, aber als ich sah, daß er selbst eines Beistandes bedurfte, und wie er sich hinter einen Brückenpfeiler auf den Erdboden legte und darauf liegen blieb, ließ ich mir das einen Fingerzeig sein und dachte, so machst es auch und da legst Dich gleich nieder.

Ein altes Frauchen, das schon früher an mir vorübergehumpelt war, kam wieder des Weges und fragte, was ich denn hier mache? Hub ich zu weinen an: „Keine Nachtherberg kann ich finden."

Auf der Stelle nahm sie mich mit.

Sie führte mich in eine Gegend, wo die schönen Pflastersteine aufhörten und wo viel kleinere Häuser standen, als die anderen waren. Sie führte mich in einen Hof und über eine finstere Stiege hinauf. Bald waren wir in einer Stube; die alte Frau zündete eine Lampe an — das war freilich nicht so hell, als im Schauspielhaus. In der Stube

war ein eiserner Ofen, auf dem stand ein Topf. Die Frau nahm ihn und goß Suppe auf zwei Teller und legte von den Semmeln, die sie geholt hatte, eine vor mich hin, auch einen Löffel dazu; nun sollte ich essen.

Bei den Bauern ist der Brauch, daß wenn sie zu Gaste sind, sie von Allem, was sie essen, den Rest in der Schüssel lassen. Da war ich nun in Verlegenheit, denn der Teller war gar flach, und wollte ich etwas übrig lassen, so blieb nichts für meinen Löffel. Der Hunger half mir endlich über alle Bedenken hinaus.

Als wir gegessen hatten, fragte mich meine Gastfrau nach Stand und Heimat. Ich erzählte ihr Alles, von meiner Mutter weg bis zu ihr.

Da sagte sie folgende Worte: „Bei meiner Seele, Du bist mir ein recht leichtsinniger Bursch'. Von Deinen Eltern so fortlaufen! Was willst denn in Wien, wenn Du kein Geld hast und keinen Bekannten? Zugrunde kannst gehen, das kannst davon haben. Eine solche Stadt ist nicht wie ein steierisches Dorf; da giebt's schlechte Leut', und wenn Du liegen bleibst auf der Straßen, kein Mensch kehrt sich darnach; und wenn Du verhungerst, so schleppen sie Dich in die Todtenkammer und schneiden Dir den Leib auf, zu sehen, woran Du gestorben bist. Und kein Mensch weiß, wo Du hingehörst und Dein Vater und Mutter daheim können sich die Lungen herausschnaufen und suchen und fragen nach Dir, und das

Herz herausweinen. — Kind, daß Du ihnen den Kummer hast angethan! — Den Kaiser aufsuchen, das sind Albernheiten. Jetzt legst Dich da auf's Sopha und schlafst Dich aus. Und morgen früh gehst mir schnurgerade heimwärts. — So, und nun mach', daß Du zur Ruh' kommst!"

Ich schluchzte noch lange in mein Kopfkissen hinein, doch endlich kam der ruhsame Schlaf.

Am nächsten Morgen aber, als ich wieder frisch und munter durch die reichen, rauschenden Gassen und über die Brücken und hohen Mauergänge zog und die helle Sonne hineinschien auf die Thürme und Paläste und der Stefansthurm frei in die Himmelsbläue aufragte — da war vergessen, was die alte Frau gesagt hatte. — Ich bleibe in Wien und gehe zu meinem Kaiser.

Rasch wandelte ich an Allem vorüber und fragte nach dem Kaiserhaus. Nach manchem Himundhersuchen stand ich auf dem Burgplatz neben dem steinernen Reiter, der damals noch allein stand, und sah vor mir das gelblichgraue Gebäude mit den unzähligen Fenstern. Da drinnen wohnt er? Wenn er nur daheim ist und etwa nicht wieder in allen Ländern herumzieht wie ein Handwerksbursche. Und wenn er daheim ist, was reden? Frisch fragen, wie es ihm geht, was die Frau macht, und daß er doch so gut sein und keinen Krieg anheben sollt',

und der Schmiedhofer Hansjörgel wär' jetzt auch bei den Soldaten, und wenn sie den niederschießen, so hätten sie im ganzen Alpel Keinen, der das Metzgern verstünd'! — Für Uebel halten kunnt er's nicht.

Ich ging durch das dreifache Thor. Da war ein großer Platz mitten im Kaiserhaus, und da standen erschrecklich viele Soldaten mit aufgepflanzten Gewehren. Dort, wo ich durchgehen zu müssen glaubte, standen zwei baumstarke Männer mit weißen Riemen über der Brust und ungeheuren schwarzen Pelzhauben auf den Köpfen. Zwei bärtige Kerle mit finsterem Gesicht, mit Säbel und Gewehr, just zum Dreinfahren. Ich wollte schier nicht zwischen ihnen durch, doch als ich sah, daß auch Andere unbehelligt aus und ein gingen, wagte ich's, und die beiden Thorsteher blieben starr wie Holz.

Ich ging über breite Steintreppen empor, ging schneeweiße Gänge entlang, so daß meine Schritte in den Mauern wiederhallten. Da waren hohe, braune und vergoldete Flügelthüren der Reihe nach. — Ja, wenn man nur wüßte, welches des Kaisers Zimmer!

„Was machst Du da, Junge?“ fragte ein heranschreitender Herr mit Glasaugen und einer Stirne, die fast bis zu dem Scheitel hinaufging.

„Da kommt Ihr mir just recht, wenn ich bitten darf, den Herrn Kaiser thät' ich gern ein wenig heimsuchen.“

„So. Ja mein Lieber, das wird wohl etwas schwer gehen.“

„Oh,“ sagte ich, „das geht leicht, mit dem Kaiser Josef darf Jeder reden, auch der Bauersmann — hab's wohl gelesen.“

„Der Kaiser Josef?“ fragte der Herr. Da habe ich ihm erzählt, wie ich von Steiermark hergekommen wäre, um den Kaiser Josef zu sehen.

Er sah mich lange an, war ernsthaft, lächelte und wurde wieder ernsthaft. Ich bin ganz zutraulich geworden und habe Vieles erzählt, was mir des guten Kaiser Josefs wegen auf dem Herzen lag.

Der Herr setzte sich auf eine Bank, nahm mich an der Hand und sagte:

„Bursche, Du bist ein sonderbarer Kauz. Da Du aber schon nach Wien gekommen bist, um Kaiser Josef den Zweiten zu sehen, so muß man Dich auch zu ihm führen. Warte, jetzt haben wir neun Uhr. Um zehn Uhr stellst Du Dich vor den Eingang der Kapuzinerkirche, verstehst? Ich werde mich dort einfinden, dann wollen wir zusammen gehen.“

„Da bin ich wohl recht froh,“ antwortete ich, „ein bissel scheuen thu' ich mich aber auch, wenn's Ernst wird.“

„Kaiser Josef thut Dir nichts zu Leide. — — Uebrigens, Junge, komm jetzt einmal mit mir.“

Er führte mich treppauf, treppab, führte mich über Fußböden, belegt mit blumigen Tüchern, durch

Gänge und Säle, schloß endlich eine Flügelthür auf, und jetzt waren wir in einem Tempel. Aber alle Wände waren voll von Büchern; auf den Tischen lagen offene Bücher, Bilder, alte Handschriften und sonst allerlei Papier.

„Das ist die Josefinische Bibliothek," sagte mein Begleiter. Ich blickte ihn an, war seinem Worte gegenüber hilflos.

An einer Ecke des Saales stand die Weltkugel mit allen Gewässern und Ländern der Erde, wie mein Führer mich unterwies.

„Wenn das die ganze Welt ist," sagte ich, „so wird wohl auch Krieglach-Alpel darauf sein."

„Freilich, aber das kann man mit freiem Auge nicht mehr sehen, da müssen wir etwas Anderes nehmen."

Und er schlug eine große Landkarte auf. — „Steiermark, Mürzzuschlag, Krieglach — Alpel siehst Du?"

Ich guckte und ich sah, und da war noch ein schwarzes Pünktchen, und bei dem stand's geschrieben. „Waldbauer"! Da jubelte ich auf. — Mein Heimathaus im Kaiserhaus! Und da ist der Wald, und da sind die Felder und da ist die Weide, wo ich die Schafe hüte! Alles ist da — o du merkwürdiges Papier!

„Gut," sagte der Herr, „es ist, wie Du mir erzählt hast, und nun spaziere noch ein bischen in

der Stadt herum und um zehn Uhr warte bei der Kapuzinerkirche. Du wirst sie leicht erfragen."

So verließ ich das Haus, kam glücklich wieder an den zwei ungeheuren Pelzmützen vorüber, kam in einen Garten hinaus, wo ich mich auf den Besuch beim Kaiser vorzubereiten suchte. Mir war unstet zu Muthe. Es ist doch ein hoher Herr und kann mit seinen Unterthanen machen, was er will. Aber ich rief alle Geschichten, die ich von ihm in den Volksbüchern gelesen hatte, in meine Erinnerung zurück — es ist ein edler, ein milder, ein gütiger Mann. Mit neuem Muthe suchte ich die Kapuzinerkirche auf.

Ich stand nicht lange dort, so kam jener Herr aus dem Kaiserhause heran und mit ihm ein geistlicher Bruder. Dieser schloß das Thor eines Gewölbes auf; dort zündete er ein Kerzenlicht an und führte uns hinab über eine finstere Treppe. — Wäre denn der Kaiser Josef heut' im Klosterkeller? Das thät' mich doch wundern.

Ich hielt mich stets nahe an meinen bekannten Herrn. Nun schritten wir langsam zwischen großen, steinernen und erzenen Blöcken und Kästen hin. Vor einem solchen — er sah aus wie eine riesige Todtentruhe — blieben wir stehen. Der Herr nahm mir still den Hut vom Kopf, dann legte er seine Hand auf das Erz und sagte: „Hier, mein Junge, in diesem Sarge ruht unser Kaiser Josef."

— — — — — — — — — — — — — — —

Gestorben schon vor mehreren sechzig Jahren.

So habe ich ihn gesucht, den großen Kaiser, den wir nimmer vergessen können, den das Volk so lieb hat noch heute. — So war ich in der Einfalt des Kindes, in der Beharrlichkeit einer heiligen Verehrung an's Ziel gelangt, war hinabgestiegen in sein Grab.

Kein Wort konnte ich aussprechen, mich schauerte tief. Ich habe kaum einen Blick mehr gethan auf den kaiserlichen Sarkophag, der von dem Flämmlein des geistlichen Bruders matt beleuchtet war, keinen Blick auf die anderen Särge — davon taumelte ich die Stiege hinauf und in einem Winkel der Kirche bin ich ausgebrochen in ein bitteres Schluchzen.

Der Herr aus der Burg legte mir die Hand auf die Achsel, aber er sagte kein einziges Wort. —

Später hat er mich gefragt, ob ich nicht wünsche, Seiner Majestät dem jetzigen Kaiser vorgestellt zu werden?

„Ist das ein Sohn vom Kaiser Josef?“ fragte ich.

„Das nicht, aber das hindert unseren erhabenen Landesfürsten nicht, ebenfalls ein edler Herrscher zu sein.“

„Und geht er auch unter den Leuten herum und fragt, was für Gesetze sie haben wollen?“

Mein Begleiter schwieg. Erst nach einer Weile antwortete er: „Unser Kaiser Franz Josef läßt seine Völker selbst die Gesetzgeber aussuchen und wählen, die sie haben wollen.“

Das wäre wohl auch recht brav, meinte ich, aber mich ihm vorstellen zu lassen, das thät ich mich nicht getrauen; mit dem neuen Kaiser wäre ich halt doch zu wenig bekannt.

„So lebe wohl, Du kleiner Steirer," sagte mein Begleiter, „und wenn Du groß bist, so komm wieder als braver Soldat, da wirst du dem Kaiser schon Freude machen." —

Nun war ich fertig.

Ich hatte die Absicht gehabt, auf den Stefansthurm zu steigen, um die Stadt anzuschauen, um zu erfahren, ob es denn wahr sei, daß man weit und breit kein Ende von ihr sehe; in den Prater hinabzugehen, um die große Donau und ihre Schiffe zu erblicken; in Schönbrunn den Thiergarten zu besuchen, um zu sehen, ob unter den Elephanten, Löwen und Drachen auch weiße Lämmer wären — aber all das ließ ich nunmehr fahren, meine Freude an Wien war gebrochen — Kaiser Josef ist gestorben.

Dienstwillige Leute hatten mir ihre Führerschaft angeboten; einer derselben, als er hörte, daß ich aus Steiermark sei, rief: „Das trifft sich, ich bin auch ein Steirer, bin aus Stuhlweißenburg."

„Das ist ja in Ungarn," bemerkte ich.

„Ei, aus Hartberg wollte ich sagen. Na das freut mich, kommen Sie doch mit auf ein Glas Wein."

Er führte mich in eine Vorstadt; führte mich in eine Schenke, die halb unterirdisch lag und mehr

von Nachtlichtern als von den hochgelegenen Fenstern beleuchtet wurde. Da ging's nicht gar viel vornehmer zu, als in den Wirthshäusern daheim und die Leute setzten sich gleich zu unserem Tisch und waren freundlich mit mir. Einer meinte, wir sollten uns doch die Zeit vertreiben und zog Spielkarten hervor. — Spielkarten habe ich nie leiden mögen, ich zahlte meinen Wein und ging langsam davon.

Ich trachtete wieder jenem Theile der Wienerstadt zu, in welchem der Stefansthurm steht. Da kam ich auf eine Sandheide, auf welcher Soldaten Kriegsübungen hielten. Ich sah ihnen eine Weile zu, dann setzte ich mich auf einen Stein und untersuchte einmal den Inhalt meiner Geldtasche. Ich erschrak sehr. Vom ganzen Lampel war kaum der Schweif noch da. — Traurig war ich und stützte den Kopf in die Hand und sagte zu mir: „Bub', wärst Du jetzt daheim. Das Lesen von der Wienerstadt ist lustiger als in ihr mit leerem Säckel herumzugehen." —

„He, Bursche, was machst Du da?" rief mich plötzlich ein vorübergehender Herr mit einem langen Barte an.

„Warten thu' ich," gab ich mißmuthig zur Antwort.

„Auf wen denn?"

„Auf einen Fünfguldenbeutel."

„Den kann ich Dir nicht geben,“ sagte er, „aber fünf Gulden magst haben, wenn Du mit mir kommst.“

Das ist ein Spitzbub', dachte ich mir, aber jetzt möchte ich nur sehen, wie weit er's treibt. Neben dem bin ich der Stärkere. Geld kann er mir keins nehmen, und mein Gewand ist ihm zu klein.

„Du trauest mir am Ende gar nicht,“ lachte der Bärtige, „wirst es aber sehen, es geschieht Dir nichts und nach einer halben Stunde hast Du Deine fünf Gulden. Denke einmal, was Du Dir da Alles kaufen kannst.“

Meine Herabgekommenheit machte mich unternehmungslustig. Ich stand auf und ging mit dem Manne.

Dieser führte mich hin über den Sand, dann durch einige Gassen, dann in einen Hof und über etliche Treppen hinauf und in ein Zimmer. An den Wänden hingen allerlei Bilder, die meistens ohne Rahmen waren.

„Nun setze Dich auf diesen Stuhl. So!“ sagte der Bärtige, „den Stock lehne in den Ellbogen hinein und setze den Hut so!“ Den Hut schob er mir in den Nacken zurück, die Haare strich er mir über die Stirn herab bis zu den Augen, als ob er absichtlich einen recht dummen Bauernbuben aus mir machen wollte. Ich strich die Locken nach rückwärts, schob den Hut nach vorwärts.

„Laß doch!“ rief der Mann scharf. Da getraute ich mir keine Bewegung mehr zu machen. — Was wird jetzt mit mir geschehen?

„So, mein Lieber,“ sagte er, „jetzt bleib mir ein bischen sitzen, und sieh Dir einmal dort die schöne Frau an!“ — Er hatte nämlich eine sehr schöne Frau an der Wand hängen.

„Gefällt sie Dir?“ fragte er, indem er mit dem Bleistift rasch auf einem Papier herumfuhr.

„Ja, die thät' mir wohl gefallen; ist das die heilige Maria Magdalena?“

„Vielleicht die griechische,“ lachte er.

Nicht gar lange nachher konnte ich aufstehen und nachsehen, was er auf das Papier gezeichnet hatte. Da saß ein Bauernjunge auf dem Stein, der hatte den großen Hut im Nacken und die Haare im Gesicht und machte Glotzaugen.

„So, mein Kleiner, nun danke ich Dir und hier hast Du Deine fünf Gulden.“

Wie kann denn das sein? Der ist so gut und zeichnet mich auf und läßt mich noch die schöne Frau anschauen und zahlt dafür obendrein das viele Geld!

Ich hielt meine Hände hinter den Rücken.

„Nu, beiß' an!“

„Ja, wenn ich das annehme, so ist es wohl eine Grobheit,“ entgegnete ich und habe meinen Augen immer noch nicht trauen wollen.

Auf der Gasse sah ich nach, ob die Fünfguldennote nicht etwa auch mit dem Bleistift gezeichnet sei, so wie das Waldbauernbübel. Aber es war ein echtes Geld mit Wasserdruck.

So reich, mein kleiner Bursche, bist du noch dein Lebtag nicht gewesen. Jetzt kannst es nobel geben, kannst auf der Eisenbahn bis nach Krieglach fahren. Flott geht's!

Als ob ich keine Füße hätte! So dumm bin ich nicht, daß ich meine zwei Füße nur dann strapazire, wenn ich mir damit nichts verdienen kann. Jetzt sollen sie mich nach Steiermark tragen, ich zahl' ihnen dafür fünf Gulden. Die fünf Gulden werden sie dem Waldbauernbuben schenken und der wird sich dafür Bücher kaufen.

Ich suchte eine Buchhandlung auf, kaufte mir die Geschichte von Kaiser Josef dem Zweiten und ein Buch über die Stadt Wien. Von den fünf Gulden sind dreiundzwanzig Kreuzer übrig geblieben.

Nun voran! Den Kaiser Josef unter dem rechten Arm, die Stadt Wien unter dem linken — so ging ich davon.

Bei der Spinnerin am Kreuz blickte ich noch einmal zurück auf das Häusermeer. Dann wanderte ich fort über die Ebene gegen Neustadt.

Aber — der Tag war heiß, die Bücher waren auf die Länge nicht leicht und die Schuhe begannen wieder die Ferse zu wetzen. Was der Magen an diesem Tage an Nahrung entbehrte, das gewann die Lunge an Staub, die Füße huben mir an zu zittern . . . .

An demselben Abende fand mich eine Bürgerin von Baden zum Sterben erschöpft auf der Bank vor ihrem Hause kauern.

Die Bürgerin führte mich in's Haus und atzte mich mit Speise und Trank. Dann, als sie meine Geschichte erfahren, als sie mir auch einen derben Verweis gegeben hatte, weil ich so sehr auf meine Gesundheit gesündigt, geleitete sie mich auf den Bahnhof und kaufte mir eine Fahrkarte von Baden bis Krieglach. Knabe, du hast nicht einmal zu danken vermocht.

Im Mondschein glitt der Zug über das weite Steinfeld, in finsterer Nacht durch die Zwänge des Semmerings, im Morgenroth durch das grüne Mürzthal.

Wie kühl und frisch, wie still und rein war die Luft, als ich die Waldstraße hinanwandelte gegen Alpel!

Als ich zu unserem Hause kam, eilte mir die Mutter entgegen und sagte, ich solle nicht zu sehr erschrecken, wenn mein Vater mit dem Stecken auf mich zukäme; es wäre nicht zu vermeiden, er sei arg

aufgebracht, daß ich anstatt zwei Tage vier Tage ausgeblieben.

„Ich habe nicht früher zurückkommen können," versicherte ich, „hab' in Maria-Schutz die Kirchfahrt verrichtet."

„Ja, und dieweilen sind daheim die Säue alle verreckt!"

„Bin in Wiener-Neustadt gewesen und in Wien, in der Stefanskirche und im Kaiserhaus, aber der Kaiser Josef ist schon gestorben."

„Geh," rief die Mutter, „ja was ist ihm denn widerfahren?"

„Das steht Alles in dem Buch; und in dem anderen ist die ganze Beschreibung von der Wienerstadt, da wird der Vater schon losen, wenn ich ihm vorlese."

„Du, trau' ihm nicht!"

„Nachher hat mich ein Herr abgezeichnet und nachher hat mir eine Frau das Fahrgeld gezahlt, weil ich bin krank geworden."

„Jesus Maria!" rief die Mutter, „was denn? was denn? daß Du mir doch nicht liegen bist geblieben auf der Straßen, daß Du mir nur wieder heim bist gekommen! — Du, Lenzel!" schrie sie nach dem Vater, „krank ist er worden unterwegs!"

Der Vater stand an der Hausthür und lehnte jetzt den Stock an die Wand.

„Ausschaust mir armselig genug," brummte er, „geh', iß jetzt eine warme Suppen, nachher leg' Dich in's Bett. Wir machen unsere Sach' später mit einander aus."

„Jetzt ist Alles gut," flüsterte die Mutter selbst erleichtert.

Nun erst ermaß ich, daß meine Wiener Reise in allen ihren Theilen höchst glücklich ausgefallen war; sogar das Mattwerden unterwegs pries ich nun und den Haselstecken, der noch an der Thür lehnte, verbarg ich rasch — wohin? Das braucht Niemand zu wissen.

— — — — — — — — — — — —

Nach wie vor hütete ich wieder die Schafe, saß auf dem Steinhaufen und las aus Büchern. Erst viel später, nachdem ich aus dem alten Schafhirten ein junger Schneiderlehrling, und aus dem alten Schneidergesellen ein junger Student geworden war, habe ich in den Vacanzen Wien wieder gesehen. Da habe ich wohl mit Fleiß jene heiligen Stätten besucht, wo einst der Waldbauernbub' in seiner heiligen Einfalt herumgetrottelt ist. Ich fand in der Leopoldstadt die Synagoge und das Theater wieder, fand weit draußen in Erdberg meine gute alte Nachtfrau, fand in Baden die wohlthätige Glasermeisterin, Frau Gießl, nachmals Sieder, fand die Hofburg, die Kapuzinergruft wieder. Aber jenen Herrn, der mich in die Josefinische Bibliothek und zum Kaiser Josef

geführt, und jenen Langbart, der mich in sein Atelier (meines Erinnerns in der Gegend der Alservorstadt) mitgenommen hatte, konnte ich trotz meiner Nachforschungen nicht mehr ausfindig machen. Ersterem möchte ich danken, Letzteren fragen, ob das Bild des Waldbauernbuben die Auslagen gedeckt hat.





Als der Kaiser die Kaiserin nahm.

Das war am Tage des heiligen Ritters Georgi. Ein Montag war's — sonst für Arbeitsleute der unangenehmste Morgen der ganzen Woche. Der liebe Sonntag ist vorbei und hat nichts zurückgelassen, als einen leichten Geldbeutel und etwa einen schweren Kopf; und zuvor stehen wieder sechs lange, alltägliche Gesellen, oft mager beim Tisch und herb bis in die späte Nacht hinein. Da seufzte zwar unser Knecht Markus allemal, wenn der Haushahn die Montagsfrühe krähte, aber schließlich brummte er: „Arbeiten ist auch kein Unglück!" und sprang flink vom Bette auf. Und heute, als die Leute zum Frühstück zusammen kamen, sahen sie mit Verwunderung das schneeweiße Tischtuch mit den rothen Querstreifen, welches so groß war, daß es an allen Seiten weit über den Tisch hinabhing, eine Erscheinung, die mich allemal an das Bild vom letzten

Abendmahl Christi erinnerte. Und auf dem Tische lagen ringsum die beinernen Löffel, jeder seines Mannes oder Weibes harrend, dessen Ernährung er übernommen hatte. Diese Löffel waren von einem Bauer in Wenigzell aus Kuh- oder Ochsenhörnern verfertigt und wiesen je nach der gesprenkelten Farbe der Hörner die prächtigsten Zeichnungen. Mein Vater besaß deren ein Dutzend, hielt sie die meiste Zeit in seiner Truhe verwahrt und gab sie nur zu besonderen Anlässen und Festlichkeiten in Gebrauch. Endlich kam heute auf den Tisch auch noch die große Porzellanschüssel mit den gemalten rothen Blumen; sie war voll gelblichweißer Milch, in welcher diesmal nicht das Mindeste von jenem unliebsamen bläulichen Ton bemerkbar war, über welchen der Knecht Markus einmal die Worte gesagt hatte: „Jesus Maria, heut' ist uns die Suppen ertrunken!“

Wir sahen ihn damals Alle erschrocken an, wie er das meine? „Im Wasser ertrunken,“ fuhr er fort, „seht's denn nicht, daß sie schon ganz blau angelaufen ist?“

Aber heute, als er in der Milch das erfreuliche, zarte Gelb sah, und wie jetzt noch schneeweißes Brot hineingeschnitten wurde, schmunzelte er, zerbrach sich aber den Kopf darüber, was denn in dieser Woche für eine hantige (herbe) Arbeit kommen müsse, daß sie mit solcher Kost anfange.

Nun die Leute beisammen waren, kam mein Vater noch in schneeweißen Hemdärmeln und hatte die Haare gekämmt und seine schöne rothe Weste an.

„Jetzt setzt's Euch zur Suppen," sagte er, „und nachher mögt's Euch anlegen gehen."

Sie stutzten, sie waren ja schon angelegt (angezogen).

„Das bessere Gewand meine ich," fuhr der Vater fort, „wir halten heut' einen Feiertag."

Da hellten sich die Augen auf und die Magd lobte den Hausvater, daß er ein so großer Verehrer vom heiligen Georgi sei.

„Nicht deswegen," antwortete der Vater, „der heilige Georgi ist wohl auch nicht zu verachten, aber für den ist gestern in der Kirche schon etwas gethan worden. Heut' ist's wegen was Anderm, heut' ist dem Kaiser seine Hochzeit."

Da war eine helle Verwunderung und so fragte der Vater, ob sie es denn nicht gehört hätten, wie es der Pfarrer von der Kanzel verkündet.

Ja, meinte der alte Knecht, gehört hätte er wohl so etwas vom Kaiser, aber er hätte gemeint, es gehöre nur zu der Predigt und hätte nicht weiter darauf geachtet.

„Thut's halt jetzt fleißig in die Kirchen gehen, Leutl, und beten. Wird schon ein Glück zu brauchen haben, wenn's auch der Kaiser ist." So sagte mein Vater, und wir — ich bin dazumal das lose guckende

Bürschel gewesen — richteten uns zusammen zum Kirchgang.

Und als unsere Leute unterwegs waren und gleich auch die Morgensonne ganz anders golden war, als an einem ordinären Montag, da führten zwei Mägde unter sich folgendes Gespräch.

„Aber na,“ sagte die Eine, „jetzt heiratet der Kaiser auch! Der wird was eine Noble nehmen!“

„Das kannst Dir denken,“ versetzte die Andere, „eine Postmeisterische zum Niedrigsten, vielleicht gar eine Verwalterische.“

„Meinst!“

„So ein Herr, da!“

„Aber na — mei!“

„Ihr redet so viel närrisch daher,“ bemerkte eine Dritte, „der Kaiser wird 'leicht doch wohl eine Prinzessin nehmen.“

„Giebt's denn Prinzessinnen auch noch?“ fragte die Erste sehr überrascht, „jetzt hätt' ich vermeint, die wären nur so in den alten Geschichten drinnen. Na, nachher wohl.“

Hierauf sagte ein Knecht: „'s ist doch auch nicht, daß er eine Prinzessin nimmt. Hat's ja der Pfarrer verkündet, daß er eine Bäu'rische heiraten wird.“

„Eine Bäu'rische? Geh, Rüppel, da lugst 'leicht doch.“

„Wenn der Pfarrer lugt, lug ich auch.“

„Ah na, der Pfarrer nit — das nit — der Pfarrer nit —“

„Ja, ja,“ sagte ein Anderer, „es ist richtig, ich hab's auch gehört, eine Bäu'rische nimmt er.“

Darüber kamen nun alle Mägde in eine mächtige Aufregung. Und der Aeltesten wurde es zuerst klar: „Wenn er schon so ist und eine Bäu'rische mag, so hätt' er auch auf mich können verfallen! Gefehlt wollt' ihm bei mir nichts haben, ich bin nicht so, daß ich etwan grob wär'. Kochen kann ich auch was. Das Kaiserhaus hätt' ich ihm schon sauber hergeputzt und alle Wochen hätt' mir der Fußboden müssen hinausgewaschen werden, na, das hätt' ich nicht anders gethan.“

Die Magd war nicht so dumm, daß sie das blos dachte, sie war so dumm, daß sie es auch vor sich hinsagte. Da lachten die anderen Mädchen hell auf und riefen: „Die Kathel will Kaiserin sein!“

Der Haber-Michel-Anton — ein verabschiedeter Soldat, dem im Neunundvierziger-Jahr eine piemontesische Kugel durch den linken Arm gefahren war — trat nun auf die Kathel zu und sagte: „Kathel, es ist zu spat, heut' hält er Hochzeit. Grimm' (gräme) Dich nicht, kriegst den Kaiser nicht, so nimmst einen Kaiserlichen. Schaust meine Uniform an, so wirst es sehen, daß ich Feldwebel bin. Leider Gottes habe ich den Abschied, bin aber erst einunddreißig Jahr alt und möcht' doch noch einmal

einrucken. Kathel, pack' ihn z'samm, den Kaiserlichen!"

„Wenn Du meinst, Anton, daß Dich Deine linke Hand nicht irrt?"

„Aber schon gar nicht, Kathel. Die Kugel ist heraußen, das Loch ist verwachsen. Geh' Du, es wär' gar nicht dumm, wenn wir uns heut' miteinander thäten versprechen."

Und die Kathel — gut kaiserlich war sie — —

„Geh' schau, daß Du weiter kommst, kleiner Spatz! Da tröttelt er Unsereiner alleweil hinten nach." So grollte die Kathel, meinte aber nicht den durchschossenen Feldwebel, sondern mich, der hinter Beiden einhergelaufen war und sich nur für den piemontesischen Kugelschuß interessirt hatte. So eilte ich nun zu den Anderen, die immer noch darüber hin- und herredeten, daß es kaum glaublich sei, wie der Kaiser eine Bäu'rische nehmen könne.

So kamen wir zur Kirche nach Hauenstein. Vor der Kirche, wo das große, schöne Crucifix stand, welches die Gemeinde zur schuldigen Danksagung für die glücklich abgewendete Gefahr des 18. Februar 1853*) aufrichten ließ, standen heute auch die fünf Musikanten, welche an hohen Festen mit Trompeten, Clarinetten, Geigen und Trommel zusammenwirkten, um dem lieben Gott oder einem seiner Heiligen ein

*) Attentat auf Kaiser Franz Josef I. in Wien.

fröhlich Ständchen zu bringen. Als nun der Herr Pfarrer im Talare vom Pfarrhof den Kirchberg heraufstieg, begann das klingende Spiel. Dem Pfarrer brachten sie's, dem Kaiser vermeinten sie's. Der war weit weg in der Wienerstadt, dem konnten sie persönlich die Ehre nicht anthun, seiner Braut auch nicht, so bereiteten sie dieselbe dem Führnehmsten der Gemeinde. Der Pfarrer jedoch sah sich im Volke um und entdeckte den achtzigjährigen Höfelbauer mit seinem Weibe, Beide tief gebeugt am Stock und weiß an Haaren und halb taub. Vor mehreren Jahren schon hätten sie die goldene Hochzeit halten können; die Jahre waren dazu da, aber das Gold nicht, um ein Fest zu machen, und so lebten die Leutchen still über den Gedächtnißtag hinaus. Dieses greise Paar nahm nun der Pfarrer in seine Arme, so, daß sie zur Rechten und er zur Linken war und stellte sich mitten auf dem Kirchplatze auf. Als die Musikanten ihr erstes Stück zu Ende gespielt hatten, nahm der Priester das Wort und sprach Folgendes:

„Es ist recht erfreulich, liebe Pfarrkinder, daß Ihr so zahlreich erschienen seid, um den heutigen Tag zu ehren und Gott zu bitten, daß er unsern allergnädigsten Kaiser Franz Josef, der sich heute mit Elisabeth, der schönen und tugendreichen Prinzessin aus dem erlauchten bayerischen Hause vermählt, ein langes Leben, Glück und Segen für das durchlauchtigste Kaiserhaus und für unser geliebtes Oester-

reich bescheeren möge. Wolle Gott unserem geliebten jungen Kaiser, der ritterlich ist wie der heilige Georg, dessen Gedächtniß die Kirche heute begeht, die Kraft und Gnade verleihen, den Drachen zu besiegen, der in dieser bewegten Zeit Reich und Thron noch immer bedroht! — Weil es aber nach dem Willen Gottes ist, daß seine Ehre wieder den Menschen zugute komme und weil es nach dem Wunsche unseres gnädigsten Kaisers ist, daß die heutige Festfreude auch den Aermsten des Reiches zutheil werde, so habe ich hier unsere guten, alten Höfelbauerleute aufgefunden und lade Euch ein, mit mir zuerst in der Kirche und dann im Wirthshause bei einem frohen Glas Wein, schlicht, wie es ohne alle Vorbereitung nur sein kann, dieses betagten Paares goldenes Ehegedächtniß zu begehen. Und das ist halt wie ein Gebitt an den lieben Gott, es möchten auch der Kaiser und die Kaiserin den goldenen Hochzeitstag erleben!"

So sprach er, und da drängten die Leute auf ihn ein und riefen: „Das ist brav, Herr Pfarrer, das ist brav! — Wir sind Alle dabei!"

Die alten halbtauben Höfelbauerleute hatten wohl ihre Ohren gespitzt und dem Herrn Pfarrer stockscharf auf den Mund geschaut, was er denn da zwischen ihnen heute für eine schöne Predigt halte — aber sie konnten es doch nicht recht loskriegen, um was es sich eigentlich handle. Fragend blickten

sie umher, bis ihnen Einer recht in's Ohr schrie: „Eure goldene Hochzeit ist heut'!"

„Jesses und Josef!" ächzte das Weib erschrocken auf und sah nach allen Seiten auf ihr Gewand hinab, das freilich nicht gerade hochzeitlich war.

Nun that auch der Höfelbauer den Mund auf — ach, der arme Alte hatte sich an der harten Nuß eines achtzigjährigen Lebens alle Zähne ausgebissen — und fragte mit seiner heiseren Stimme: „Eine goldene Hochzeit ist heut'? Ei, so wohl! Und wann man fragen darf: wer denn?"

„Unsere ist, Du alter Lapp!" schmetterte ihm das Weib freudvoll unter's runzelige Kinn hinein.

Da fiel schon wieder die Musik ein, und mit den Klängen des „Kaiserliedes" zogen wir in die Kirche. Die zwei alten Leute kamen auf den Ehrenplatz vor dem Altar; der Mann sah immer noch höchst verwundert d'rein, das Weib preßte ihre Schürze in's Gesicht und schluchzte.

Der Gottesdienst war recht feierlich, selbst die Buben hinterseits des Chores, wo die Glockenstricke hingen, ließen heute ihr heimlich' Kartenspiel, zogen aber um so heftiger an den Stricken, damit das Geläute recht hell und weit hinausklinge in die Berge und Wälder, wo der junge Frühling aufstand.

Ich hockte unter dem Seitenaltare des heiligen Michael und befliß mich der Andacht. Ich hatte drei Bitten: Erstens für das junge Kaiserpaar, zweitens

für die alten Höfelbauernleute und drittens für mich selber. Mein Anliegen war, ob mich der Knecht Markus wohl in's Wirthshaus mitnehmen werde. Ein kleiner Bub', der kein Geld hat und sich auch noch keinen Credit zu machen weiß, kann nur unter dem Horte eines Erwachsenen zu den gesegneten Tischen gelangen. Nun habe ich denn aber wohl die Erfahrung gemacht, daß der Markus der Ansicht war, kleine Buben gehörten nicht in's Wirthshaus. Doch heute schien auf mein Gebet Gott den alten Knecht wunderbar erleuchtet zu haben, denn als wir aus der Kirche gingen und mir der rothe Brustfleck zitterte vor dem Moment, da der Markus sagen werde: So, Du gehst jetzt heim, Bub'! Aber daß Du mir unterwegs keine Allotria treibst! — nahm er mich am Arm und sagte: „Darfst heut' ein Glasel Wein mit mir trinken, Peter!"

So gingen wir Alle miteinander in's Wirthshaus. Ich kam just neben einen sehr angesehenen Mann zu sitzen, den Schneider Natz, der nachmals mein Lehrmeister geworden ist. Der nahm plötzlich eine Semmel aus dem Korb, brach sie mitten auseinander, legte die eine Hälfte zu seinem Glase, die andere Hälfte vor mich hin und sagte: „Die gehört Dein, Bub', daß Du auch was zu beißen hast."

Wir kannten uns nicht weiter und er hatte gewiß keine Ahnung, daß er mit dem Jungen, mit dem er jetzt die Semmel theilte, dereinst ein Stück Leben

bei Arbeit, Schüssel und Bett zu theilen haben würde. In mir ist aber an jenem Tage das erstemal der Gedanke erwacht: Ich möcht' auch so ein braver Schneider werden.

Die alten Höfelbauernleut' saßen beim vordersten Tisch; sie verzehrten mit stillem Behagen den vorgesetzten Braten, sie nippten vom Wein, das Weib that Zucker in's Glas und tauchte die Semmel ein und nun begann ihre Glückseligkeit, an welcher wir Alle uns freuten. Bald wurde Gesundheit getrunken und der Haber-Michel-Anton stand auf — dem saß die Kathel richtig schon bei — pochte mit dem Glase auf den Tisch und brachte einen Trinkspruch aus auf das kaiserliche Brautpaar in der Wienerstadt.

„Ich wünsch' Glück!" sagte er, „das Heiraten ist freilich leicht, wenn der Bräutigam so mannbar ist und die Braut so schön. Das Beieinanderleben ist auch leicht, wo sich Zwei so gern haben. Aber halt das Länderregieren! Gleich auf einmal neununddreißig Millionen Leut' in Ordnung zu halten, wenn Krieg ist und wenn Sturm ist und die Leut' auf sind und selber nicht wissen, was sie wollen! Da gehört ein Kopf dazu! Unsere Hausteinerpfarr' hat vierhundertsechzehn Seelen, und was das schon immer einmal ein Kreuz ist! Nicht wahr, Herr Pfarrer? Na, ich sag's ja. Und erst so ein unsinniger Leuthaufen, wo die Einen ungarisch sind, die Anderen böhmisch, slovakisch, wällisch, deutsch, polnisch —

was weiß ich! Aber wenn's Einer im Stand ist, so sag' ich: Unser Kaiser Franz Josef hält's auf gleich! Denn warum: sie haben ihn Alle gern. Drum heb' ich mein Glasel Wein zu Gott dem Herrn: Der Kaiser soll leben und die Kaiserin daneben!"

Nach diesem Spruch war das beim Wirthe und der Kellnerin ein Rennen und Laufen, denn alle Gläser waren auf einmal leer geworden. Und die Kathel, wie sie stolz war darauf, daß ihr Beisitzer so fürnehm reden konnte, und so gesetzt und so gescheit! Ja, wer einmal bei den Kaiserlichen gewesen, gleich ganz was Anderes ist's!

Wie alt er denn thäte sein, der Bräutigam z' Wien?

„Nicht ganz vierundzwanzig Jahr."

„Just recht. Und die Braut?"

„Ist siebzehn."

„Schau Du! Schon gar blutjung. Na, ist auch recht, älter wird der Mensch."

Und jetzt kam man auch auf das Mißverständniß, daß sie keine Bäu'rische, sondern eine Bayerische sei, und da wurde rechtschaffen gelacht.

„Es ist viel," meinte ein Bauer, „daß ein so junger Herr schon das Haus Oesterreich regiert."

„Vor sechs Jahren ist er noch jünger gewesen," berichtete der Anton, „und der Kaiser ist gar über die Revolution Herr geworden."

„Ja, das hat man gehört."

„Ich nicht, wenn ich ein achtzehnjährig Bürschel bin, ich nicht,“ sagte ein Anderer und that stolz darüber, daß er hier auch mitreden konnte.

„Aber einer muß doch sein, der sich traut. Wenn der Kaiser Ferdinand auf einmal hergeht und sagt, ich mag nimmer regieren, das Volk ist mir zu bockbeinig. Soll's ein Jüngerer probiren. Was wirst denn machen? Einen Bruder hat der Ferdinand, der ist nicht viel jünger als er selber, der macht einen Deuter mit der Hand und sagt: Mich laßt's aus, ich bin nicht für das und will mein' Fried' haben. — Hat auch Recht gehabt, der alte Herr, ich hätt' ihnen's g'rad so gesagt. Das Kaisersein wäre schon recht, aber das Länderregieren ist eine verkiefelte Sach'! Ich nicht, ich; lieber den ganzen Tag Holz hacken im Wald!“

„Das sag ich auch.“

„Nun, und so hat der Herr Erzherzog — vom Kaiser Ferdinand der Bruder — gesagt: Wenn mein Sohn, der Franzel, will, der ist jung und stark, die Leut' haben ihn auch gern, so soll er's in Gottes Namen probiren. Der Franzel aber hat ihm zur Antwort gegeben: Herr Vater, um's Kaisersein ist mir gar nichts, aber wenn ich's übernehme, so thue ich's, weil Einer sein muß, der sich die Sach' angelegen sein läßt und ihr vor sein kann. Die Oesterreicher sind im Grund brave Leut', ich komme mit ihnen schon wieder auf gleich. Ich fahr' überall

herum und mach' gute Gemeinschaft mit jedem Land extra, und frage die Leut', was sie für Gesetze haben wollen, und dieselbigen mach' ich ihnen nachher. Ich bin nicht der Mensch — hat er gesagt — der sich auf was capricirt; wie es dem mehreren Theil recht ist, so soll's sein. — Hat darauf sein Vetter, der gute Kaiser Ferdinand, gesagt: Franzel, das gefallt mir von Dir, Du bist der Rechte. Auf das, ob Du als Regent selber glücklich sein wirst, darfst nicht schauen, aber 's Land mach' glücklich. — Ausgeredet ist's gewesen und Oesterreich ist gleich ganz verliebt worden in seinen braven blutjungen Kaiser.“ So redeten sie und der alte Höfelbauer legte die hohlen Hände an die Ohren, daß er den Schall der Worte hineinleite, und murmelte dann traurig: „Daß ich aber gar nichts versteh'!“

Aber der Pfarrer theilte ihm's mit, und da nickte der Alte gar befriedigt mit seinem weißen Haupt und dann sagte er: „Na das! So hätten wir schon seit sechs Jahren einen neuen Herrn? Nicht ein Bissel was hab' ich davon gehört; halt dasselbig' ist mir letzt' Zeit her wohl vorgekommen, daß Alles einen anderen Lauf hat. Hab ich's nicht immer einmal gesagt, Alte, ich weiß nicht, was das ist, daß jetzt die Welt ganz anders kugelt, als voreh!“

„Freilich, freilich, Alter, wie sie voreh ist kugelt, da sind wir alleweil untenauf gewesen. Jetzt heben wir uns passabel in die Höh'!“

Für die Weiber war das kein Gespräch; die wollten lieber von der „Frau Kaiserin“ was wissen, wann und wie die Zwei so nahend wären bekannt worden, daß es zu der Heirat geführt hätte.

„Wie werden sie denn auch sein bekannt worden?“ versetzte der Toni, „hat halt gehört sagen von der schönen Prinzessin im Bayernland. Darauf hat er sich als Rittersmann verkleidet und ist hingereist und hat sie gefragt, ob sie ihn nehmen wollt'. Sie schaut ihn an und giebt zur Antwort: Thu' der Herr halt mit meinen Eltern reden. Die Eltern — versteht sich — die haben ihm gleich zu verstehen geben, die Prinzessin dürfte wohl doch nicht recht passen für so einen einfachen Rittersmann, und er solle ihnen nichts für ungut halten. Darauf hat er geantwortet: wenn sie schon für den einfachen Rittersmann nicht paßt, leicht paßt sie für den Kaiser von Oesterreich. Könnt Euch wohl denken, daß jetzt keine Dreinred' mehr gewesen ist; aber die Prinzessin hat gesagt: ich heirate ja nicht den Kaiser von Oesterreich, ich heirate meinen Franzel.“

„Schau, das ist brav!“ sagten die Bauern und bissen fest in ihre Pfeifenrohrspitzen. Und die Weiber waren über die Geschichte schier glückselig, und die Kathel gestand sich's nun auch, ihr sei eigentlich nicht so sehr um den Kaiserlichen zu thun, als um den Anton. Die Kaiser-Hochzeit wäre nach Bauernart noch des Weitern erörtert worden, hätten die

Musikanten den Dingen nicht einen anderen Lauf gegeben. Dieser andere Lauf ging in der Stube rund im Kreis herum. Das alte Paar selbst mußte ein Ehrentänzchen reigen.

Der alte Höfelbauer ist erst vor wenigen Jahren heimgegangen. Er war dankbar bis zu seinem letzten Augenblick für den goldenen Ehrentag, der ihm zur Kaiser-Hochzeit bereitet worden. Von den Anderen, wie wir dazumal beisammen waren in jugendlicher Lust, leben heute noch die Meisten.

Die Wirthshausfreuden haben dazumal sicherlich bis tief in die Nacht hinein gedauert. Bei mir waren sie am Nachmittage, als der Kirchthurmschatten das Wirthshaus strich, zu Ende.

Der Markus stand auf, langte mir das Filzhütlein von der Wand, sagte noch: „Trink aus Dein Neigel.“ Ich that's, wandte mich noch zum Meister Natz und sagte kleinlaut: „Ich bedank' mich nochmals für die halbe Semmel.“ Dann gingen wir heimwärts.

Zu jener Abendstunde, als in der Hofburgkirche zu Wien im Feststrahle von tausend Kerzen und des milden Abendrothes unser Kaiser mit seiner Erwählten getraut worden war, gingen wir durch den stillen lenzenden Wald!





Wie der Hartl an einem Tage die Sonne zweimal aufgehen sah.

Nach solch außerordentlichen Vorkommnissen, wie die früher erzählte Reise nach Wien, war's den wohl kein Wunder, wenn mein Vater eines Tages sagte: „Den Buben müssen wir besser einspannen. Bei den Schafen thut er's nimmer, liest mir so viel zusamm, daß er ganz närrisch wird. Werden ihn halt jetzt zur Kohlstatt stellen; der Ruß ist ihm gesund."

Aber bei der Kohlstatt ist mir auch was begegnet, das man erzählen kann.

Zum meisten Theil geht's den Knecht Hartl an.

Oben auf der Hochöde zogen eines Tages im Frühroth zwei graue Ochsen einen Leiterkarren dahin. Sie fuhren um Futter aus. Auf dem Karren lag der Riegelberger Knecht, der Hartl. Wie gestorben lag er auf der Leiter und einen Fuß ließ er niederhängen zwischen den Sprosseln und hin und her

schlängeln, so oft die trägen Ochsen einen Schritt machten. Auf der Brust lag ihm die Tabakspfeife; er hatte sie schon angezündet und in den Mund gesteckt gehabt, aber sie war wieder herausgefallen und verloschen. Der Hartl war gar verzagt. Er kniff die Augen zu und dachte: Hin sein, ganz mausetodt sein, das wär' das Beste. Es giebt gar keine Religion mehr auf der Welt. Hi, Grull, Wald! Die Alpel-Bauern schimpfen über die Mürzthaler Leut', daß sie keinen Fasttag halten und in keine Kirche mehr gehen wollen. Die Alpel-Bauern sind selber um kein Haar besser. Noch schlechter sind sie. Hi, Grull, Wald! — So lang' ich was denk', ist der Magdalenentag ein Feiertag gewesen in der Gemein, und daß wir das Kirchenfest haben mitgemacht in Haustein. Jetzt auf einmal bringen sie den neuen Brauch auf und halten das Fest Sonntags ab, und es mag Magdalena zehnmal auf den Erchtag fallen, oder auf den Pfingsttag (Donnerstag). Weil der arme Dienstbot ein Zugochs sein soll, den sie die ganz' Wochen einspannen wollen. Nicht einmal einen Tabak hat Eins mehr in der Blader (Blase). So verfluchtlete Feiertagsschänder. Hi, sag' ich! Gelt, Grull, du selber hast heut' keine Schneid'! Am heiligen Magdalenentag! Wenn ich mich leichter reden thät, eher wie nit ging ich zum Pfarrer und wollt' ihm's sagen: Hochwürden Herr, der Sonntag gehört unserem Herrgotten selber zu, das geht nicht, daß man ihn an

einen Heiligen verschenkt! Fällt der Heilige, und schon gar ein Kirchenpatron, auf einen Wochentag, so muß er am Wochentag gehalten werden. Ganz wahr, daß jetzt die g'nöthige Zeit ist — das Vieh zu versorgen, das Mähen und Branden — aber soll Eins deswegen auf die Kirchen vergessen? — Was kunnt er sagen drauf? Nichts. — Was ist's vor Zeit immer lustig gewesen am Magdalenentag! Leut' hat's geben beim Hausteinerwirth, daß die Trinkgläser zu wenig sind worden. Nicht einmal, oftmal hab' ich meinen Hut unter die Pippen gehalten. Gespielt, getanzt und gesungen ist worden. Räusch' hat's geben. — 's kommt Alles ab. — Hi, Grull, Wald! —

Die Ochsen pfusterten und gingen ihren zähen Schritt über die Hochöde hin gegen die steile Lehnwiese, wo das Futter wuchs.

„He, Hartl! Schlafst noch?" rief es jählings und eine Hand klatschte her. Der Knecht fuhr auf, rieb sich die Augen und griff nach dem Haupte, um den Hut zu rücken. Aber der Hut saß gar nicht oben.

Ein Schock Herren stand da. Der Bezirksrichter von Kindberg, und der Apotheker, und der Bräuer, und der Schullehrer von Krieglach, und der Kaufmann, und der Lederer und der Bader und noch ein paar Fremde. Ein geistlicher Herr war auch dabei. Der Bader hatte den Hartl aufgeschreckt.

Im Grunde war der Hartl ein sehr manierlicher Mensch, er wollte von seinem Karren springen, aber die Herren sagten, er möge nur sitzen bleiben, sie gingen bald wieder ihres Weges, sie wollten noch bis zur Spitze steigen, um den Sonnenaufgang zu sehen. Ob das der rechte Weg wäre?

„Ja versteht sich ist das der rechte Weg. Nur alleweil g'rad auf!“

Die Gesellschaft folgte der Weisung; der Hartl blieb liegen auf dem Leiterkarren, die Ochsen trotteten schwerfällig über die Hochmatte dahin.

„Narren, das,“ brummte der Hartl den Herren nach. „Die sind heut' um Mitternacht aufgestanden, heißt das, wenn sie schlafen gegangen und nicht etwa so lang im Extrazimmer sitzen geblieben sind. Und schnaufen mit Mühsal auf den Berg, daß sie den Sonnenaufgang sehen. Ist das so was Schönes? So lang' die Sonn' hinterm Berg ist, sieht man sie nicht; und ist sie heroben, so kann man sie nicht anschauen. Und kunnt man sie anschauen, was hätt' man davon — sie ist halt die Sonn' und von der kann man nichts herabbeißen. — Aber so Herren müssen sich selber ihre Plag' machen, sonst hätten sie ein gar zu schönes Leben. Ein andersmal schlafen sie wieder, bis ihnen die Sonn' in den Hals hinab scheint. Wissen nichts davon, wie's Unsereinem geht, der alle Tag' im Stockfinstern muß die Hosen anlegen und schon wieder müd' und hungrig ist, bis

die Sonn' aufgeht. Und jetzt auch schon an den Feiertagen. — 's ist ein Hundeleben, bei meiner Seel'! — Hi, geht's einmal weiter, ihr Vieher, ihr zaunmarterdürren!" Mit der Peitsche pfiff er den Ochsen Eins über die Rücken.

Dieweilen ging schon die Sonne auf. Der Hartl lugte sie mit zwinkernden Augen an und lachte sie aus. Sie und die Herren, die ihretwegen über den Berg hinaufschwitzten. — „Möcht' wissen, was das Schönes ist! Nur die Augen thun Einem weh. Heiß wird's und gleich ist man durstig. Mein Bauer, der Riegelberger, das weiß ich, der legt sich heut' schon einen Feiertag zu. Der ist christlich, der geht zur Meff' und nachher in's Wirthshaus — und bleibt d'rin sitzen, bis es finster wird und nachher — wird das Licht angezündet. Unsereins muß in der Hitz' rackern den ganzen Tag. Geh' zum Teufel!"

Die Wuth kam ihm plötzlich; aufsprang er und mit dem umgekehrten Peitschenstiel versetzte er den trägen Zugochsen ein paar tüchtige Schläge: „Das will ich sehen, ob ihr keine Füße habt, ihr Sakermenter!"

Er sah's, sie hatten Füße. Einen wilden Sprung machten sie im ersten Schreck und dann schossen sie schnaubend davon über die Höhe, über die Biegung, über die steile Lehnwiese nieder. Der Karren klapperte und hüpfte hoch auf. Der Hartl hielt sich

mit Händen und Füßen an die Leitersprossen, daß er nicht abgeschleudert wurde und rief mit aller Stimme den Ochsen zu: „Ho, Ho!“ daß sie stehen bleiben sollten. Aber sie raseten schnurgerade gegen die Tiefe hinab — in die schattenfinstere Felsenschlucht.

Der Hartl wußte gleich, um was es sich handelte. — „Jetzt ist mein letztes End'. Ade, du schöne Welt! Bin noch so jung — hätt' gern noch eine Zeit gelebt. Das geht ja wie der Wind. Dort steht der Buchenbaum mit dem grünen Platzel. Meine liebe Dirn'. B'hüt' Dich Gott, meine liebe Dirn! — Damisch geht's thalab. Dort drüben am Weg ist das rothe Kreuz, wo sie allemal die Leichen abstellen, die sie von Alpel hinabtragen in's Pfarrdorf. Heut' ist Pfingsttag, am Samstag stellen sie meine Truhen vor's Kreuz . . . daß die Sonn' noch einmal draufscheint. Unter der Erden ist's finster. Ade Welt! — Ho, Grull, ho, Wald! — Keine Menschenmöglichkeit mehr. Wir Drei sind hin . . .“

An demselben Magdalenen-Morgen war's, als ich unten im Thale an der Kohlstatt meines Vaters stand und den glimmenden Meiler zu überwachen hatte, daß das Feuer nicht ausschlug. Es war mir öde zu Muthe neben dem schwarzen, langweiligen Haufen mit dem grauen Rauche. Ich blickte zu den Gipfeln der Berge auf, an denen schon das Gold

der Morgensonne lag. Da hörte ich plötzlich ein Tosen und Rasseln — wußte anfangs nicht, woher es kam — sah's aber bald. Die steile Lehne herab schoß ein Gefährte mit Ochsen und Karren. Von letzterem war schon ein Rad abgegangen, das tanzte in der Luft und hüpfte selbständig hernieder, und die Achse schleifte im Gerölle, daß die Steine flogen. Und jetzt sah ich auch den Mann, der sich förmlich in die Leitern des Karrens verschlungen hatte. — Ein Unglück ist fertig, denk' ich noch und ruf' die heilige Magdalena an, daß sie an ihrem Ehrentag doch keinen solchen Jammer geschehen lasse. Da ist ein Krachen — die Ochsen fahren auf den Anger hinab, der Karren liegt in Trümmern an einen Baumstrunk, in der Luft fliegt was und just vor meinem Meiler fällt ein Menschenfuß nieder.

Mir wird blau vor den Augen. Hat ihn zerrissen, denk' ich; es war aber kein Fuß, es war nur der Stiefel allein. Und von den Karrentrümmern her hinkt der Riegelberger Knecht, der Hartl. — Der Schuh weg, der Aermel weit aufgerissen, einen Schurf am Schenkel, die Tabakspfeife beim Teufel . . . sonst war ihm nichts geschehen.

Er setzte sich aber auf meinen umgestülpten Wasserschöpfer, stützte den Kopf auf die Arme, zitterte und war todtenblaß.

Unten auf dem Anger grasten die Ochsen und jeder hatte ein Stück des zertrümmerten Joches an den Hörnern.

Ich brachte dem Hartl einen Topf Wasser — er trank nicht; brachte ihm ein Schälchen Milch — er trank nicht. Stumm wie ein Fisch saß er da und stierte auf den schwarzen Boden. Ich stand ganz verzagt neben ihm und wußte nicht, was ich thun sollte.

Endlich — der helle Schein, der niederging über sein Gesicht, weckte ihn. Er erhob sich, breitete die Arme aus und blickte gegen den jenseitigen Waldkamm auf. Dort guckte eben die Sonne herfür. In funkelndem Vormittagsglanze stieg sie über den Waldrücken empor — und der Hartl lachte. Aber er lachte sie nicht aus und er lachte Niemanden aus; in seinen Augen standen zwei große hellglänzende Tropfen.

„Hab' allzuviel geschmäht," so sagte er jetzt, „'s ist eine große Gnad' Gottes, daß mir die Sonnen heut' das zweitemal aufgeht."

Darauf hat er mir seine Morgenfahrt erzählt.

„Und jetzt geh' ich wohl gleich in die Kirchen und bedank' mich bei der heiligen Magdalena für ihren Beistand, daß mir nichts geschehen ist." So schloß er. Dann ging er. Und weil er zur Messe schon zu spät kam, so setzte er sich in's Wirthshaus, um das Wunder zu feiern, wie an einem Morgen ihm zweimal die Sonne aufgegangen war.

Als er nach Hause wankte, ging sie schon unter. Er stand still, blickte sie mit verschwommenen Augen an und lallte: „Dieser Magdalenentag! In der Früh geht die Sonne zweimal auf und jetzt geht sie doppelt unter.“





Wie wir die Gürkelsprenge haben gehalten.



enn man in jener Gegend den Bauer nach der Anzahl der Bewohner seines Hauses fragt, so mag wohl folgende Antwort geschehen: „Bewohner? Ja, die muß ich mir selber erst zusammendenken. Da bin ich; — thut nur fleißig nachzählen — ich und mein Weib und unsere fünf Kinder und der Knecht und acht Rindvieher und die Magd.“

Und er meint es nicht anders. Schützt sie doch allzusammen ein Dach, lebt doch Eines für Alle, wie Alle für Eines leben, und sie ernähren sich gegenseitig und erheitern sich das Leben, und die Kinder und die Kälber laufen lustig durcheinander herum. — Für die Rinder hat der liebe Gott die Almen und die Heustadel erschaffen. Und wenn die Stadel sich gefüllt haben und die Zeit der Heue vorüber ist, so wird im Hause des Hirtenbauers ein

Fest begangen. Der Bauer giebt den Seinen ein Mahl. Und da wird nicht geschont, ist doch der Heustadel voll.

Und besonders Hansjörgl, der Knecht, dem in letzterer Zeit der Bauchriemen ohnehin schon zu lang geworden ist, läßt sich das Fest angelegen sein, und so eine Bäuerin wie die unsere, sagt er, giebt's nimmermehr — und der Riemen wird kürzer und kürzer und die Enden seines Ringes wollen nicht mehr reichen, und mit Gewalt zusammengeschnallt, springen sie wieder mit Gewalt auseinander.

Das Fest der Gürtelsprenge.

Mir ist aus jener Zeit, in der ich solche Feste noch mitmachte, ein Geschichtchen in Erinnerung.

Ich war leihweise im Hefelrainhof beim Vieh. Die Heue war vorüber und unser Knecht hatte zwei Tage lang fast nichts gegessen, um sich auf den nahenden Genuß gebührend vorzubreiten. Es waren Stunden aufgeregter Erwartung, bis am dritten Tage zum späten Mittag der Bauer das weiße Tuch, mit dem rothen Streifen in der Mitte, über den Tisch zog. Dann legte er die glänzend gefegten Messer und Gabeln und Löffeln auf ihre Plätze. Dann begann er in gehobener Stimmung — er hatte heute auch reine Wäsche an — Weißbrot aufzuschneiden. Ich stand neben dem Tisch und sah, wie der Haufen der Brotspalten immer mehr anwuchs und anwuchs. Hansjörgl, der Knecht, beobachtete diesen Vorgang

nicht ohne Mißtrauen; — wozu das viele Brot hier? Soll das etwa bestimmt sein, die Haupträumlichkeiten zu füllen, auf daß feinere Bissen nicht sollen untergebracht werden können? — Endlich kam der dampfende Milchtopf, und der Tisch ächzte, und die Massen der Brotspalten wurden hineinversenkt, so wie sich bei Erdrevolutionen Berge versenken in die Tiefen des Meeres. Wir beteten, dann setzten wir uns Alle zu Tische.

Der Knecht begann zu essen, still und langsam, mit einer ehernen Ruhe. Als die Milch und das darauffolgende Speckkraut abgethan war und die Lasten der Roggenknödeln erschienen, fühlte ich die früher so mächtigen Sympathien für die Gegenstände nach und nach schwinden — ich war gesättigt. Ich sah nur sinnend zu, wie die bedeutsamen Reihen der Gerichte vorüberzogen, die Butterschnitten und die Rahmstrudel und die Fleischnudeln, und das Schottenkoch und die Milchkrapfen und das Schmalzmus. Sie aßen und redeten dabei von Dingen, die sich früher bei dem Feste der Gürtelsprenge zugetragen hatten, und in der Zukunft noch zutragen können. Der Knecht redete nicht, er saß und aß still und langsam, mit einer ehernen Ruhe. Es kamen noch fernere Gerichte und fernere Gespräche, und der Knecht aß still und langsam fort. Als sie bei den Butterkrapfen waren, hörte man ein leichtes Schnalzen — es war sein Gürtel auseinandergesprungen. Der

Knecht ließ ihn auseinandergesprungen sein, blieb in seiner Ruhe und aß.

Endlich aber blieb die geleerte Schüssel auf dem Tische stehen und es kam nichts mehr. Der Knecht blickte befremdet auf; — wo spannt sich's denn? ja, geht's denn nicht allweg so fort? — Er war schwermüthig, er dachte an das Los alles Zeitlichen, er ging in das Freie, er stand eine Weile still und sah hinaus in die Berge und Thäler, er stieg empor zum Heuboden, er legte sich in sein Bett.

Es nahte schon der Abend.

Ueber den Almen zogen Nebel, wie sie sich zur Herbstzeit gern über das Gebirge niedersenken. Ich ging hinaus auf die Halde und rief so lange: „Hoi ho, hoi ho!“ bis die Kuh mit der Glockenschelle auf mich zukam und ihr die Heerde nachfolgte. Dann führte ich sie zum Hause und in den Stall.

Als dieses geschehen, und als gemolken war, gingen wir zur Abendsuppe; ich hatte wieder recht Appetit, und der Bauer sagte, so eine saure Suppe könne er zu jeder Zeit essen und sie sei ihm heute lieber wie die besten Butterkrapfen. Aber der Knecht erschien nicht zur Suppe.

Endlich gingen wir Alle zur Ruhe. Ich hatte mein Lager im Stalle, um die Rinder zu bewachen, daß sich keines etwa von der Kette losmache und die anderen beschädige. Mir war recht behaglich unter

der Decke. Die Glockenkuh schellte noch eine Weile, weil sie sich an den Enden leckte, und der Stier rasselte noch dann und wann an der Kette und gaukelte mit den Hörnern. Nach und nach ließen sie sich alle nieder auf die frische Fichtenstreu und begannen das Wiederkäuen. Einige Zeit hörte ich noch das gleichmäßige Gescharre der Zähne, dann sanken mir nach und nach die Augen zu. — Noch war mir, als säße auch der Knecht auf der Fichtenstreu, und rassele mit der Kette und gaukele wie der Stier, und kaue, wie alle anderen, und kaue ohne Ende.

Plötzlich weckte mich ein Poltern außen an der Stallthür. „Halterbub', schreck' Dich nicht und steh' auf!" hörte ich rufen; es war des Bauers Stimme und das Poltern an der Thür wurde heftiger.

Ich kollerte von dem Bette auf die Streu hinaus, stieß in der Verwirrung an die Glockenkuh, daß sie mit einem ohrenzerreißenden Geschelle aufsprang, und ich taumelte der Thüre zu.

„Schreck' Dich nicht, Bub', und mach' Dir nichts draus," rief der Hefelrainhofer wieder, „schlupf' geschwind in Deine Hosen hinein, Du mußt eilig hinablaufen nach Haustein um den Herrn Pfarrer, 's will uns der Hansjörgl sterben!"

„Der Hansjörgl will sterben!" sagte ich zitternd und nestelte die Thürkette auf, „ja warum denn und wegen was denn?"

„Der lieb' Herrgott wird's wissen! Da kugelt er oben in seinem Bett und schiebt die Augen über und ächzt — und — nein, meiner Tag' hab' ich so was nicht erlebt. Geh', Bübl, geh', wenn Du den Pfarrer bei Zeiten bringst, so kriegst einen Sechser. Und das letzt' Oel soll er dennoch wohl auch mitbringen — und begraben laß ich den Hansjörgl mit dem großen Conduct. Ach, mein guter, rechtschaffener Knecht!"

Ich weiß nicht, wie ich's gemacht hatte; ehe noch der Bauer aufgehört zu sprechen, war ich angezogen, und in den nächsten Augenblicken schon eilte ich den Berghang hinab. Zerrissene Wolken hingen am Himmel, matt schien der Halbmond, in den Aesten der Tannen fächelte zeitweilig der Wind. Meine Schuhe machten ein Getöse in den Steinen des Hanges, mir voran und zur Seite kollerten diese hinab und ich kollerte schier auch selbst mit ihnen. Und ich ging durch Thäler hinaus, oft hingen Bäume derart über mir zusammen, daß ich keinen Boden, keine Wurzel, keinen Stein mehr sah, daß ich im Schwarzen dahinwandelte, stolperte, in Pfützen sprang, an Bäume prallte — in Todesangst war. Neben mir hin rauschte der Waldbach. Oft hörte ich Gekrächze über mir, Schritte hinter mir, und ich meinte, der Knecht sei bereits gestorben und sein irrender Geist folge mir. Ich hatte Angst um meine arme Seele, ich betete im Herzen, ich versicherte den lieben

Gott und alle Heiligen, daß ich all mein Lebtag keine Sünde mehr begehen wolle, wenn ich diesmal in Gnaden bewahrt bliebe. Und bis auf einige blaue Ballen an Gesicht und Händen blieb ich in Gnaden bewahrt. Nach Stunden kam ich nach Haustein und da ging die Morgenröthe auf.

Ich eilte zum Pfarrhof und riß mit beiden Händen an dem Drahte der Thürglocke so heftig, daß ich von Innen einen Jammerschrei hörte. Dann wurde ein Fenster aufgerissen, und die alte Haushälterin in schneeweißem Nachtgewande rief alle Namen der Himmel um Antwort an, wer denn Sturm läute in solcher Stunde. Da öffnete ich mein bedrängtes Herz: „Der Hansjörgl will sterben — das letzte Oel soll er auch mitnehmen, und begraben läßt er ihn mit dem großen Conduct!“

Ich wurde verstanden. Schwer mag's dem greisen Mann gewesen sein, nun aus den weichen Federn fort, in die frostige Herbstluft hinaus, und nüchtern in das Gebirge. Aber er ging. Lautlos kleidete er sich an, eilte zur Kirche, ich läutete das Zügenglöck=lein, er holte das Heiligste und ging mit mir. Ich ging voran, trug in der einen Hand die brennende Laterne, in der anderen das Metallglöcklein, mit dem ich schellte, auf daß die Menschen in den Häusern und Hütten, an denen wir vorüberzogen, auf die priesterliche Handlung aufmerksam gemacht würden.

Wir gingen denselben Weg, den ich hergegangen war. Das Wasser rauschte; ich schellte den Fischen, daß nun ihr Schöpfer vorüberziehe, und daß sie anbetend ihre Köpfe emporrecken sollten aus den Wellen. Keine einzige Forelle hat mein Glöcklein gehört.

Als es nach und nach licht geworden war, begann der Pfarrer hinter mir plötzlich zu lachen. „Ja, was hast Du denn gemacht, Kleiner, Du hast ja Dein Höslein verkehrt an!"

Da gab's mir einen Stich im Herzen; vor meinen Augen tanzten Sterne. — Was hat er gesagt, mein Höslein verkehrt? — Es war wohl so! — Das Hintere war vorn, das Vordere war hinten, und kein einzig Knöpflein war zu.

„Ist ja kein Unglück," sagte der Pfarrer, „hast es halt ein wenig schnell gemacht. Setz' die Laterne da auf den Stein, und mach' Ordnung, ich wart' auf Dich."

Ich ging hinauf in das Dickicht und zog aus und zog an, und eilte, daß doch der Knecht dieweilen nicht sterbe, und endlich, als Alles recht saß, barg ich mein Gesicht in den Ellbogen.

Um mich aus der Verlegenheit zu befreien, begann der Greis ein Gespräch und erkundigte sich um die näheren Zustände des Knechtes. Er beschleunigte seine Schritte und sagte mir, daß es für einen Priester sehr peinlich sei, auf seinem Versehgange

zum Kranken nur mehr einen Todten zu treffen und unverrichteter Dinge wieder zurückkehren zu müssen. „Einmal hab' ich das erfahren, mein lieber Kleiner. Es war vor mehreren Jahren. Ich wurde hinein in die Kiengräben zu einem Holzhauer gerufen, den als Wilderer die Kugel eines Jägers getroffen hatte. Sein einzig Sehnen war nach einem Priester; stundenlang rang er mit dem Tode und in Verzweiflung rief er: „Ich muß warten auf meinen Gott und Richter." — Aber der Weg bis in die Kiengräben ist weit, und ich fand den Mann erstarrt, und auf seinen Zügen und in seinem gebrochenen Auge lag noch die Todespein. Im Chorrock, und auf den Händen das Sacrament, so mußte ich umkehren; und auf demselben Gang hab' ich keine einzige Vogelstimme gehört im Walde, und mir ist so schwer und weh gewesen, als hätten mich alle unerlösten Seelen der Erde verfolgt. Kleiner, was das heißt, ein Priester sein — es ist nicht zu sagen!"

Der Pfarrer schwieg, trocknete seine Stirn und wir schritten weiter und weiter.

Wir stiegen den Berghang hinan gegen unser Haus. Die Nebel hatten sich aufgelöst und die Sonne stand schon ziemlich hoch am tiefblauen Himmel. Die Almglocken klangen auf den Höhen, und zeitweilig hörte man, in hohen Lüften getragen, das helle Jauchzen eines freudigen Menschen. — Ei wohl, unser Knecht hatte auch schön gesungen und hell ge-

jauchzt, und an diesem lieblichen Morgen soll er gar auf dem Todtenbette sein!

Das Haus stand still und traurig auf der Anhöhe. Wohl glänzte die Sonne in den Fenstern, aber diese sahen uns entgegen, wie verglaste, verweinte Augen.

Ich zitterte vor Angst; ich hielt die Laterne hoch und das Glöcklein ließ ich klingen. Niemand kam uns entgegen, Niemand kniete vor dem Hause, um sich den Segen des nahenden Heilandes zu erbitten. Die Thüren waren offen, wir gingen in das Haus und durch die Vorlauben in die Stube. Es war Niemand da, nur die Uhr an der Wand tickte und tickte.

Der Kranke ist noch auf dem Heuboden, dachte ich, und sie sind Alle bei ihm. Der Pfarrer stellte das Sacrament auf den Tisch und sank erschöpft auf die Bank daneben. Ich eilte auf den Heuboden und rief laut, daß wir da seien. Der Heuboden war still und dunkel, nur das frischduftende Heu war da. Und das Bett des Knechtes war leer! — Da erfaßte mich ein Grauen und ich lief zurück in die Stube: „Kein Mensch ist da, kein Mensch im ganzen Hause; sie haben ihn gar schon fortgetragen!“

Da erhob sich der Priester, sein Antlitz röthete sich und er sah mich an mit strengem Blicke. Ich brach in ein Weinen aus. Wir ließen die Heiligthümer auf dem Tische stehen und gingen vor das

Haus, und ich rief, was ich rufen konnte, nach den Leuten.

Endlich hörte ich von dem Schachen herüber halbverhallte Schläge. Ich lief gegen den Wald und schrie, und mein Schreien wurde aus Angst und Furcht schier zum Kreischen.

„Sakra, was ist denn das für ein abscheulicher Lärm da unten? Was hat's denn?“ hörte ich plötzlich eine Stimme von dem Wipfel einer hohen Fichte.

Ich schau' hinauf, hör' ihn, seh' ihn — es ist der Hansjörgl.

Und er hackt die Aeste herab, einen um den anderen, und singt und jauchzt. Da lauf' ich wohl wieder zurück zum Hause, zum Pfarrer, auf daß ich niederfalle vor ihm auf die Knie und ihn tausendmal um Verzeihung bitte, daß der Knecht wieder kernblitzgesund ist und von den Bäumen die Aeste herabhackt zur Streu für die Rinder.

Aber wie ich zurückkomme, steht schon der Bauer vor dem Pfarrer und bringt Entschuldigungen vor. Der Knecht habe gestern ein klein wenig mehr von Speisen zu sich genommen, weil die Gürtelsprenge gewesen sei, und d'rauf habe er in der Nacht so einen heftigen Kolikanfall bekommen, daß schon Alle gemeint, es sei sein letztes End'. Deswegen habe er gleich um den Priester geschickt, aber die Krankheit habe bald darauf nachgelassen, und der Hansjörgl

habe in der Früh wieder rechtschaffen viel Käsſuppe gegessen. Man habe hernach wohl einen zweiten Boten geschickt, daß der Herr Pfarrer nur daheim bleiben möge, aber dieser Bote sei wahrscheinlich einen anderen Weg gegangen, und so sei es geschehen, wie es geschehen war.

In der Stube aber brannte das geweihte Wachslicht und stand das geistliche Brot. Sollte nun der Pfarrer wirklich mit dem Hochwürdigsten jenen peinlichen Weg zurückmachen, den er so gefürchtet? Oder will er auf der Alm die Messe lesen und selbst das Himmelsbrot verzehren? Oder will Jemand sterbenskrank werden, auf daß er die bereitete Wegzehrung erlange?

Ich sann auf Wege, sann auf Stege. Und endlich hatte ich was ersonnen. Ich war noch nüchtern. Aus Liebe zum alten Herrn, der mich in der Seele erbarmte, bekannte ich ihm auf der Ofenbank meine Sünden, und so konnte nun ich der Communion theilhaftig werden.

Und als die Handlung vorüber war, legte der Pfarrer den Chorrock ab und athmete auf. Die Bäuerin, die nun auch von der Weide gekommen, gab mir meine Morgensuppe und wollte dem Herrn Pfarrer mit Butter und einer Eierspeise aufwarten; er konnte aber nichts genießen, weil er an demselben Tage noch die Messe zu lesen hatte. So mußte der gute Mann fasten, weil unser Knecht Tags zuvor

so ungebührlich gegessen hatte, und so mußte ich eine Beichte ablegen, weil unser Knecht Tags zuvor gegen die Mäßigkeit gesündigt hatte, und so endete in demselben Jahre das Fest der Gürtelsprenge.

Dafür hatte ich heute Feiertag und durfte den Pfarrer wieder nach Haustein begleiten. Als wir über den Hang hinabstiegen, hörten wir Hansjörgl, den Knecht, von den Waldwipfeln herüber jauchzen. Der Pfarrer stand still und sagte zu mir: „Was meinst, Kleiner, hört sich das nicht besser, wie Todtenglocken?“



Beim lieben Vieh.

Allmählich aber hub eine andere Zeit an, und ich sag' ja immer, man sollte die liebe Jugend nicht zum lieben Vieh stellen. Das liebe Vieh wird allzugescheit. Erzählen wir was davon.

An einem Samstag war's, im Hochsommer, so in den Nachmittagsstunden, da hob der Herrgott die Ruthe und peitschte uns Alpel-Bauern tüchtig durch. Ein scharfer Hagel kam und vernichtete das reifende Korn und den grünen Kohl bei Putz und Stingel. Es war ein harter Schlag, und nur jene Glücklichen, die unter der Erde ruhten, hatten ihn nicht gefühlt — nämlich die Erdäpfel.

Mein Vater hatte sieben Kinder, worunter ich dasjenige, welches am meisten brauchte, weil ich das größte war. — Arme Leute haben auch ihre treue Lieb' zu den Kindern im Herzen, aber die herbe

Sorge legt sich darüber und erstickt sie schier, und nur selten bäumt sie — die ja stark ist wie der Tod — sich empor und schreit mit einer Alles übertönenden Stimme nach dem Kinde. Mein Vater hatte manchen Versuch gemacht, sich meiner zu entäußern, auf ein Jährchen oder zwei, bis ich selbst die Kraft hätte, auf heimatlichem Grunde mein Brot zu graben. Aber es nahm mich Niemand, nur daß mich die Nachbarn zuweilen als Botengeher zum Krämer, zum Arzt, zum Amtmann benützten und mich dafür denselbigen Tag verköstigten.

Als nun im Fünfundfünfziger-Jahre, am 13. August, plötzlich die Hungersnoth da war, sah der Vater seine Sieben mit nassen Augen an und lachte dabei. Sein Gelächter war derart, daß ihm die Mutter in den Arm fiel und rief: „Mußt nit so, Mann, mußt nit so! Kommt's darauf an, so hab' ich Dir übermorgen alle Kinder weg; nicht eins siehst mehr im Haus."

Und am zweiten Tag zum Abend kam die Mutter müd' und matt nach Hause. Sie machte gar ein heiteres Gesicht — und das war mir heute bei ihr nicht in der Richtigkeit.

„So," sagte sie, als sie auf der Stubenthürschwelle saß, die wir, wenn die Thür just zu war, gern als Lehnstuhl benützten, „so, Schüsseln sind gefunden, Kinder; sie stehen mitten auf dem Fremdleuttisch, jetzt müßt's halt lange Arm machen, daß

Ihr was mögt derlangen. Du, Peterl, gehst in den Hefelrainhof zum Vieh, wo Du schon einmal auf Aushilf' bist gewesen. Morgen Früh kommt der Postl und nimmt Dich mit. Dich, Jackerl, braucht der Grabelbauer zum Schafhalten. Kannst gleich morgen anheben. Die Plonerl brauchen sie beim Riegelberger für's jung' Kind; den Polderl --"

„Jessas, Jessas, aber Bäurin!" unterbrach der Vater die Mutter, „hörst nit bald auf! Willst mir's denn Alle verhausen?"

„So!" sagte die Mutter, „Dir ist's nit recht! — Ja — meinst, es geschieht mir leicht?" und sie hub bitterlich an zu weinen.

Die vier Kleineren blieben daheim bei den Erdäpfeln, wir drei Größeren gingen „in Dienst". Wie es dem Jackerl beim Schafhalten und der Plonerl beim Kinderwiegen ergangen, das mögen sie selber darthun, oder die Wißbegierigen müssen warten bis auf den jüngsten Tag, wo Alles offenbar wird.

Ich ging in den Hefelrainhof zum Vieh. — Hätte ich damals schon den schönen Namen Stallwart erfunden gehabt, ich hätte mein Geschick viel leichter ertragen als so, da mich Jeder im Hause den Ochsenbuben hieß und auch darnach behandelte. Für den Ochsenbuben ist Alles gut, insonderheit wenn er noch so klein und untüchtig ist, als ich es war. Ich war auf mich selbst gestellt, konnte mich, den unter den Fittigen der Mutter vier Schuh hoch

Gewordenen, zu den barschen, groben fremden Leuten nicht schicken und sah es bald ein, daß ich in dem ganzen großen Hefelrainhof nur zwei Freunde hatte — meine steten Begleiter bei Tag, meine Stubengenossen bei Nacht — die Pöll Foich.

Pöll Foich, so hieß das vierjährige Zugochsenpaar meines Dienstherrn, das ich zu füttern und zu pflegen und bei den Fuhrwerken auf Weg und Feld zu leiten hatte. Mein Bett hatte ich im Stall über ihrer Krippe hängen, ihr gegenseitiges Lecken, ihr Reiben an der Krippenecke und ihr gemüthliches Wiederkäuen war mir das Traulichste, was ich außer dem Essensruf auf dem Hefelrainhofe zu hören bekam, und ihre natürliche Wärme ersetzte mir in den Winternächten vollauf den Ofen.

Bei solch engem Umgang mit den beiden Recken konnte es wohl nicht fehlen, daß ich allmählich ihre Charaktere durch und durch kennen lernte, so zwar, daß ich heute, was meine diesbezüglichen psychologischen Erfahrungen betrifft, einen dreibändigen Roman über sie schreiben wollte. Doch dünkt mir, können so ein Paar Ochsen höchstens die Helden in einer Dorfgeschichte sein.

Und diese will ich denn hier darthun, von meinen einstigen zwei Freunden, die längst zu Staub und Erde geworden.

Der Pöll war eine schöne kräftige Gestalt. Er war lichtgrau von Farbe, hatte große, pechschwarze

Augen und um dieselben einen ziemlich breiten, gelblichen Rand, dann eine Schnauze, auf welcher, gute Gesundheit deutend, stets Tröpfchen standen, und auf dem Oberkiefer zwei breite Zähne, welche seine Mannbarkeit ankündeten. Seine Mannbarkeit! Mein Himmel, welche Ironie des Schicksals! Die Hörner des Pöll waren dick und etwas nach vor- und aufwärts gebogen, grau und rauh an der Wurzel und schwarz und glatt an den Spitzen, die sehr scharf in's Weite standen. Der Pöll trug sie gern hoch, er wußte, was er an seinen Hörnern besaß. Er war aus dem Dorfe gebürtig; seine erste Kindheit lebte er im Idyll am Busen der Mutter, von welchem er aber schon in der fünften Woche seines Lebens gerissen wurde. Seinen Vater hatte er nie gekannt; derselbe, ein rüder, wüster Geselle, soll — so sagt man — zahllose Weiber betrogen haben und der Ahne einer weitverzweigten Sippe sein.

Von der Mutter weg kam der Pöll, ganz wie ich, auf den Hefelrainhof, wo er seine Erziehung genoß. Ein aufgeweckter Junge, trieb er's lustig mit den Kälbern und Füllen auf der Weide, und kaum noch die ersten Stummel seiner Hörner hervorguckten, versuchte er sich schon im Rennen und Gaukeln und stieß manchen älteren Genossen in die Flucht. Sonst aber war er ein sanfter Charakter und hatte ein gutes Herz; jedesmal, wenn er glaubte einem Kameraden weh gethan zu haben, ging er freundlich

auf ihn zu, beleckte ihn an den Ohren, unter den Hörnern, am Halse und überall, wo jener selber sich nicht lecken konnte. Jedem sah er fröhlich in's Auge, und Jeder hatte ihn lieb. Und die Kalben blickten verschämt durch die Zäune auf den Jüngling, und senkten züchtig ihre Häupter und fraßen thaunasses Gras — da ihnen, ach, so warm um's Herz war.

In seiner Kindheit war der Pöll semmelfalb gewesen und alle hatten ihn das Falcherl genannt. Mit den Jünglingsjahren aber wurde seine Farbe dunkler und fast grauschwarz bis auf den weißen Streifen, der wie Reif längs seines Rückens lag. Sehr kräftig und schön entwickelte sich der Nacken, und die Hörner wuchsen immer kühner und freier aus ihrem Grunde. Der Hefelrainhofer tätschelte den Jungen gern mit der Hand, schob ihm Heu in die Schnauze und sah dabei nach, wie es mit den Zähnen stünde, die er sich für eine gewisse Angelegenheit zur Richtschnur sein ließ, und nannte ihn sein „braves Pöllerl".

Da war's zur selben Zeit, an einem wohligen Juli-Abende, daß der Pöll an der Zaunschranke stand, als hinter derselben in ehrsamem Schritte die Rinderschaar des Ziselhofes vorüberzog. Voran ging im Bewußtsein ihrer Würde die braune schwerbeeuterte Glockenträgerin, wohlgesättigt von der Halde. Als sie den jungen Pöll am Zaune stehen sah, hielt sie ihren Schritt an und blickte zu ihm hinüber. Sie

erkannte den Sohn und eine Herzensfreudigkeit wurde in ihr lebendig darüber, daß der Junge noch am Leben war und so wohl aussah, während manches ihrer Kinder mit großen, wüthigen Hunden von ihr fortgehetzt worden zum Tode.

Aber der Pöll hatte kein Auge für seine Mutter. Ein Anderes war es, was heute sein volles Interesse in Anspruch nahm. Etwa die Dritte oder Vierte in der Reihe, schritt in jungfräulicher Züchtigkeit eine Kalbin heran, die nur einmal ihren Kopf nach ihm wendete, dann sich mit dem Schweif eine Bremse vom Rücken schlug und gleich den Anderen von hinnen wandelte.

Der Pöll ging seinerseits den Zaun entlang und ließ die holde Erscheinung nicht aus den Augen. Ein bisher ungekanntes Gefühl wurde in seinem Herzen wach. Er brüllte dumpf, eine Thräne rann aus seinem Auge, und es mag ihm in diesem Momente wohl zu Muthe gewesen sein, wie einem Menschenjüngling, der ein lyrisches Gedicht macht. Plötzlich jedoch sah er etwas, wovor seine ahnungslose Seele erbebte. Durch die Heerde heran drängte sich der Grull, ein schwarzer Geselle mit sehr dickem Halse. In männlicher Stolzheit nahte er sich der schönen Kalbin. — Der Pöll kannte ihn wohl, den Grull; die beiden waren einige Zeit Kameraden gewesen auf dem Hefelrainhofe, hatten in einem und demselben Stalle gewohnt und waren sogar Freunde geworden.

Der Grull war ein Jahr älter als der Pöll, aber um Vieles unternehmender und leidenschaftlicher. Er war Realist vom Heu bis zum Stroh, während in Pöll bisweilen doch auch die zarten Saiten des Ideals erklangen. Der Pöll träumte zu Zeiten von sprossenden Kohlgärten und Blumenbeeten, von peitschenloser Freiheit auf ungemähten Wiesen und Kleefeldern und mancherlei Dingen, die dem irdischen Vieh zumeist wohl unerreichbar sind, während sich der Grull nur an das hielt, was ihm augenblicklich nahe lag und er hierin auch voll zu genießen verstand.

Da hatte eines Tages der Nachbar Ziselhofer an dem stämmigen und praktischen Burschen Gefallen gefunden, denselben gegen ein fettes Schlagrind eingetauscht und zu seiner Heerde heimgeführt, die an dem neuen Genossen sehr viel Freude fand.

Und wie mußten sich die beiden Freunde wiedersehen! Der Grull ging gerade auf die anmuthsreiche Kalbin — Morlo, rief sie der Hirt — zu, und diese blieb stehen und wartete auf ihn. Er gaukelte einmal mit den Hörnern, dann beleckte er ihre Wange — Menschen würden sagen, er küßte sie — und legte sein dickes Haupt auf ihren Nacken. — Da wurde es dem armen Pöll grau vor den Augen, heiße Gluth, wilde Eifersucht tobte in seiner Brust, er rannte mit dem Hörnern gegen den Zaun und suchte die Stangen zu durchbrechen, um das holde Wesen vor dem Lüstling zu schützen. Jetzt stand der Hirt da und ein Peitschen-

riemen, der noch erklecklich viele Knoten haben mußte, pfiff dem Pöll wie eine giftige Schlange um die Ohren, daß er erschreckt zurückwich.

Als er sein Haupt wieder wendete, war der Zug vorüber; die Glocke hörte er noch schellen von weitem; er aber stand auf der Heide, einsam und allein.

Jedoch — was ein finster Geschick ihm versagte, das schien ein freundlicher Zufall ihm zu gewähren. Sein Herr, der Hefelrainhofer, kaufte eines schönes Tages die Kalbin Morlo an. Auf der freien Weide wurde sie zur Heerde des Hefelrainhofers gelassen. Sie war schüchtern und etwas verzagt; der weibliche Theil der Heerde schien sie zu meiden, zu höhnen oder gar mit den Hörnern zu verfolgen; der männliche Theil machte sich neugierig und übermüthig an sie heran. Der gute Pöll hielt sich stets etwas abseits, that als grase er unbekümmert auf seinem Fleck — doch sein ganzes Denken und Fühlen war sie. Er sann nach, ob es nicht möglich wäre, in der Abenddämmerung den Bretterzaun des Gemüsegartens der Bäuerin zu durchbrechen, die Morlo mit in denselben zu locken, unbeirrt von allen Anderen mitten unter köstlichen Kräutern und Blumen ihr seine Liebe zu gestehen und so den verhaßten schwarzen Buhlen für immer aus dem Felde zu schlagen.

Langsam und auf Umwegen nahte er sich nun der braunen Kalbin. Herangereift zur vollen Weiblichkeit, war sie weder kokett noch affectirt, in reizender

Naivetät hob sie ihr Haupt, wendete es dem Jüngling zu und sie blickten sich in's Auge. Sie fanden sich und sollten nun zusammen sein alltäglich auf der blumigen Flur und in der schattenkühlenden Halde. Dann wollte er sie umfangen mit seinen Armen, auf denen er sonst — unter dem Fluche des Geschlechtes — zu Vieren durch's Leben schreiten mußte.

Hoffnung schwellte sein Herz. — Da war's an dem Tage, daß ein fahlbärtiger Mann in den Hefelrainhof kam; derselbe hatte eine übermäßig fettige Lederhose, ein narbiges Gesicht und zwei kleine, nebelgraue Aeuglein, die nicht viel Gutes ahnen ließen. Er trug einen Strickballen an den Hosenhälter geknüpft mit sich, ferner einen braunen Salbentiegel, einen Handblasebalg und einen zweischneidigen Eisenkolben, den er in der Küche des Hauses sogleich in's Feuer steckte.

Und zu gleicher Stunde kam der Hefelrainhofer auf die Weide, sah sich nach dem Pöllerl um und lockte diesen schmeichelnd mit einer Handvoll Hafer mit sich. Der Pöll freute sich über das Wohlwollen seines Herrn, und in der Meinung, daß ihm schon das Hochzeitsmahl gedeckt sei, trabte er dem Bauer nach.

Du armer, ahnungsloser Junge!

Kaum daß er in den Hof eintrat, wurde er von mehreren Knechten an den Hörnern gepackt, auf einen Strohbund hin zu Boden geworfen, an beiden Füßen=

paaren mit Stricken gebunden — und er, ganz betäubt im ersten Schreck, erwartete nichts Anderes als den Gnadenstoß in's Herz. Es kam noch stärker. Mit plötzlicher und schreckvoller Klarheit sah der Pöll die schändliche Verschwörung gegen ihn, hinter welcher sicherlich der falsche Grull steckte. Er brüllte wie ein Löwe, doch ergeben mußte er sich der brutalen Gewalt, es vergingen ihm die Sinne.

Als der Arme wieder zu sich kam, lag er in der Dunkelheit seines Stalles auf frischem Stroh. Er fühlte, sein Wesen war gebrochen, Lieb' und Leben ihm vergällt. Er knirschte mit den Zähnen, er stieß mit der Stirne an die Krippe, daß darunter die Mäuse aufschreckten — aber er war ohnmächtig.

Nach acht Tagen war der Pöll insoweit wieder hergestellt, daß er auf eine Stunde in's Freie wanken konnte. Sonnig lagen die Gefilde vor ihm da, aber nicht erfreute ihn der Sang der Vögel, nicht der Duft der Blumen und nicht das saftige Gras. Traurig blickte er hinüber auf die Au, wo die Heerde fröhlich weidete und wo Morlo, die braune Kalbin, mit — dem schwarzen Grull koste und schäkerte.

Laut stöhnte er auf und wühlte mit seinem Vorderfuß in der Erde, als wollte er dem siegreichen Nebenbuhler das Grab graben, oder sich selbst in den kühlen Grund betten. Dann kam eine tiefe Abspannung und Gleichgiltigkeit über ihn und welt-

verachtend legte er sich in die Sonne hin und schloß die Augen.

Zur selben Zeit war's, daß der unglückliche Pöll einen neuen Stallgenossen erhielt. Es war ein lichtfalber, gutmüthiger Ochs, im gleichen Alter mit dem Pöll, und auch mit gleichem Geschicke. Sein Name war Foich (so viel als der Falbe, der Falche, im Mundartlichen der Foich). Er war in der Wiesau geboren, kam frühzeitig unter fremdes Dach und überhaupt hatte seine Jugend große Aehnlichkeit mit der unseres Pöll. Nur war der Foich von glücklicherer Charakteranlage als jener; er war phlegmatischen Temperamentes, genoß ruhig, was die Weide und der Trog ihm boten, hatte weiters keine Wünsche und Pläne und ließ sich von des Lebens Lust oder Noth nicht eben sehr alteriren. Eine gelbgraue Kalbin, die mit ihm auf einem und demselben Hofe war, sah er nicht ungern, doch als er merkte, daß sein Kamerad, der Zingg, mit Leidenschaft ihr nachhing und darüber sehr mager wurde, verzichtete er willig. Trotzdem verfiel auch er dem bösen Fatum, dem kein Ochse hienieden entgeht, und mit gebrochener Manneskraft kam er auf den Hefelrainhof, wo er den trostlosen Schicksalsgenossen fand.

Der Pöll kehrte sich anfangs nicht an den neuen Kameraden — er grollte allen Wesen und zumeist denen, die sich, wie der Foich, mit gleichgiltigem Behagen der Niedertracht der Welt ergaben. Doch

ging allmählich, wie an seiner äußeren Haarfarbe, die seit der Katastrophe lichtgrau und endlich völlig weiß wurde, auch in seinem Innern eine Aenderung vor, er zog sich in sich selbst zurück, begann sich mehr und mehr dem Foich anzuschließen. Die Beiden wurden sich an Gestalt immer ähnlicher, nur daß der Foich sehr glatte und weiße Hörner hatte, welche etwas nach rückwärts standen, während jene des Pöll, trotz alles Feilens und Schabens des Oberstallknechtes, grau und rauh blieben und immer mehr und kecker nach vorn wuchsen. So waren beim Foich auch die Augenringe und der Rand um die Schnauze herum schneeweiß, was stets auf Gutmüthigkeit und Befähigung zur Fettleibigkeit weist, während die gelblichen Augenränder des Pöll auf Trotz und Tücke schließen ließen.

Als die Beiden vollständig genesen waren, kam eine neue Prüfung. Der Altknecht und der Feldbub führten sie eines Morgens aus dem Stall und legten auf ihre Nacken ein schweres Holzjoch, welches sie so stramm zusammenhielt, daß Keiner sein Haupt weder nach links noch nach rechts zu wenden vermochte. Der Foich hielt ruhig still; der Pöll hingegen war empört über diese neue Grausamkeit und bäumte seinen Nacken, daß das Joch ächzte und dem armen Foich fast die Hörner abgedreht wurden. Das brachte dem Widerspenstigen einen Schlag mit dem Peitschenstab ein, worauf er noch unsteter wurde, mit den

Hörnern gegen die Unterjocher dreinzufahren suchte, mit den Nasennüstern heftig schnaubte und schäumte. Ein zweiter Schlag über die Stirne, da that der Pöll einen Ruck, krachend brach das Joch, und, das eine Stück noch an die Hörner gebunden, rannte er wild schnaubend und mit hochgeschwungenem Schweife davon.

Der Foich stand da und sah verwundert dem so wüthend gewordenen Kameraden nach. Dieser wurde mit vieler Mühe eingefangen, hart geschlagen und endlich durch vier handfeste Knechte in ein neues Joch gespannt. Dann wurden Beide förmlich davon geschoben; der Pöll wollte nicht gehen und der Foich konnte nicht, weil er ja an den anderen geschmiedet war; manchen Hieb mußte der gute Foich sich gefallen lassen, den gewiß nur der widerspenstige Pöll verdiente, der das einemal sich fest wie eingewurzelt gegen das Vorwärtsgehen einstemmte, das anderemal wieder in wilden Sprüngen voranschoß, den armen Foich zurückdrängend oder mit sich fortreißend.

So kamen sie hinaus auf das Feld und dort wurden sie an den Pflug gespannt. Jetzt war an ein rasendes Vorwärtsspringen nicht mehr zu denken, denn der Pflug schnitt tief und schwer die Furche und hielt das ungefüge Paar in gutem Zaum. Nach mancherlei Befreiungsversuchen und trotzigen Gesten sah es endlich der Pöll ein, daß es am wenigsten

Schläge und andere Beschwerden gab, sobald er ruhig und gleichmäßig in der Furche dahinschritt.

Und so wurden die Pöll Foich ein Paar gute Arbeiter auf dem Felde des Hefelrainhofers. —

So standen die Dinge, als ich, von dem Hagelschlag aus der Heimat vertrieben, in den großen Bauernhof kam. Durch näheren Umgang mit den Beiden und durch freundschaftliches Interesse, welches wir uns gegenseitig zuwendeten, war ich der Erste und vielleicht der Einzige, welcher die Pöll Foich in ihrer ganzen seelischen Bedeutung würdigte. Ich striegelte ihnen täglich die Streukrümchen und die ausgehenden Haare vom Leibe, ich beschnitt allmonatlich ihre Klauen und Hörner und stutzte die langen Haarbüschel ihrer Schweife.

In Kostsachen mußten sie mit Heu und Stroh und dem Hausbrunnen vorlieb nehmen, nur des Abends bekamen sie die „Lecken“, einen aus kleinen Futterabfällen und Heugesäme bereiteten Brei, in den ich jedesmal erklecklich viel Salz streute, wofür mir die beiden Pfleglinge stets sehr dankbar waren. Mir gegenüber ließ der Pöll von seiner Verbissenheit nichts spüren, gerade als hätte er's gewußt, daß auch ich einer der Uebervortheilten war — nicht in allen Dingen, so wie er, jedenfalls aber in dem, was das Joch betraf. — Die Pöll Foich hatten sich nun recht aneinander gewöhnt, und zur Winterszeit oder an Feiertagen, wenn die Last der Pflichten

nicht gar zu sehr auf sie drückte, waren sie sogar aufgeweckt und streichelten einander sehr oft mit der Zunge.

Als jedoch wieder das Frühjahr kam, ging von neuem die Plage an. Der Pöll zog seinen Pflug, aber ungern, und zuweilen blickte er knirschend hinüber auf die nahe Au, wo Kühe und Kalben in idyllischer Freiheit herumgingen, lagen, standen und hüpften, und wo die längst zur Kuh gewordene Morlo mit dem Grull ein beschaulich Eheleben führte.

Doch schien auch das Leben des schwarzen Buhlen nicht geradezu kampflos abzugehen. Eines seiner Hörner war gebrochen. Der Grull war ein leidenschaftlicher Ringer und Raufer geworden. Jeden harmlosen, vierfüßigen Gesellen, den er auf der Weide traf, er mochte vom Ziselhofe sein oder vom Nachbarhofe kommen, oder von weiter her, stänkerte er an, begann Händel, hub in die Erde zu graben, mit den Hörnern zu gaukeln und zu drohen und arg zu brüllen an und ruhte nicht eher, als bis Einer oder der Andere ächzend auf dem Boden lag. Zumeist waren es Liebes- und Eifersuchtshändel mit solchen, die sich der Morlo zu nähern suchten, oder mit solchen, denen er selbst in's Gäu ging, denn er war ein durchaus lockerer Geselle, der Grull, und huldigte dem Principe der Vielweiberei — aber nur für sich allein.

So hatte er bei einem letzten Ringen sein linkes Horn eingebüßt und nun sah er recht abenteuerlich aus und verwahrlost, aber bei dem schönen Geschlechte hatte er immer noch Glück.

Der Pöll, wenn er manchmal auf die Weide geführt wurde, ging mit einem dumpfen Gebrumme an dem Grull vorüber, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, wie sehr der Andere auch bestrebt war, mit ihm anzubinden. Der Pöll hielt sich überhaupt nicht gern unter der Heerde auf; er suchte sein grünes Gras abseits und ging seine besonderen Wege. Doch mußte der Hirt gerade auf ihn am meisten Acht haben, denn er durchbrach, wo er sich unbeachtet wußte, die Zäune und ließ es sich auf einem nachbarlichen Kornfeld wohl sein, oder er hub mit den langen Hörnern geschickt die Wegschranken aus und wanderte davon und wäre sicherlich schon längst in die Fremde gezogen, wenn man den paßlosen Vierfüßler nicht noch irgendwo aufgehalten und zurückgeliefert hätte. So hatte sich der Pöll befreit von dem Vorurtheile seiner Standesgenossen, als könne der kräftige Ochs einen Stangenzaun nicht mit Leichtigkeit niederwerfen, und so gab es für ihn auf räumlichem Gebiete keine Weg- und Grenzschranken mehr. Arg war es besonders des schlechten Beispieles wegen. Er hieß niemals Einen mit sich, war's zufrieden, wenn er allein gehen konnte, aber die ahnte Heerde seine Wege und folgte ihm nach

bald durch die niedergerannten Zaunschranken auf's Korn- oder Kleefeld oder auf die ungemähte Wiese des Nachbars.

Klagen liefen ein über den bösen Pöll und seine Verwüstungen, und weil es für solche Uebelthäter in unserem Staate noch kein Gericht giebt, so wurde nicht der Pöll, sondern der Hefelrainhofer mit Strafen bedroht, insofern er den Bösewicht nicht unschädlich mache.

Jetzt band der Bauer dem Pöll eine Stange so über die Hörner, daß diese zum Aufbrechen von Zäunen ungeeignet werden sollten, und ließ ihn nachher auf die Weide. Allein das war dem Gemaßregelten gerade recht, jetzt verrichtete er die Sprengwerke mit der Stange und schonte dabei die Hörner. — Versuchte es der Hefelrainhofer noch einmal, es dem Ochsen an Intelligenz zuvorzuthun, und schnallte ihm ein Brett vor die Augen, so daß der Pöll gar nicht vor sich hinsehen konnte, sondern nur hart an den Boden nieder, wo das schlechte Gras wuchs. Der Pöll sah's ein, das war ein großer Nachtheil. Zuerst stand er da und ging nicht einen Schritt vom Fleck. Als es ihn zu hungern begann, suchte er sich etwas Gras und stieß dabei an einen Baum. Der Baum war ihm willkommen, denn an diesem suchte er sich nun der fatalen Augenblende zu entledigen; da ihm das aber nicht gelang, so wollte er mit seinem Kameraden, dem Foich, ein Kopfrennen anfangen,

um das Brett auf solche Weise zu zertrümmern. Doch der Foich verstand ihn nicht und hub an, den Kampflustigen begütigend zu lecken.

Zwei Wochen lang ging der Pöll mit der Blende auf die Weide; als wir ihn aber hierauf für ein Waldfuhrwerk einspannen wollten, sahen wir, wie sehr er abgemagert und entkräftet war, und der Bauer sagte: „Mit dem Augenband geht's auch nicht. Den muß man im Stall behalten oder ihm einen eigenen Wächter beigeben. Wär' der Racker nur besser bei Fleisch, ich wollt' ihn am liebsten niederschlagen."

So weit kam's mit dem Pöll, und wie einen von der Strafanstalt entlassenen Spitzbuben mußte man ihn bewachen, so oft er in's Freie kam. Berüchtigt war er in Nah' und Fern, und wenn irgendwo auf ein Getreidefeld oder in einen Garten eingebrochen wurde, so mußte es der Pöll gewesen sein, und hielten wir diesen auch verschlossen hinter dreifachen Thüren.

Im Spätherbst vor dem Einschneien konnten wir seinen Zwang etwas lockern. Da läßt man alle Heerden auf die abgeweideten und abgeernteten Wiesen, Felder und Matten, und durcheinander mit den nachbarlichen Rindern, wie sie eben durcheinander wollen. Da konnte der Pöll nicht mehr viel Schaden thun, und so banden wir ihm weder Stange noch Blende an den Kopf.

Menschen und Thiere freuten sich der letzten sonnigen Tage und ich selbst war im Hefelrainhofe schon so angewöhnt, daß ich mich kaum mehr viel zurücksehnte in mein Vaterhaus, wo Vetter Schmalhans immer noch Küchenmeister war. Da wurden eines Tages die friedlichen Herbsttage schrecklich unterbrochen. Eine Botin vom Ziselhofe kam athemlos gelaufen — oben im Waldanger unter einem Raine liege der Stier, der Grull, todt in seinem Blute!

Wir Alle eilten dem Waldanger zu. Es war so. Mit arg zerschürfter Haut, einem gebrochenen Vorderfuße und einer tiefen Wunde am Halse lag der Grull mit hervorgestreckter Zunge und verglasten Augen zwischen Binsengebüsch auf dem Moor. Ein Mord! Der Unglückliche mußte sich wacker gewehrt haben, oben auf dem Anger war streifenweise das Gras weggeschürft und lagen kleine Haarbüschel herum. Dann war er, wie die Blutspuren zeigten, über den steilen Rain geworfen worden.

Wer war der Mörder? Ein Racheact mußte es gewesen sein, deß war Alles einig, denn der Grull hatte unter dem männlichen Geschlechte seines Stammes viele Feinde gehabt. Aber welchem von ihnen konnte eine solch schreckliche Blutthat zugedacht werden? Wie man auch Umschau halten mochte in den Heerden, alle — darunter auch die zahlreichen Witwen — glotzten harmlos d'rein, und waren

kaum erschüttert von dem Ereignisse. Vor Allem mußte der Todte fortgeschafft werden. Ein trauriges Begräbniß blieb erspart. Die armen Leute der Gegend hielten zu Ehren des Getödteten ein sattsam Mahl, zu dem er selbst den Braten lieferte.

Als wir an dem Abende des Unglückstages unsere Heerde sonderten und in den Hof leiteten, war — der Pöll nicht darunter.

Sofort stieg Verdacht auf! Wo ist er? Weshalb kehrt er nicht heim? — Ach, es war im Grunde eigentlich nicht so auffällig, wenn man den Ausreißer kannte. Wir sollten bald Gewißheit haben. Noch in der Nacht brachte der Waldbachköhler den Pöll an einem Strick in den Hof und schrie, daß die Wände gellten und wir Alle aus dem Schlafe fuhren: „Den Mörder haben wir da! Er hat wollen auf die Fischbacher Seite hinüber!"

Mit einer Spanlunte leuchteten wir dem Eingebrachten in's Gesicht; dieses sah erschreckt und unstet d'rein und die scharfen vorgebogenen Hörner waren blutig.

Es bedurfte weiters keiner Beweise mehr. Der Pöll wurde zum Foich und zu mir in den Stall gethan, der Köhler bedankt, das Haus legte sich wieder zur Ruhe.

Am anderen Tage zahlte der Hefelrainhofer fünfundvierzig Gulden an den Ziselhof für den getödteten Grull, mit der Bedingung, daß ihm die Haut über-

lassen werde. Als er mit der geleerten Brieftasche heimkam, nahm er die längste Peitsche hervor, die in der Ochsenkammer aufzufinden war, führte den Foich aus dem Stall und schloß sich selbst in denselben zum Pöll ein. Der Pöll stand ganz ruhig vor dem leeren Heutrog und wartete auf Futter, als wisse er nicht, daß heute strenger Fasttag sei. Der Bauer stand ruhig vor dem Pöll und machte sieben Knoten in seine Peitsche. Und als die Knoten fertig waren, ließ er sie niedersausen auf den Körper des Verbrechers. Da begann der Tanz um die Krippe, die mitten im Stalle stand. Mächtig pfiff die Peitsche, wüst fluchte der Bauer und der Pöll schoß polternd im dunklen Stalle um, stieß an Wand und Barren und hub ob der fortwährenden Streiche vor Schmerz zu brüllen an.

Erschöpft hielt endlich der Bauer ein. Der Pöll stand an die Wand gedrückt und schnaufte.

„So, mein Pöllerl, und jetzt, daß Du's weißt, Du kommst Dein Lebtag nicht mehr an's Tageslicht," mit diesen Worten verließ der Hefelrainhofer den Stall und schlug die Thür hinter sich zu.

Lebenslängliche Haft! — mehr noch; der Pöll war zum Tode verurtheilt!

Schon am nächsten Tage begannen wir, ihm Kräuter und Erdäpfeltränke, feines Heu ohne Stroh, Kleienlecken, Rübenspalten, gekochte Kohlstengel u. s. w. zu füttern und für den Uebelthäter begann ein Leben,

wie er es selbst in seinen kühnsten Träumen sich nicht zu hoffen gewagt hatte. Andere wurden an den Pflug und an den Wagen gespannt, um all das herbeizuschaffen, was seinen Tisch so gut und theuer machte.

So ging es monatelang; aber selbst in der Gefangenschaft und im Wohlleben schien der Pöll seine Bosheit nicht ablegen zu wollen. Er wurde nicht fett. Er fraß und soff und lag auf der Haut, und wurde nicht fett. Als ob er's gewußt hätte, daß ihm seine Magerkeit allein noch das Leben und den Genuß eine Zeitlang erhalten konnte.

Ganz anders der Foich. Trotzdem er bisweilen noch mit einem fremden Genossen in's Joch mußte und durchaus keine besondere Köstigung genoß — er gedieh und wurde von Woche zu Woche beleibter. — Das macht das gute Gewissen. Und da der Bauer die gute Art des Falben sah, setzte er ihn in den wohlverdienten Ruhestand und begann ihn mit größerem Fleiße als bisher zu füttern.

Und als die älteste Tochter des Hauses heiratete, war es der gute, sanftmüthige Foich, der es übernehmen mußte, den Festbraten zu stellen.

Der Pöll aber lebte noch lange fort, stets gefüttert und gepflegt, aber er blieb mager, so daß der Hefelrainhofer von neuem Lust bekam, das „zaundürre Rindvieh“, wie er sich in seinem Cynismus auszudrücken beliebte, noch einmal um die Krippe tanzen

zu lassen und dazu mit der Peitsche den Tanz zu pfeifen.

Mittlerweile waren gesegnete Jahre gekommen und ich sollte wieder heim in's Vaterhaus. Was aus dem unglücklichen Pöll weiter geworden, ist mir nicht bekannt; nun wird er wohl schon längst gestorben und verdorben sein.

Ich habe diese buchstäblich wahre Geschichte einmal einem Naturforscher erzählt, als neuen Beleg der Analogie des Seelenlebens zwischen Menschen und Thieren. Und ich hatte noch die Bemerkung beigefügt, wie es doch seltsam sei, daß, wie der Mensch, so auch das Thier hinausgestoßen werde in das Leben, um schuldig und unglücklich zu werden.

Hierauf gab mir der Naturforscher zur Antwort: „Lieber Freund, das Unglück Ihres Helden war, daß er für einen Ochsen zu gescheit gewesen ist.“



Auf der Alm giebt's ka Sünd'.



Ich sag's ja immer, für einen zehnjährigen Hirtenknaben auf der Alm ist es schwer, Mensch zu sein.

Ich meine nicht etwa mich, denn ich war damals zwölf oder dreizehn Jahre alt, oder vielleicht schon vierzehn, kurzum, in dem Alter, wo der Mensch am allergescheitesten ist.

Daher steckte ich an jenem heißen Sommertage beim Kornschneiden die Sichel in eine Garbe und versicherte den Oberknecht, daß es sehr nöthig sei, auf die Alm zu gehen und nachzusehen, ob bei einer solchen Hitze die Kühe nicht etwa schon die Klauenseuche hätten.

Der Oberknecht gab noch der Befürchtung Ausdruck, ob nicht etwa ich die Seuche an den Klauen hätte, weil mir in denselben die Sichel auf einmal so unbequem geworden wäre! Ich dachte: dumm

ist auch unser Oberknecht nicht, und ging meines Weges.

Als ich hernach oben über die Almen hinging in der weichen, sonnigen Luft, da sah ich vor mir im Federgrase plötzlich den Giglgogg-Buben liegen. Er lag auf dem Rücken, reckte die Knie empor und sah in den Himmel hinein. Das war der mit den zehn Jahren.

„Giglgogg-Bub!“ rief ich ihn an. Da schob er sich erschreckt über.

„Was hast Du denn jetzt gedacht?“ fragte ich ihn.

„So!“ entgegnete er träge, „habe ich was gedacht?“

„Ja, Halterbub, das müßte ganz ungefähr geschehen sein.“

„Mein Lieber!“ verbesserte er sich dann, „ich hab' zu denken genug. Vielleicht kannst Du mir sagen, was ich anfangen soll.“ Und indem er sich halb aufrichtete und mit einem Ruck des Hauptes das braune Haar aus der Stirne schnellte, daß man seine blauen, treuherzigen und gar schalkhaften Augen sehen konnte, sagte er: „Weißt, Lenzischer (vom Lenz der Sohn), daß ich eine Todsünd' haben muß?“

„Zu was brauchst denn Du, kleinwinziger Knirpsl, eine Todsünd'?“ war mein Aufbegehren.

„Ja, bis morgen Früh brauch' ich eine Todsünd'! Ich werd' zur Firmung nicht angenommen, wenn ich nicht früher beichten geh'. Läßliche Sünden hab'

ich mir schon einen Haufen zusamm'studirt, aber läßliche Sünden wären nur für Kinder was, sagt unser Michel, und ein ordentlicher Mensch — sagt der Michel — soll auch ein paar Todsünden darunter haben. So simulir' ich jetzt schon hin und her und bis morgen Früh muß ich Todsünden haben."

„Da ist noch eine ganze Nacht dazwischen," tröstete ich.

„Woher nehmen und nicht stehlen!" rief der Junge, der ein besonders dreistes, fürwitziges und wiederum überaus einfältiges Bürschlein war. „Wie hast denn Du's angestellt?"

„Wie werd' ich's angestellt haben?" war meine Entgegnung, „ich hab' den Katechismus hergenommen und hab' mir für's Erste einmal die sieben Todsünden herausgelesen. Wenn man sie nur einmal beim Namen kennt, nachher geht's schon; weißt, Giglgogg-Bub, das ist wie bei deinen Kühen, wenn Du sie beim Namen lockst, so kommen sie."

„Gelt, Lenzischer," sagte er jetzt und berührte mit den Fingerspitzen meinen Arm, „gelt, Du hilfst mir ein wenig, schau, weil ich alleweil auf der Alm sein muß und nichts lernen kann. Und wenn ich schon einmal beichten geh', so will ich kein kleiner Bub nimmer sein. Und da hätt' ich ganz recht, sagt der Michel."

Da hat er ganz recht, dachte ich mir, und einen halberwachsenen Burschen muß man schon ein Bissel

aufputzen — eine Feder auf dem Hut und ein paar frische Todsündlein in der Haut. Ueber Nacht werden sie ihm wohl nicht schaden und morgen legt er sie ja doch wieder ab.

„Zum Beispiel die Hoffart," meinte ich; „was sagst denn dazu?"

„Du bist unten bei den Leuten und hast leicht reden," versetzte er mißmuthig, „vor wem soll ich denn da heroben hoffärtig sein?"

„Du kannst Dir's eben nicht anschicken," war meine Entgegnung, „so wollt' ich mich an Deiner Stell' doch einmal kerzengerad hinstemmen vor meine Kühe und sagen: Ihr Hascherln, Ihr! Da habt Ihr einen so großen Schädel und keinen Verstand d'rin! Ich herentgegen hab' ein kleinwinziges Köpfel und treib' Euch hin, wo ich will und trink' Euch das Euter aus, wann ich will und bin ein Herrgottssakermenter gegen Euch Creaturen, weil ich ein Ebenbild Gottes bin und Ihr seid Vieher! — Das ist eine Hoffart, wie Du sie auch unten nicht schöner finden wirst."

„Ist mir zu dumm," sagte der Giglgogg-Bub drauf.

„Oder der Geiz!" schlug ich vor, „was sagst Du denn zum Geiz?"

„Vom Geiz hab' ich schon was gehört," meinte der Bub, „aber das ist eine Sünd' so mehr für reiche Leut'."

„Da hast Du recht," gab ich zu, „bei einem Halterbuben möcht' der Geiz in der ersten Nacht schon verhungern. Diese Todsünd' frißt zu viel, die lassen wir den Reichen. Aber friß einmal Du, ist ein lustiges Geschäft und hast gleich Fraß und Völlerei beisammen — eine prächtige Todsünd'!"

„Du Narr!" sagte der Giglgogg-Bub, „das müßt nicht einmal eine Todsünd' sein; die thäte ich und wenn sie eine dreigöttliche Tugend wär'! Und hätt' sie schon lange gethan, wenn die Schwaigerin den Schlüssel zur Butterkammer nicht alleweil im Kittelsack hätt'."

„So nimm ihr den Schlüssel weg," rief ich, „kannst gleich raufen mit ihr, über und über wild werden, und kehr' die Hand um — hast den Zorn!"

„Der Zorn wäre auch wieder eine," überlegte mein Junge, „da hätte ich nachher gleich zwei auf einmal."

„Drei kannst haben auf einmal, wenn Du g'scheit bist, drei Stuck, wie sie Euer Michel nicht besser zuweg bringt."

„Drei sind mir zu viel," sagte der Bursche entschieden.

„Also willst Du mich in der Butterkammer mithalten lassen?" war meine etwas unredlich einlenkende Frage.

„Ja, Schnecken, wenn Du magst!" spottete mein Bürschlein, „wenn ich mit der Schwaigerin schon

einmal um den Schlüssel raufen muß, so will ich nachher das Butterschlecken auch allein haben und keinen Menschen mithalten lassen — gar keinen!"

„Was sag' ich denn? Dann hast die dritte schon — den Neid."

Der Giglgogg-Bub besann sich ein wenig, dann sagte er: „Nein, die Butterkammer erspar' ich mir auf ein andermal. Der Michel sagt, wenn der Mensch einmal ausgewachsen ist, nachher braucht er um den Schlüssel nicht mehr zu raufen."

„Freilich nicht, weil die Schwaigerin in voraus weiß, daß sie unterliegt."

Nach einer Weile, als er, mit einem abgerissenen Rispenhalm spielend, so ein wenig um seine Nase herumgefuchtelt hatte, bis er niesen mußte, sagte ich: „Helf' Gott, Giglgogg-Bub!"

Dagegen hatte er nichts einzuwenden.

„Was hast sonst noch für Sünden, Lenzischer?" fragte er.

„Ja mein Lieber, jetzt sind nicht mehr viel da. Etwan noch die Unkeuschheit?"

„Pfui!" rief der Giglgogg-Bub und spuckte in einem weiten Bogen vor sich hin.

„Weißt Du wohl auch, was damit gemeint ist?" gab ich ihm zu bedenken.

„Du wirst mir's nicht sagen müssen, Gott sei Dank!" versetzte er entrüstet. „Wie nachst Herbst die Christenlehr' ist gewesen, hab' ich's schon gelernt.

Die Unkeuschheit ist das, wenn der Mensch an die Stalldirn denkt."

Nun begriff ich seinen Abscheu, denn die Stalldirn im Giglgogg-Hause war wohl sicherlich sechsmal so alt als der Halterbub, war auch etwas unsäuberlich in ihrem Aussehen, trotzdem fand sie es nöthig, alljährlich am Frohnleichnamstag durch einen grünen Kranz auf dem Kopftüchel — denn Haar hatte sie keines mehr — öffentlich zu bezeugen, daß es ihr bislang noch gelungen sei, ihre Jungfrauenwürde zu bewahren.

Also entschieden abgelehnt.

„Jetzt haben wir nur noch eine und das ist die — Faulheit."

„Auf die bin ich selber gekommen," antwortete der Bub, „deswegen hab' ich mich da in's Gras gelegt, und wenn Du mich nicht davon hättest aufgestört, kunnt ich jetzt die schönste Sünd' fertig haben. Bei der dummen Rederei kommt doch nichts heraus. —"

Dieses Gespräch ist an jenem heißen Sommertage auf der Alm sozusagen geführt worden von mir Altklugen halb im Spaß, vom Giglgogg-Buben halb im Ernst gemeint. Es ist zu nichts gekommen, weiß auch nicht, wie er sich die Nacht über auf die Beichte vorbereitet hat und vermuthe fast, daß bei der Sach' der Wille für's Werk hat gelten müssen.

Darum sage ich, für einen Hirtenjungen auf der Alm ist es schwer, Mensch zu sein, weil er nicht

Schick und Gelegenheit dazu hat. Er wächst auf wie ein Tannling und bleibt so gottlos unschuldig, wie das liebe Vieh. Trotz aller Begierden, die in ihm brennen, kann er kein Gesetz übertreten, weil außer den einfältigen Aufträgen des Almbesitzers keines da ist. Also ist mir bei jener Begegnung mit dem Giglgogg-Buben das Wahrwort klar geworden, daß es „auf der Alm ka Sünd' giebt".

Keine schwere wenigstens, denn solche vermögen es nicht, in die Höhe zu steigen, sie bleiben in den Thälern und Ebenen und nisten sich in großen Städten ein. Unter vielen Menschen kommen sie am besten fort und wachsen sich oft zu wahren Prachtexemplaren aus. Bei den allermeisten Sünden ist es wie mit dem Heiraten: „Eins kann's nit richten, 's müssen Zwei dazu sein." Wenigstens Zwei, so beim Lügen und Betrügen, beim Stehlen und Morden u. s. w. Und erst gar bei den Cultursünden! Wie kann beim Börsenspiel Einer gewinnen, wenn nicht ein Zweiter ist, der verliert! Und wenn Einer dummtolle Operetten componirt, was schadet's, wenn kein Zweiter da ist, der sie sieht und hört? Und wenn Einer frivole Capitel über Todsünden schreibt, was verschlägt's, wenn kein Zweiter ist, der sie liest? Es müssen Zwei dazu sein. „Der A—dam war ein Gerechter, als die Eva kam, wurde es schlechter!" dichtete ein alter Dorfschulmeister, und dieses Gedicht, welches unser gottbegnadetes Geschlecht ein- für

allemal von A bis zum Z behandelt, schließt mit dem letzten Menschen:

„Der Vorletzte mag auf der Hut sein, der Z—dam wird wieder gut sein.“

Das wäre gewiß sehr bedenklich, wenn wir nicht wüßten, daß es auch zwischen A und Z, besonders da oben auf der Alm, manch einsamen Spatzen giebt, der keine süßen Niederträchtigkeiten aufzuweisen hat. Wenn der Italiener sagt, das Glück sei die Polenta des Herzens, so setzte ich dazu: Und die Sünde ist auf die Polenta das Speckfett.

Es ist traurig! — Und doch!

Ich will in einer so gefährlichen Sache nicht weiter dociren; kein Mensch glaubt's, wie schwer es ist, sich zwischen lauter Sünden durchzuwinden, ohne sich das Röcklein unschön zu machen. Aber noch erzählen muß ich, daß ich erst vor kurzer Zeit meinen Giglgogg-Buben wieder gesehen habe.

Das war aber kein dummer Giglgogg mehr, das war ein kräftiger hübscher Mann, der neun Jahre bei den Soldaten gewesen und jetzt Förster in den Graf Meran'schen Revieren ist. Seine blauen, munteren Augen hat er immer noch. Wir wurden bei einem Glase Wein bald wieder gut Freund und ergötzten uns an den Erinnerungen, „wie es dazumal halt so lustig gewesen“. Unsere Stimmung war endlich so weit gekommen, daß ich ihn fragen zu dürfen glaubte, ob er seither draußen in der Welt das

wohl gefunden, woran er damals auf der Alm so großen Mangel gelitten?

„Todsünden, meinst!“ lachte er. „Wie die Maikäfer fliegen sie da draußen herum; 's mag wohl sein, daß mir eine oder die andere bisweilen anbumst (angeprallt) ist. Wie das schon geht, Du weißt es ja.“

„Ich weiß es,“ war meine Antwort, „sie bumsen nur an, und wenn man sie nicht selber fängt, so fahren sie wieder zurück. Accurat wie die Maikäfer.“

„Und eine habe ich doch gefangen,“ vertraute er mir schelmisch, „das ist Dir aber schon eine ganz absonderliche, eine picksüße Todsünde!“

„So? — Ei, Kamerad, wo wachsen denn die?“

Beugte er sich zu mir vor, machte mit dem Finger einen kurzen Deuter so ein wenig über die Achsel zurück und schmunzelte: „Da oben auf der Alm!“



Als ich zum Pfluge kam.

Das ist eines der allerkürzesten, aber der allerwichtigsten Capitel, es führt mich aus der ersten kindlichen Jugend und aus der Hirtenzeit hinaus zur zielbewußten Arbeit und zur jungen Mannbarkeit.

Es bedurfte vieler Ränke, bis ich's vom Rinderhirten zum Pflüger brachte. Ich mußte mir den Fuß verstauchen, daß ich den Thieren nicht mehr entsprechend nachlaufen konnte; ich mußte auf der Weide Vogelnester entdecken, wodurch mein jüngerer Bruder geneigt wurde, an meiner statt das Hirtenamt zu übernehmen; ich mußte endlich den Knecht Markus, der sonst den Pflug geleitet hatte, gewinnen, daß dieser versicherte: 's wär' ein bequemes Zeug', ließe sich handhaben wie ein Taschenveitel und ich — der junge Bub' — sei häufig genug stark und geschickt, den Pflug zu führen.

Und ich stand da und streckte mich, daß ich dem langen Markus mindestens bis an die Achsel langte, und ich schüttelte einen Zaunstecken, daß er ächzte — zum Beweise meiner Reife für den Pflug. Aber mein Vater lachte und rief: „Geh', Du bist ein kleiner Prahlhansel! Wär' noth, es thät' Dir noch alle Tag ein Anderer Dein Hösel stäuben. Na ja, und jetzt will er den Ausgewachs'nen spielen. Ist recht, pack' nur an — wird nicht lang' dauern!"

Auf dem Acker war's gesprochen. Der Markus stand zurück und ich packte den Pflug bei den Hörnern.

Der Pflug in der Gegend meiner Heimat ist zwar nicht mehr der gekrümmte Baumast der Wilden, sonst jedoch ein unvollkommenes, plumpes Werkzeug. Der Bauer zimmert ihn selbst aus Birkenholz, die Eisentheile dazu nur holt er sich vom Schmied und die Räder vom Wagner. Die Hauptstücke des Pfluges sind: das Sech, Pflugmesser, welches den Rasen senkrecht durchschneidet, der Arling oder die Schar, welche denselben wagrecht abledigt, so daß eine Rasensohle entsteht, welche vierseitig und etwa eine Spanne breit und eine halbe Spanne dick ist. Dann ist das Mull- oder Tauchbrett, welches die abgeschnittene Sohle aus der Furche emporhebt und umlegt, so daß die Rasenseite nach unterwärts zu liegen kommt. Weitere Theile, vermittelst welchen diese Hauptstücke am Grindel befestigt sind, heißen

die Griessäule, die Sohlschwelle, die „Katze“. All diese Vorrichtungen müssen doppelt vorhanden sein, da die wechselweise Hin- und Herfahrt auf bergigem Acker solches bedingt. Voran liegt der Pfluggrindel auf der Räderachse, an welche zumeist ein Paar Ochsen gespannt ist. An der Rückseite des Pfluges stehen drei Hörner oder Sterzen, die Handhaben, hervor, durch welche der Pflug von einem kräftigen Manne geleitet wird. An der Leitung dieses „Pflughabers“ liegt es, die Rasensohle breit oder schmal, die Furche tief oder seicht zu machen; diesem Manne obliegt es, am Rande des Ackers den Pflug gut einzusetzen und auszuheben, auch muß er es vermögen, auf steinigem Boden vor jedem größeren Steine den Pflug herauszureißen, denn die Ochsen sind nicht plötzlich zum Stehen zu bringen und der unbewachte Pflug würde gar bald in Trümmer gehen.

Außer diesem Pflughaber ist zum Gefährte auch noch ein Fuhrmann nöthig, der die Ochsen leitet, so daß im Paare der eine stets in der Furche, der andere auf dem Rasen schreitet. Dann muß endlich ein „Nachhauer“ sein; das ist zumeist eine Magd, welche mit einer Haue dem Pfluge folgt, nicht gut umgelegte Sohlen niederkehrt, fehlerhafte Furchen aushaut — kurz, den Corrector des Pfluges abgiebt.

Man sieht, daß die Sache nicht einfach ist. Es gehört ein langer Tag dazu, um mit einem Pfluge

ein Joch hängigen Ackerlandes umzukehren. Nun, und wie ist's dabei dem jungen Pflughaber ergangen?

Fest hatte ich den Stier bei den Hörnern gefaßt. Es war aber wahrhaftig ein Stier. Vom Markus hatte sich das Zeug wie ein Spielwerk handhaben lassen; es war, als hielte er sich nur des Vergnügens wegen an den Handhaben. Jetzt war's eine andere Art. Die Rinder zogen an. Mich schleuderten die Handhaben nach rechts und nach links, der Pflug wollte aus dem Geleise steigen und meine Barfüßlein kamen etlichemal unter die Erdsohle. „Er ist zu gering beim Steiß!“ hörte ich den Vater und den Knecht noch lachen; das Wort weckte mich. Es handelte sich um meine Ehre, um meine Mannbarkeit. Nicht mehr der Halterbub' wollt' ich sein, der am Tisch bei der untersten Ecke sitzen mußte, der nirgends ein Wörtlein mitsprechen durfte, der — wußte er was Gescheites — dasselbe mit den Kälbern und Schafen bereden konnte. Mein Sinn stand nach dem Höchsten; groß, stark und selbständig wollte ich sein wie der Weidknecht. Und siehe, der Mensch wächst mit seinen höheren Zwecken! Ich führte den Pflug und schnitt eine leidliche Furche. Die ausgeackerten Regenwürmer hoben verwundert ihre Köpfe, zu sehen, wer heute ackere!

Die Aecker meines Vaters hatten zähe, gelbrothe, mit Graswurzeln durchflochtene Erde und die Sohlen

waren ein endloser Darm und brachen auf der ganzen Pflugstrecke kaum ein einzigmal ab. Mich freute das, denn so blieb der Pflug stets gleichmäßig in seiner Lage und die Furche war regelmäßiger wie Teichgräberarbeit. Meinen Vater freute das nicht; er hätte viel lieber schwarze und mürbe Erdsohlen gehabt. „Schwarze Erde, weißes Brot!“ sagt der Spruch.

Als ich den Pflug das drittemal über den Acker leitete, lugte ich nach der Sonnenhöhe. Ach, diese Uhr stand! Es waren Wolken davor. Und wenn der Herrgott boshaft sein will und es heute nicht Mittag werden läßt . . !

Es dauerte lange, bis zur Mahlzeit oben beim Hause die Mutter auf dem Söller stand, wie einst die Ahne, zwei Finger in den Mund hielt und einen Pfiff ausstieß, den der Waldschachen so prächtig nachmachte. Ich ließ die Handhaben los und gestand mir's: so schön habe die Mutter noch nie gepfiffen.

Dann ging's zum Mittagsessen. Ich hütete mich wohl, die Erde mir von den Händen zu reiben, denn eben diese Kruste gab mir das Ansehen: ich war nicht mehr der Halterbub', ich war der Pflughaber, hatte die gleichen Rechte mit den Knechten; ich saß neben dem Vorknecht und bestrebte mich, gewichtige Reden zu führen. Man sprach über meine Leistung; da schwieg ich, denn meine Leistung verstand sich von selber.

Es ist ein kleines Ding aus der Jugendzeit, es ist kaum groß genug, daß man's so laut erzählt; aber für den Landmann ist's ein wichtiger Tag, wenn er das erstemal seine Hand an den Pflug legt; es ist eine heilige That. Das Schwert, das Kreuz ist Gegenstand großer Abhandlungen; ich halte auch den Pflug für ein Symbol der Welterlösung. Den grauen Erdstaub, der damals an meiner Hand kleben blieb und mit dem ich zum Mittagsessen ging — ich möchte ihn nicht gern verwischen — er ist mir das, was dem Schmetterling der Goldstaub.

Und so mag ich's wohl noch sagen, daß ich im selben Jahre den ganzen Acker umgebaut habe, daß mein Vater mit frommer Hand das Korn in die Erde gestreut hat und daß im nächsten Frühjahre das Korn in schönster erfreulichster Grüne gestanden ist.

„Seit zehn Jahren hab' ich kein solches Kornfeld mehr gehabt," hatte mein Vater hierauf gesagt.

Im Hochsommer, als die schweren Halme zur Reife neigten, schlug der Hagel die ganze Frucht tief in den Erdboden hinein.

So war mein erstes Ackern ausgefallen. Es war lange nicht mein letztes gewesen, aber endlich ist uns die Lust vergangen, in ewiger Mühsal dort zu bauen, wo fast jedes Jahr gröber oder leichter die Schloßen d'reinfuhren. Mein Vater hat darüber nie-

mals geflucht, sondern, durch mannigfaltige Mißgeschicke entmuthigt, allmählich den Streit mit den Elementen aufgegeben.

Heute steht auf jenem Felde, über das ich den Pflug geleitet, ein schöner junger Lärchenwald; ich kann mit meiner Hand die Wipfel nicht mehr erreichen. Frisch aufwuchert es allerwärts, wo früher meines Vaters und seiner Kinder Pflug und Spaten gewühlt — frisch auf zu einem neuen Hochwald. Allmählich sind wir theils fortgedrängt worden, theils willig davongezogen von der sandigen Scholle der Vorfahren. Meine Geschwister kamen zu fremden Bauern.

Ich lernte ein Handwerk und ging dann in die Fremde, um es wieder zu vergessen. Die Mutter wurde nach manchem Jahre herber Mühsal durch den Tod erlöst. Das und Anderes erzählt dieses Buches zweiter Band. Er erzählt vom Lehrling- und Gesellenleben, von Jugendlust und allerlei Abenteuern, die den lebfreudigen Waldbauerburschen anfliegen in den fürwitzigen, goldenen, seligen Jahren. Vom Hirtenstabe zum Pflug, vom Pfluge zur Nadel, von der Nadel zur Feder — ein possirlicher, fröhlicher, herber Weg, vor dem Wanderer Rosen, hinter ihm Blutstropfen. Und das muß ich sagen: lustig war es immer. Auch in Elend und Noth war es noch lustig! Ich weiß nicht, was die verzagten Leute wollen, die mir diese schöne Welt so schmähen!

Heute steht die Waldheimat fast ohne Menschen. Ausgewandert, ausgestorben — und doch voller Leben. Nur der alte Vater ist am längsten noch geblieben in einem Häuschen mitten im sprossenden Wald. Endlich, da ihm die Wildhühner unter dem Dache genistet und die Eichhörnchen zu den Fenstern hineingelugt haben, ist auch er aufgestanden und, gestützt auf einen Stock des Wachholders, niedergestiegen in das sonnige Thal der Mürz.





Inhalt.



K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

